DAS GLÜCK DES HAUSES ROUGON: ROMAN

Émile Zola

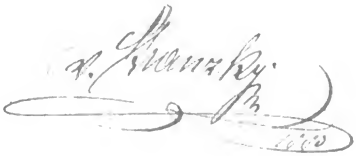
Digitized by Google

土肥藏書

第	部類	卷數	冊數	備考
百六十號	小說	全七卷	壹冊	

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Das Glück des Hauses Rougon.

Roman

von

Emil Zola.

Deutsch

von

Roderich Rode.

Großenhain u. Leipzig.
Verlag und Druck von Baumert & Ronge.
1882.

Digitized by Google

Digitized by Google

PQ2503
F7G4
1882

Vorrede.

Ich will ausführen, in welcher Weise eine Familie, eine kleine Gruppe von Existenzen, sich in einem größern Gemeinwesen ausnimmt, wenn sie allmählich sich bis zur Zahl von zehn und zwanzig Individuen vergrößert, die auf den ersten Blick völlig von einander verschieden zu sein scheinen, bei genauerm Zusehen jedoch eng mit einander verknüpft sind. Auch die Vererbung hat ihre Gesetze, wie die Schwere.

Ich werde also versuchen, indem ich die zwiefache Frage nach den Temperamenten und der Lebenswirksamkeit ins Auge fasse, den Faden aufzufinden und zu verfolgen, der mit mathematischer Folgerichtigkeit von einem Menschen zu dem andern hinläuft. Und wenn ich alle Fäden beisammen, wenn ich eine ganze soziale Gruppe fertig habe, werde ich zeigen, wie diese Gruppe lebt und handelnd in einer historischen Epoche auftritt; ich werde sie darstellen, wie sie, von den verschiedenartigsten Motiven getrieben, sich benimmt und werde gleichzeitig die Summe der Willens-

M834016

Digitized by Google

akte eines jeden ihrer Mitglieder sowie auch das allgemeine Wachsen und Werden Aller zusammen zergliedern. Die Gruppe der Rougon-Macquarts, die ich mir vorgenommen habe zu studieren, hat als charakteristisches Merkmal ein übermäßiges Begehrungsvermögen in ihr dominiert, die große Schichten unserer Zeit überflutende Neigung, sich gierig auf jeden Genuß zu stürzen. Physiologisch betrachtet, gibt sich hierin nur die langsam aber stetig aufeinander folgende Degeneration der Nerven und des Blutes einer Rasse kund, als Folge einer ursprünglichen organischen Verletzung, die dann je nach der Lebenssphäre eines jeden Individuums dieser Rasse, nach seinen Empfindungen, Begierden, Leidenschaften ihren Verlauf nehmen muß; kurz, alle Triebfedern menschlicher Handlungen, natürliche und instinktive, spielen hier mit, deren Produkte man herkömmlicher Weise den Namen von Tugenden und Lastern giebt. Historisch aufgefaßt, entstammt diese Familie dem Volke, sendet diese Zweige in die ganze zeitgenössische Gesellschaft, steigt zu allen Lebenslagen auf vermöge jener wesentlich modernen Schwungkraft, welche die niedern Klassen bei ihrem Anrennen gegen den ohnmächtigen sozialen Staatskörper empfangen, und erzählt so die Geschichte des zweiten Kaiserreichs vermittelst ihrer individuellen Dramen, vom hinterlistigen Staatsstreich an bis zur Katastrophe von Sedan.

Seit drei Jahren sammelte ich den urkundlichen Stoff zu diesem großen Werke, und der vorliegende Band ist sogar geschrieben, als der Sturz der Bonapartes, dessen ich als Künstler bedurfte, und den ich stets als Verhängnis des Schicksals am Ende des Schauspiels fand, ohne daß ich es wagte, ihn so nahe zu wähnen, als der Sturz der

Digitized by Google

Bonapartes mir die schreckliche notwendige Abwickelung meines Werkes gab. Es ist von heute ab vollständig und bewegt sich in einem abgeschlossenen Kreise; es soll das Konterfei eines abgestorbenen Reiches werden, einer merkwürdigen Epoche von Thorheit und Schmach.

Dies Werk, das wahre Episoden bilden wird, ist also nach meinen Intentionen die soziale und Natur-Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich. Und die erste Episode: „Das Glück des Hauses Rougon" könnte man auch mit dem mehr wissenschaftlichen Titel nennen: „Ausgangspunkte."

Paris, den 1. Juli 1871.

Emil Zola.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Verläßt man das südfranzösische Städtchen Plassans durch das im Süden der Stadt gelegene Römerthor, so findet man rechts von der Nizzastraße, nachdem man die ersten Häuser der Vorstadt hinter sich gelassen hat, einen öden Platz, der in dieser Gegend unter dem Namen Saint-Mittre-Platz bekannt ist.

Dieser Saint-Mittre-Platz bildet ein Rechteck von einer bedeutenden Ausdehnung, das sich bis zum Trottoir der Straße erstreckt und von diesem nur durch einen schmalen Rechtsstreifen getrennt wird. Auf der rechten Seite faßt eine kleine Straße mit verfallenem Gemäuer, die jedoch keinen Ausgang hat, diese Fläche ein; links und im Hintergrunde wird sie von zwei bemoosten Mauern eingeschlossen, über welche die hohen Äste der Maulbeerbäume des Jas-Meiffrer hinausragen. — So von allen Seiten abgesperrt, bietet diese Fläche den Anblick eines Platzes, der nirgends hinführt und nur von den Spaziergängern allein betreten wird.

In früherer Zeit befand sich hier ein Kirchhof unter dem Schutze des Saint-Mittre, eines Heiligen, der in dieser Gegend sehr verehrt wurde. Die alten Bewohner von

Digitized by Google

Plaſſans erinnerten ſich im Jahre 1851 noch ſehr gut, die Mauern dieſes Kirchhofes, der lange Jahre hindurch geſchloſſen war, ſtehen geſehen zu haben. Über hundert Jahre iſt dieſer Begräbnisplatz benutzt worden, die Erde war mit Leichen überfüllt, und man ſah ſich ſchließlich genötigt, am andern Ende der Stadt einen neuen anzulegen. Der alte Friedhof ſtand nun unbenützt; in jedem Frühjahr deckte ihn ein üppiger Pflanzenwuchs. Der fette Boden, in welchem die Totengräber keinen Spatenſtich mehr thun konnten ohne auf menſchliche Gebeine zu ſtoßen, war von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit. Üppige Kräuter, Blumen von ſeltener Farbenpracht wucherten hier, ſelbſt die Kirchhofmauern überragend, wie man das von der Straße aus wahrnehmen konnte.

Zu den Seltenheiten dieſes Platzes gehörten zu jener Zeit auch Birnbäume mit gewaltigen knorrigen Äſten, deren koloſſale Früchte jedoch keine Hausfrau, keine Wirtin von Plaſſans pflücken mochte, man ſprach in der Stadt nur mit Ekel von dieſen Früchten. Anders war es mit den Straßenbuben der Vorſtadt. In Scharen erkletterten dieſe in der Abenddämmerung die Kirchhofsmauer, um die Birnen zu ſtehlen, noch ehe dieſelben reif waren.

Der außerordentlich kräftige Pflanzenwuchs hatte aber in kurzer Zeit den Boden des alten Kirchhofes Saint-Mittre verzehrt, der Boden desſelben war in einigen Jahren gereinigt und nun dachten die Bewohner der Stadt daran, von dieſem Gemeindegute Nutzen zu ziehen. Man riß daher die Mauern längs der Straße nieder, fällte die Bäume und rottete das Unkraut aus. Alsdann wurde der Kirchhof abgeräumt, das Erdreich einige Meter tief umgegraben und die Gebeine, welche in demſelben gefunden wurden, häufte man in einer Ecke auf. Mehrere Wochen lang blieben dieſe hier liegen; die Straßenbuben, denen es um die Birnen

Digitized by Google

leid that, bedienten ſich ihrer bei ihren Spielen, indem ſie mit den Schädeln Kegel ſchoben oder ähnlichen Frevel damit trieben. Eines Morgens fanden die Bewohner von Plaſſans an den Thürklinken ſämtlicher Häuſer Gebeine der Toten. Dieſem Skandal, deſſen Andenken ſich bis auf den heutigen Tag bei den Bewohnern von Plaſſans erhalten hat, wurde erſt dann ein Ende gemacht, als man beſchloß, auf dem neuen Kirchhof eine Grube zu machen, und die Gebeine, mit denen ſo ſündhaftes Spiel getrieben worden war, dort zu verſenken.

Acht Tage hindurch ſah man nun von Zeit zu Zeit einen Schuttkarren durch die Straßen der Stadt fahren, der die menſchlichen Überreſte auf den Kirchhof transportierte, hie und da Gebeine verſtreuend. Nicht die geringſte kirchliche Zeremonie fand dabei ſtatt.

Mehrere Jahre hindurch war das Terrain des alten Kirchhofes Saint-Mittre ein Gegenſtand des Grauens in der Umgegend. Obgleich es dicht an der Straße lag und jedem geöffnet war, ſo wurde es doch von keinem Menſchen betreten. Die Stadt hatte den Plan, es zu Bauplätzen zu verkaufen, es fanden ſich aber keine Käufer hierzu. War es das Andenken an die menſchlichen Gebeine, die hier in Maſſen aufgeſchichtet lagen, oder war ein anderer Grund vorhanden, der die Menſchen zurückhielt ſich hier anzubauen, kurz und gut, die Stadt blieb im Beſitz dieſes Platzes und gab auch ſchließlich den Plan, ihn zu verkaufen, gänzlich auf. Mit der Zeit gewöhnte man ſich jedoch auch an dieſen verhängnisvollen Ort, man betrat ihn, ja man ließ ſich ſogar auf dem Raſen desſelben nieder und ſo wurde er nach und nach belebt. Um jede unangenehme Erinnerung zu verwiſchen, kam man auf den Gedanken den Namen des Ortes zu verändern, und ſo nannte man den alten Kirchhof Saint-Mittre jetzt den Saint-Mittre-

Digitized by Google

Platz, während man einem kleinen anstoßenden Gäßchen den Namen Saint-Mittre-Sackgasse beilegte.

Alle diese Begebenheiten haben sich vor langer, langer Zeit zugetragen. — Seit ungefähr dreißig Jahren bietet der Platz Saint-Mittre einen andern Anblick. Die Stadt hatte ihn nämlich für eine geringe Summe an Wagner der Vorstadt vermietet, die einen Holzhof daraus gemacht haben. Noch heutigen Tages sieht man hier ungeheure Balken von zwölf bis fünfzehn Meter Länge liegen, die großen umgeworfenen Säulen ähnlich sehen.

Die Jugend von Plassans hat sich diesen Ort zum Spielplatz auserlesen. Die ungeheuren Holzstöße bieten ihr Kurzweil genug. In Scharen kommen die Kinder täglich hierher, um auf den Balken herumzuklettern oder zu schaukeln. Was dem Platze Saint-Mittre ein sonderbares Aussehen verleiht, das sind die Lager der Zigeuner, die diese auf ihren Zügen hier ganz unter freiem Himmel aufschlagen.

Dieser Ort, wo ehemals die tiefste Stille herrschte, die nur durch das Summen der Bienen und Käfer, die hier allein um die Blumen schwirrten, unterbrochen wurde, hallt jetzt wieder von dem Jubelrufe der spielenden Kinder, von dem Geschei der Zigeuner und andern herumstreifenden Gesindels. Dazwischen tönt kreischend das Geräusch einer Sägemühle, welche in einer Ecke des Holzhofes die gewaltigen Baumstämme zerschneidet.

Sobald die Nacht ihre schwarzen Fittiche über die Erde breitet, wird es auf dem Platze Saint-Mittre einsam und unheimlich. Im Hintergrunde nur bemerkt man den Schein des erlöschenden Feuers im Lager der Zigeuner. Hin und wieder sieht man eine dunkle Gestalt vorüberhuschen, die bald in der dichten Finsternis verschwindet. Im Winter ganz besonders wird dieser Ort sehr unheimlich.

Digitized by Google

An einem Sonntage ungefähr um sieben Uhr abends kam ein junger Mann aus der Sackgasse Saint-Mittre; leise schlich er längs der Mauer und betrat den Holzhof. Es war in den ersten Tagen des Monats Dezember im Jahre 1851; das Wetter war kalt. Der Mond, der zu dieser Zeit gerade voll war, strahlte in einer Klarheit, die nur den Wintermonden eigen ist. Der Platz Saint-Mittre, den man an dunklen Abenden nur mit Grauen betrat, hatte in dem schönen Mondschein jede Unheimlichkeit verloren. Der junge Mann blieb einige Augenblicke am Rande des Platzes stehen und schaute mit mißtrauischen Blicken umher. Er hielt eine lange Flinte, deren Lauf im Scheine des Mondes glänzte, unter seinem Rocke versteckt. Die Waffe jetzt fester an sich drückend, sah er aufmerksam nach den dunkeln Schatten, welche die aufgetürmten Baumstämme warfen. Doch er konnte kein lebendes Wesen entdecken. Noch einmal ließ er seine Blicke über die weite Fläche schweifen. In der Mitte derselben stand das Gestell der Holzsäger, das lange Schatten warf, ungeheuren geometrischen Figuren ähnlich, die man mit Tinte auf Papier zeichnet.

Der übrige Teil des Holzhofes war vom Monde beleuchtet. Er war hier außer Gefahr bemerkt zu werden. Im Hintergrunde nur sah er dunkle Gegenstände, die ihn unsicher machten. Nach kurzer Beobachtung jedoch schritt er weiter und gelangte bald zu einer Allee, die sich längs der Mauer, die den Platz Saint-Mittre einschließt, hinzieht. Hier herrschte die tiefste Stille, er hörte nur das gefrorene Gras unter seinen Tritten leise knirschen. Ein Gefühl des Behagens bemächtigte sich seiner. Noch einmal blieb er stehen und horchte, ob nicht irgend ein Geräusch sich wahrnehmen ließ. Doch es regte sich nichts; alles lag hier in tiefem Schlafe, die Schatten wie auch das Licht. Alsdann

Digitized by Google

holte er die Flinte aus seinem Rocke hervor und verbarg sie in einem Holzhaufen.

In einer Ecke stand ein alter bemoster Grabstein, der bei der Abräumung des alten Kirchhofes vergessen worden war und nun, auf den Boden gelegt, eine Art Bank bildete. Auf der einen Seite desselben konnte man bei dem Schein des Mondes folgende Bruchstücke einer Grabschrift lesen: Hier ruht .... Marie ... gestorben .... Das Übrige hatte die Zeit verwischt.

Nachdem der junge Mann die Flinte verborgen hatte, horchte er abermals; da er aber wieder nichts vernahm, entschloß er sich, auf den Grabstein zu steigen. Die Mauer war niedrig, er stützte die Ellbogen auf die Mauerkante. Hinter den Maulbeerbäumen, die die Mauer einfaßten, sah er nichts als eine vom Monde hell beleuchtete Fläche. Die Ländereien des Jas-Meiffrer, eben und ohne jeden Baumwuchs, nahmen sich im Scheine des Mondes wie ein ungeheures Stück grobe Leinwand aus. Der junge Mann mochte wohl einige Minuten so gestanden haben, da hörte er sieben Uhr schlagen; er zählte die Schläge und wie überrascht und erleichtert stieg er von dem Steine herab.

Augenscheinlich machte er sich auf langes Warten gefaßt, denn er ließ sich ruhig auf die Bank nieder. Ungefähr eine halbe Stunde saß er regungslos da und starrte vor sich hin. Er hatte sich ganz in den Schatten gesetzt, der Mond aber, der immer höher aufstieg, goß jetzt sein volles Licht über ihn. Es war ein kräftiger junger Mann von charakteristischer Schönheit. Sein feiner Mund und der zarte Teint zeigten, daß er noch sehr jung war. Er mochte siebzehn Jahre zählen.

Sein hageres, längliches Gesicht war wie gemeißelt. Die gewölbte Stirn, die gebogene Nase verliehen ihm einen Ausdruck von seltener Willenskraft. Mit der Zeit mußte

Digitized by Google

dieſes Geſicht ſtrenge, ſcharf markierte Züge annehmen jetzt aber verliehen ihm die Jugend und die ſanften ſchwarzen Augen einen lieblichen milden Ausdruck. Nicht alle Frauen wären von ſeiner Schönheit begeiſtert geweſen denn er war weit davon entfernt, das zu ſein, was man einen hübſchen jungen Mann nennt; der Geſammteindruck ſeines Geſichtes aber war von einer Lebhaftigkeit und Sympathie, er zeugte von einer ſolchen Begeiſterung und Energie, daß die Mädchen ſeines Landes, die von der Sonne gebräunten Töchter des Südens, von ihm träumen mußten, wenn ſie ihn einmal geſehen.

Noch immer ſaß er in ſeine Träumereien verſunken da, er bemerkte es nicht, daß er vom Monde hell beſchienen wurde. Er war von mittlerer Größe, etwas unterſetzt. Seine Arme waren ſtark entwickelt und die Hände von der Arbeit gehärtet. Er gehörte der Arbeiterklaſſe an, wie dies ſchon ſein Äußeres zeigte. In der Haltung des Kopfes aber und in dem eigentümlichen Leuchten ſeiner Augen lag etwas wie Auflehnung gegen die Beſchränktheit des Handwerkerſtandes, der ihn zu Boden zu drücken ſchien. Er war eine reichbegabte Natur, die in kleinlichen Verhältniſſen, in der Geiſtesbeſchränktheit ſeines Standes zu Grunde gehen mußte; einer jener ſeltenen Geiſter, die unendlich darunter leiden, weil ſie ſich nicht mit voller Energie von dem Drucke befreien können. Er ſchien daher trotz ſeiner Willenskraft furchtſam, ſich ſeiner Unvollkommenheit ſchämend als wüßte er nicht, auf welche Weiſe er zur Vollkommenheit gelangen könne. Als die Uhr halb ſchlug fuhr er auf aus ſeinen Träumereien. Ängſtlich ſah er um ſich, als er bemerkte, daß der Mond ſein Licht über ihn ergoß. Er rückte wieder in den Schatten, vermochte aber nicht den einmal losgelaſſenen Faden ſeiner Träumereien wieder aufzunehmen. Seine Hände und Füße wurden

Digitized by Google

ſtarr vor Kälte. Etwas ungeduldig ſtieg er wieder auf den Grabſtein und ſchaute über die Mauer. Noch war alles ruhig, niemand ließ ſich blicken. Um ſich die Zeit zu vertreiben, ſtieg er herab und holte ſeine Flinte hervor, mit der er zu ſpielen begann.

Es mochte nicht weit von acht Uhr geweſen ſein, da hörte er ein kleines Geräuſch und eine Stimme fragte leiſe: „Biſt Du da, Silveſter?“

Silveſter ließ die Flinte fallen und war mit einem Satze auf dem Grabſtein.

„Ja, ja,“ antwortete er ebenſo leiſe. „Warte nur, ich werde Dir helfen.“

Er hatte die Arme noch nicht ausgeſtreckt, da kam über der Mauer ein Mädchenkopf zum Vorſchein. Mit der Behendigkeit einer Eichkatze war das Kind auf einen Maulbeerbaum und von dort auf die Mauerkante geklettert. Silveſter half ihr herunter, ſie ſetzte ſich auf die Bank und ſagte:

„Warteſt Du ſchon lange auf mich? . . . Ich habe mich ganz müde gelaufen.“

Silveſter antwortete nicht. Traurig ſah er das Mädchen an und indem er ſich neben ſie ſetzte, ſagte er:

„Ich wollte Dich noch einmal ſehen, Miette, und hätte darum gern auch die ganze Nacht auf Dich gewartet. Morgen früh reiſe ich ab.“

Miette bemerkte die Flinte, die vor ihr im Graſe lag. Sie wurde plötzlich ſehr ernſt und murmelte:

„Ach, ſo iſt es denn beſtimmt . . . und dort Deine Flinte.“

„Ja,“ antwortete Silveſter nach einer Pauſe, „das iſt meine Flinte. Ich zog es vor, ſie heute ſchon mit mir zu nehmen. Morgen früh könnte Tante Dide ſie bei mir bemerken und ſich deswegen ängſtigen. Ich werde ſie hier

Digitized by Google

verbergen, von wo ich sie morgen früh, kurz bevor ich fortziehe, holen will."

Miette schien ihre Augen von der Waffe nicht abwenden zu können. Silvester sprang auf und verbarg sie wieder im Holze.

„Wir haben diesen Morgen erfahren," sagte, er sich wieder setzend, „daß die Insurgenten von la Palud und von Saint-Martin-de-Vaulx unterwegs sind und die letzte Nacht in Alboise zugebracht haben. Es ist beschlossen worden, daß wir zu ihnen stoßen. Ein Teil der Arbeiter von Plassans hat bereits die Stadt verlassen, die andern sollen morgen ihren Brüdern folgen."

Er sprach das Wort „Brüder" mit einem besondern Nachdruck. Dann fuhr er begeistert fort:

„Der Kampf ist unvermeidlich, das Recht ist aber auf unserer Seite, wir werden siegen."

Miette hörte zu, indem sie vor sich hin starrte.

„Es ist gut," sagte sie kleinlaut und nach einer Pause fuhr sie fort:

„Du hattest mich zwar darauf vorbereitet ... ich hoffte jedoch noch ... Doch, es ist jetzt entschieden."

Beide schwiegen jetzt, keiner war im Stande ein Wort hervorzubringen. Tiefe Stille herrschte nun wieder in der einsamen Ecke des Holzhofes. Die beiden jungen Leute saßen stumm und regungslos auf dem Grabstein. Miette trug einen langen weißen Kapuchonmantel, der sie fast ganz einhüllte. Man sah nur ihren Kopf und die Hände. Noch heutigen Tages tragen die Leute in der Provence diese Art Mäntel, die man Pelze nennt. Miette hatte bei ihrer Ankunft das Kapuchon abgeworfen. An frische Luft gewöhnt und heißblütig wie sie war, trug sie nie eine Kopfbedeckung. Ihr bloßer Kopf hob sich von der mondbeschienenen Mauer kraftvoll ab. Miette war noch ein

Digitized by Google

Kind, sie zählte erst dreizehn Jahre, ihre Züge hatten daher noch die Zartheit eines aufbrechenden Knöspchens. Trotz ihrer Jugend war sie doch schon stark und fast so groß wie Silvester. Zergliederte man ihr Gesicht, so fand man nichts Schönes an demselben. Die kurze, dicke, etwas aufgestülpte Nase, die zu roten aufgeworfenen Lippen waren nichts weniger als schön; und doch bildeten diese Gesichtsteile ein Ensemble von seltener, überraschender Schönheit. Wenn Miette lachend den Kopf zurückwarf, hatte sie Ähnlichkeit mit einer Bacchantin. Um in ihr die Jungfrau, das Kind von dreizehn Jahren zu finden, mußte man sehen, wieviel Unschuld und Naivität in ihrem Lachen lag, mußte man besonders die noch kindliche Zartheit ihres Kinns und ihrer Schläfe beobachten.

Lange blieben Silvester und Miette stumm. Ihre Seelen waren bei dem Gedanken an den folgenden Tag mit Bangigkeit und Unruhe erfüllt. Sie verstanden sich und fühlten, wie unnütz, ja grausam es wäre, in laute Klagen auszubrechen. Das junge Mädchen jedoch, überwältigt von zu großem Leide, warf sich an seine Brust und stammelte:

„Du wirst doch wiederkommen, nicht wahr?"

Silvester antwortete nicht, er fürchtete zu weinen wie sie. Schweigend küßte er sie auf die Stirn.

Abermals entstand eine Pause. Nach einigen Minuten schauerte Miette zusammen; sie fühlte, daß ihr Körper vor Kälte starr wurde.

„Mir ist sehr kalt," sagte sie, indem sie die Kapuze wieder auf den Kopf zog.

„Willst Du etwas gehen?" fragte der junge Mann. „Es ist noch nicht neun Uhr, wir können noch einen kleinen Spaziergang machen."

„Ja, gehen wir," antwortete sie lebhaft, „gehen wir

Digitized by Google

den Weg entlang bis zur Mühle ... Ich könnte die ganze Nacht mit Dir zubringen."

Sie erhoben sich. Miette warf eine Hälfte ihres weiten Mantels über seine Schultern und so schritten sie langsam über den Holzhof der Straße zu. Die Nizzaer Straße, auf deren beiden Seiten sich Häuser der Vorstadt befinden, war im Jahre 1851 noch von zwei Reihen mächtiger alter Ulmen eingefaßt, welche sie in eine prächtige Allee umwandelten. In neuerer Zeit sind diese durch kleine Platanen ersetzt worden. Die beiden jungen Leute gingen schweigend neben einander. Der Gedanke an den nahen Abschied machte ihre Herzen traurig und beklommen. Bald hatten sie das Ende der Vorstadt erreicht. Hier befand sich die Besitzung des Jas-Meiffrer. Durch ein hohes Gitterthor sah man eine lange Allee von Maulbeerbäumen; unwillkürlich wandten die jungen Leute ihre Blicke dorthin.

Von Jas-Meiffrer ab geht der Weg allmählich zu einem Thale hinunter, durch welches sich die Viorne, ein kleines Flüßchen, schlängelt. Auf beiden Seiten des Weges breiteten sich die frischbestellten Felder aus, in dem klaren Scheine des Mondes großen Lagen von grauer Watte ähnlich.

Tiefe Stille, die nur durch das ferne Murmeln der Viorne unterbrochen wurde, herrschte in der Natur.

„Ich hatte große Mühe, heute Abend fortzukommen," begann Miette. „Mein Onkel wollte sich gar nicht dazu verstehen, mich zu beurlauben. Er hatte sich in einen Keller eingeschlossen, wahrscheinlich um sein Geld dort zu vergraben, denn er schien diesen Morgen sehr erschreckt über die Dinge, die sich vorbereiten."

„Sei guten Mutes," entgegnete Silvester, „es wird ine Zeit kommen, wo wir uns den ganzen Tag sehen werden .. Du mußt Dich nicht grämen."

Digitized by Google

„Ach," sagte das junge Mädchen, „was hilft das Wollen . . . Es kommen Tage, wo ich sehr traurig bin. Es sind aber nicht die schweren Arbeiten, die mich mißmutig machen, im Gegenteil, ich bin oft glücklich über die Härte meines Onkels. Es war durchaus nicht unrecht von ihm, daß er mich zur Bäuerin gemacht, anders wäre ich vielleicht schlecht geworden, denn weißt Du, Silvester, es giebt Augenblicke, wo ich mich verdammt glaube. Dann möchte ich am liebsten tot sein . . . Ich denke an den, von dem Du weißt . . ."

Sie brach in lautes Schluchzen aus, als sie die letzten Worte ausgesprochen hatte. Silvester unterbrach sie heftig.

„Schweige," sagte er, „Du hast mir versprochen, nicht mehr daran zu denken. Es ist nicht Deine Schuld."

Dann fuhr er in einem mildern Tone fort:

„Wir lieben einander herzlich, nicht wahr? Wenn wir erst verheiratet sind, dann sollst Du keine schlechte Stunde mehr haben."

„Das weiß ich," murmelte Miette, „Du bist gut, Du stehst mir stets liebreich bei. Ich bin aber oft mit meinem Schicksal unzufrieden, es scheint mir oft, daß man mir Unrecht thut, und dann fühle ich den Drang in mir, schlecht zu sein. Ich spreche offen mit Dir, Silvester, jedesmal wenn man mir den Namen meines Vaters ins Gesicht schleudert, ist's mir, als stoße man mir einen Dolch ins Herz. Wenn mir die Straßenbuben „die Chantegreil" nachschreien, bin ich außer mir; ich könnte sie dafür prügeln."

Sie schwieg eine Weile; alsdann fuhr sie fort:

„Du kannst Dich glücklich schätzen, daß Du ein Mann bist und kämpfen kannst."

Silvester ließ sie ruhig ausreden; alsdann sagte er mit trauriger Stimme:

Digitized by Google

„Du thuſt Unrecht, Miette; Dein Zorn iſt ſchlecht. Du mußt Dich nicht gegen Gottes Fügungen auflehnen. Ich werde kämpfen, jedoch nicht um irgend ein Rachegefühl zu befriedigen, ſondern um des guten Rechtes willen.“

„Das thut nichts,“ fuhr das Mädchen fort, „ich möchte gern ein Mann ſein, um kämpfen zu können.“

Silveſter entgegnete nichts; ſie erſah daraus, daß ſie ihn unzufrieden gemacht hatte, und war plötzlich beſänftigt.

„Du biſt mir doch nicht böſe?“ ſagte ſie bittend. „Deine Abreiſe iſt es, die mich ſo traurig macht und die dergleichen Gedanken in meinem Gehirn aufkommen läßt. Ich weiß ſehr gut, daß Du Recht haſt, daß ich demütig ſein ſoll.“ Sie fing zu weinen an. Gerührt nahm Silveſter ihre Hände in die ſeinigen und küßte ſie.

„Du biſt wie ein Kind,“ ſagte er zärtlich. „Ich bin Dir durchaus nicht böſe, ich möchte Dich aber glücklich ſehen, und dazu kannſt Du ſelber viel beitragen.“

Beide ſchwiegen, ihren trüben Gedanken nachhängend.

Nach einigen Minuten nahm Silveſter das Geſpräch wieder auf.

„Hältſt Du mich vielleicht für glücklicher als Dich?“ fragte er. „Hätte mich meine Großmutter nicht aufgenommen und erzogen, was wäre aus mir geworden? Meinen Onkel Anton ausgenommen, der Arbeiter iſt wie ich, und der mich gelehrt hat, die Republik zu lieben, machen ſich meine Verwandten nichts aus mir; ſie ſcheinen zu fürchten, daß ich ſie durch meine Nähe verunreinige.“

Er wurde immer eifriger in ſeiner Rede, unwillkürlich blieb er ſtehen und hielt Miette auf.

„Ich verachte keinen Menſchen,“ fuhr er fort, „und wünſche Keinem Böſes. Wenn wir aber ſiegen, dann will ich den ſauberen Herren die Wahrheit ſagen. Du wirſt

Digitized by Google

sehen, nach unserer Rückkehr werden wir alle frei und glücklich leben."

Miette hatte ihn sanft fortgezogen, sie setzten ihren Weg fort.

„Du schwärmst ja so für die Republik," sagte das Mädchen, indem sie zu scherzen versuchte. „Liebst Du sie vielleicht mehr als mich?"

Sie lachte, es lag aber doch eine gewisse Bitterkeit in diesem Lachen. Sie dachte vielleicht, daß es Silvester kein Opfer kostete, sie zu verlassen und in den Kampf zu ziehen. Der junge Mann aber antwortete ihr in ernstem Tone:

„Du bist meine Frau, Dir habe ich mein ganzes Herz gegeben. Ich liebe die Republik, weil ich Dich liebe. Wenn wir verheiratet sein werden, müssen wir Ansehen, Ehre besitzen, und um dieser Ehre willen ist es ja größtenteils, daß ich morgen fortgehen werde. Rätst Du mir noch, zu Hause zu bleiben?"

„O, nein," antwortete das junge Mädchen lebhaft. „Ein Mann muß stark, muß mutig sein. Verzeihe mir, daß ich so eifersüchtig war. Ich möchte gern auch so stark sein wie Du. Gewiß würdest Du mich dann noch mehr lieben, nicht wahr?"

Dann fuhr sie in ihrer kindlichen Weise fort:

„Wie ich mich freuen werde, wenn Du wieder kommst!"

Mittlerweile hatten die jungen Leute das Ziel ihres Spazierganges erreicht. Auf einer Anhöhe sah man im Scheine des Mondes die Ruine einer Windmühle. Sie hatten während der ganzen Zeit nicht einen Blick auf die Landschaft geworfen. Jetzt sah Silvester auf und rief überrascht:

„Wie weit wir schon gegangen sind! Sieh dort die Mühle. Es muß schon halb zehn sein! es ist die höchste Zeit, daß wir umkehren."

Digitized by Google

„Noch bis zum nächsten Seitenwege," bat Miette, „dann aber auch nicht einen Schritt weiter."

Sie setzten den Weg fort, die lebhafte Unterhaltung aber hatte ein Ende genommen. Silvester hatte die Republik, von welcher er eben mit einer solchen Begeisterung gesprochen, vergessen und Miette dachte auch nicht mehr daran, daß ihr Geliebter sie in einer Stunde für lange Zeit, ja vielleicht für immer verlassen sollte. Sie waren beide in tiefe Träumereien versunken.

Der Seitenweg, den Miette erwähnte, und der zu einem kleinen Dorfe an der Viorne führte, war erreicht, die jungen Leute aber schritten weiter, als hätten sie ihn nicht bemerkt.

Nach einigen Minuten sagte Silvester:

„Es muß schon sehr spät sein, Du wirst zu müde werden."

„Nein," versicherte das Mädchen, „ich könnte noch zwei Meilen weit gehen. Willst Du, so gehen wir noch bis zu den von Wiesen Saint-Claire. Dann aber auch wirklich keinen Schritt mehr weiter."

Silvester machte keine Einwendungen, auch sein Herz schlug bange bei dem Gedanken an die Trennung, die auf dem Rückwege erfolgen mußte. Langsamen Schrittes gingen sie weiter und langten bald im Thale an. Hier breiteten sich schöne Wiesen aus, die durch eine Hecke von der Straße getrennt wurden und den Namen „Wiesen von Saint-Claire" führen.

„Bah!" sagte Silvester, als er die erste Grasfläche vor sich sah, „wir können wohl auch noch bis zur Brücke gehen."

Miette lachte hell auf.

Die Brücke war an der Stelle, wo die Hecke begann und die schöne Ulmenallee endigte, ungefähr dreihundert

Digitized by Google

Meter weit entfernt. Um diese kleine Strecke zurückzulegen, brauchten die jungen Leute eine Viertelstunde Zeit. Aber trotz aller Langsamkeit kamen sie endlich doch auf der Brücke an. Hier blieben sie stehen.

Vor ihnen stieg die Nizzaer Straße allmählich an; sie konnten aber nur eine kleine Strecke derselben sehen, weil sie eine Krümmung machte und sich dann in einem Gehölz verlor. Auf der entgegengesetzten Seite des Thales lag der Teil der genannten Straße, den sie eben passiert hatten und der in gerader Linie von Plassans zur Viorne führt. Die jungen Leute wandten ihre Blicke dorthin. Die mit Ulmen bepflanzte Straße sah in dem klaren Mondscheine wie ein silbernes Band aus, das von beiden Seiten dunkel eingefaßt ist. Rechts und links von demselben breiteten sich weite Felder aus, großen grauen Seen ähnlich. In der Ferne sah man hier und da einen matten Lichtschimmer, der von den noch erhellten Fenstern der Vorstadt herrührte. Silvester und Miette waren ganz betroffen von dem Anblick. Man konnte sich aber auch kaum eine schönere Landschaft denken. Dazu herrschte Totenstille ringsumher, nicht ein Lüftchen regte sich.

Die jungen Leute lehnten sich an das Brückengeländer und schauten hinab. Die Viorne, durch häufige Regengüsse angeschwollen, floß murmelnd unter ihren Füßen. In der Ferne unterschied man stromauf- und stromabwärts Umrisse von Bäumen, welche die Ufer des Flusses einfaßten. Hier und da fiel ein Strahl des Mondes auf die Wasserfläche und bildete lange, glänzende Streifen auf derselben.

Silvester und Miette kannten diese Gegend sehr genau. Wie oft waren sie nicht in den warmen Julinächten hierher gekommen, um frische Luft und schöne Aussicht in diesem lieblichen Thale zu genießen. Jede Krümmung des Flusses,

Digitized by Google

jeder Stein war ihnen hier bekannt. Träumerisch ließen sie ihre Blicke durch das Thal schweifen. All die glücklichen Stunden, die sie hier verlebt, standen lebhaft vor ihren Seelen.

Plötzlich warf Silvester den Mantel ab und horchte Miette, ganz erstaunt, that das Gleiche, ohne sich jedoch das sonderbare Benehmen des jungen Mannes erklären zu können.

Ein eigentümliches Geräusch drang von hinter den Hügeln, in welchen sich die Nizzaer Straße verliert, an sein Ohr, jetzt noch einem fernen Wagengerassel ähnlich Mit jeder Sekunde aber wurde es deutlicher, es hörte sich nun an, wie Tritte eines heranziehenden Heeres, und dazwischen tönte Jubelgeschrei. Silvester horchte, ohne sich jedoch den Lärm erklären zu können. Plötzlich erschien an der Krümmung der Straße eine schwarze Masse und die Marseillaise, mit einer wahren Rachewut gesungen, schallte durch die stille Nacht.

„Die sind es!" rief Silvester voll freudiger Begeisterung. Schnell eilte er den Hügel hinan, Miette mit sich fortziehend.

Auf der linken Seite der Straße befand sich eine Böschung, mit Eichen bepflanzt; diese bestieg er mit dem jungen Mädchen, um nicht von dem Strome mit fortgerissen zu werden.

Als sie sich oben befanden, sah das junge Mädchen mit traurigen Blicken nach den Männern, deren ferner Gesang schon genügt hatte, Silvester ihren Armen zu entreißen. Es schien ihr, als stellte sich diese unheimliche Schar zwischen sie und ihn. Vor einigen Minuten noch waren sie so glücklich, und jetzt beachtete Silvester sie gar nicht mehr, seine ganze Aufmerksamkeit war den Fremden zugekehrt, die er seine „Brüder" nannte.

Digitized by Google

Der Trupp zog unaufhaltsam den Hügel hinab. Die Straße war in einen Strom umgewandelt, der lebendige Fluten wälzte, die kein Ende zu nehmen schienen; an der Krümmung des Weges erschienen immer neue Scharen, deren Gesang die Luft durchschallte. Als das letzte Bataillon sich dem Thale näherte, war der Tumult geradezu betäubend. Die ganze Gegend, die noch vor wenigen Minuten in tiefem Schlafe lag, erzitterte davon. Die Marseillaise erfüllte die Luft und das Echo der fernen Berge hallte sie wieder. Silvester, bleich vor Aufregung, beobachtete die Scharen.

„Ich glaubte," sagte Miette, „Ihr solltet Plassans auf Euren Märschen gar nicht berühren."

„Jedenfalls wird man den Plan geändert haben," antwortete Silvester, „es war beschlossen worden, daß wir auf dem Wege nach Toulon zum Hauptorte gelangen sollten."

Mittlerweile war der Zug in der Nähe der beiden jungen Leute angekommen; in der zusammengewürfelten Schar herrschte mehr Ordnung, als man das von einer so undisziplinierten Bande hätte erwarten können. Die Insurgenten der einzelnen Städte und Dörfer bildeten kleine Abteilungen für sich. Alle schienen einem Oberhaupte zu gehorchen. Es konnten ungefähr dreitausend Mann beisammen sein. In dem Schatten, welchen die hohen Eichen warfen, konnte man schlecht die Einzelheiten des Zuges unterscheiden; sechs oder sieben Schritte von dem Orte aber, wo sich die beiden jungen Leute verborgen hielten, warf der Mond einen hellen Schein auf den Weg.

Als die Insurgenten an dieser Stelle angelangt waren, konnte man ganz genau sowohl ihre Trachten als auch ihre Gesichtszüge unterscheiden.

Miette, wiewohl außer Gefahr bemerkt zu werden,

Digitized by Google

stand bleich und zitternd da und sah nach den unheimlichen Gestalten, die, von einer wahren Rachewut getrieben, an ihr vorüberzogen. Silvester, der ihre Angst bemerkte, näherte sich ihr und nannte die verschiedenen Abteilungen, wie sie vorbeimarschierten.

An der Spitze des Zuges schritten Männer von riesenhafter Größe, auf den Schultern Beile tragend, die im Schein des Mondes glänzten.

„Das sind die Holzhauer aus den Wäldern der Seille," sagte Silvester. „Man hat sie zu Sapeurs gemacht. Auf ein Zeichen ihres Anführers würden diese Männer bis Paris gehen und sämtliche Thüren der Städte mit ihren Äxten einschlagen."

Eine neue Abteilung erschien hinter den Holzhauern. Es waren Arbeiter und Männer mit langen Bärten und gebräunten Gesichtern.

„Das sind die Insurgenten von la Palud," fuhr Silvester fort, „die ersten, die aufrührerisch geworden. Die Männer in Kitteln sind Arbeiter, die andern, welche Sammetwesten tragen, müssen Jäger und Kohlenbrenner sein. Die Jäger haben Deinen Vater gekannt, Miette. Sie haben gute Waffen, die sie geschickt handhaben. Ach, wären doch alle so bewaffnet. Aber sieh nur, die Arbeiter haben nur Knüppel."

Miette hörte schweigend zu. Als Silvester ihren Vater erwähnte, stieg ihr das Blut nach dem Kopfe. Ihr Wangen glühten. Mit einem Ausdruck verhaltenen Zorne in ihrem Gesichte beobachtete sie die Jäger. Ihre Angst war nun einer fieberhaften Aufregung gewichen.

Den Männern von la Palud folgte ein anderer Trupp Arbeiter, unter denen man eine große Anzahl von Bürgern in Paletots bemerkte.

„Das sind die Leute von Saint-Martin de Vaulx,"

Digitized by Google

sagte Silvester; „es befinden sich viel Reiche darunter, die ruhig zu Hause bleiben könnten, die aber trotzdem um der Freiheit willen ihr Leben aufs Spiel setzen. Auch hier fehlen Waffen . . . es sind nur einige Jagdflinten vorhanden . . . Siehst Du, Miette, die Männer, die am linken Arme rote Binden tragen? Das sind die Anführer."

Während Silvester so sprach, waren wieder zwei andere Abteilungen vorübergezogen.

„Hast Du gesehen?" sagte er; „die Insurgenten von Alboise und von les Tulettes sind soeben vorbeimarschiert. Ich habe Burgat, den Schmied, erkannt . . . . Sicherlich werden sie sich heute der Schar angeschlossen haben . . . Wie sie laufen!"

Miette beugte sich vornüber, um die ihr von Silvester bezeichneten Leute länger im Auge behalten zu können. In demselben Augenblick erschien ein Bataillon, welches größer und besser diszipliniert war als alle andern. Die Insurgenten, die dasselbe bildeten, trugen blaue Kittel und rote Gürtel. In ihrer Mitte ritt ein Mann, an dessen Seite ein langer Säbel hing. Ein großer Teil dieser improvisierten Soldaten war mit Flinten versehen.

„Die kenne ich nicht," sagte Silvester. „Der Reiter muß ihr Chef sein, von dem man mir schon erzählt hat. Er führt auch die Insurgenten von Faverolles und den benachbarten Dörfern an. Wären doch alle so gut bewaffnet!"

Er hatte kaum Zeit, Atem zu holen. Hinter den Leuten von Faverolles folgten kleine Gruppen, aus zehn bis zwölf Männern bestehend. Alle trugen kurze Waffen, wie sie bei den Landleuten des Südens gebräuchlich sind. Diese Gruppen waren mit Heugabeln und Sensen bewaffnet, ja manche hatten nur breite Schaufeln. Jedes Dorf hatte seine starken Männer geschickt.

Digitized by Google

Silveſter, der die verſchiedenen Gruppen an ihren Anführern erkannte, zählte ſie in großer Haſt.

„Die Inſurgenten von Chavanoz," ſagte er. „Es ſind zwar nur acht da, aber ſie ſind feſt; mein Onkel Anton kennt ſie ... Sieh da Razères! Pouiols!... Alle ſind da, nicht einer fehlt."

Jetzt, da jedes Bataillon nur einige Männer zählte, mußte Silveſter ſie ſchnell hintereinander nennen, und dieſe Überſtürzung gab ſeinen Worten einen verwirrten Anſtrich.

„Ach, Miette," fuhr er fort, „dieſer ſchöne Aufzug! Bozan! Vernaux! Corbière! Es werden noch mehr kommen, Du wirſt ſehen. Saint-Eutrope! Marzet! les Gardes! Maſſanne! Paß auf, wir werden ſiegen! Das ganze Land iſt auf unſerer Seite! Sieh nur die Arme dieſer Männer, ſie ſind hart und ſchwarz wie Eiſen. Das nimmt noch immer kein Ende. Dort Pruinas! les Roches Naires. Die letzten ſind Schleichhändler, ſie haben Flinten ... Caſtel-le-Vieux! Sainte-Anne! Graille! Eſtourmel! Murdaran!"

Mit vor Aufregung erſtickter Stimme endigte er die Aufzählung der Männer, die, wie von einem Wirbelwinde erfaßt, an ihnen vorüberſauſten. Hoch aufgerichtet, mit glühenden Wangen ſtand er da und zeigte nach den einzelnen Abteilungen. Miette beobachtete genau; ſie fühlte ſich an den Rand des Weges gezogen; um nicht die Böſchung hinabzugleiten, hielt ſie ſich an Silveſter feſt. Ihre Sinne waren von dem Tumult benommen. Ein ganz eigentümlicher Rauſch von Wut und Tapferkeit entſtieg dieſer lärmenden Menge. Die ſich dahinwälzende Menſchenmaſſe, Jünglinge, reife Männer und Greiſe, dieſe fremdartigen Waffen, die verſchiedenen Trachten, von dem einfachen Kittel des Tagelöhners bis zum Paletot des Bürgers, die

Digitized by Google

lange Reihe von Köpfen und die von Wut und fanatiſcher Begeiſterung verzerrten Geſichter nahmen mit der Zeit vor den Augen des jungen Mädchens die Züge eines reißenden Stromes an. Das Brüllen der zügelloſen Menge, die Aufforderung zum Kampf und zum Tode, dieſes brennende Verlangen nach Freiheit übten einen eigenen Zauber auf ſie aus. Miette war bei der Annäherung der Bande erblaßt, ſie war aber eine feurige, für alles leicht begeiſterte Natur und nun hätte ſie am liebſten auch eine Waffe ergriffen und wäre mit den Inſurgenten mitgezogen. Ihre weißen Zähne erſchienen bei dem Anblick der Flinten und Senſen länger und ſpitzer hinter ihren roten Lippen; ſie hatte das Ausſehen eines junges Wolfes, der im Begriff iſt, ſeine Beute zu zerreißen.

Als Silveſter in Haſt die verſchiedenen Abteilungen nannte, ſchien es ihr, als verdoppelten die Dahinziehenden ihre Schritte bei jedem Wort des jungen Mannes.

Ihre Sinne waren benommen, ſie ſchloß die Augen und große, heiße Thränen rollten über ihre Wangen. Auch Silveſters Augen wurden feucht.

„Ich ſehe die Leute nicht, die heute Nachmittag Plaſſans verlaſſen haben," ſagte er leiſe, indem er nach dem Ende des Zuges blickte, der ſich noch im Schatten befand. Dann aber rief er freudig:

„Da ſind ſie! . . . ſie haben die Fahne, man hat ihnen die Fahne anvertraut."

Schnell wollte er nun die Böſchung hinabeilen und ſich dem Zuge anſchließen. In demſelben Augenblicke blieben die Inſurgenten ſtehen. Es wurden Befehle erteilt. Die Marſeillaiſe verhallte plötzlich, man hörte nur noch ein dumpfes Murmeln, das dieſer aufgeregten Menge entſtieg. Silveſter horchte. Es wurde der Befehl erteilt, daß ſich die Leute von Plaſſans an die Spitze des Zuges ſtellen

Digitized by Google

ſollten. Wie ſich nun jedes Bataillon an den Rand des Weges ſtellte, um die Fahnenträger vorzulaſſen, beſtieg der junge Mann wieder die Böſchung, indem er Miette mit ſich fortzog.

„Komm," ſagte er, „wir werden noch vor ihnen auf der andern Seite der Brücke ſein." Und einen andern Weg einſchlagend, liefen ſie, ohne ein Wort mit einander zu wechſeln, der Brücke zu. Trotz des großen Umweges, den ſie gemacht, kamen ſie doch gleichzeitig mit den Leuten von Plaſſans dort an. Silveſter begrüßte ſich mit ihnen und man glaubte, der junge Mann ſei dem Zuge entgegen gekommen. Miette, deren Geſicht von der großen Kapuze ihres Mantels halb verſteckt war, wurde mit neugierigen Blicken betrachtet.

„Das iſt ja die Chantegreil," ſagte ein Mann aus der Vorſtadt, „die Nichte des Rébufat."

„Woher kommſt Du?" rief eine zweite Stimme.

Miette ſtand verwirrt da, wie um Hilfe flehend ſah ſie Silveſter an, aber ehe dieſer ein Wort hervorbringen konnte, rief eine neue Stimme aus der Gruppe:

„Ihr Vater iſt ja im Kerker, wir wollen keine Gemeinſchaft haben mit der Tochter eines Diebes, eines Mörders!"

Miette erbleichte.

„Ihr lügt," murmelte ſie, „mein Vater hat nicht geſtohlen."

Silveſter knirſchte vor Wut mit den Zähnen.

„Laß nur," ſagte Miette, „das geht nur mich allein an."

Alsdann wiederholte ſie, ſich zu der Gruppe wendend:

„Ihr lügt, Ihr lügt, mein Vater hat keinem Menſchen einen Sou entwendet. Das wißt Ihr ja ganz gut, warum beſchimpft Ihr ihn denn?"

Entrüſtet ſtand Miette da. Sie war ziemlich ruhig

Digitized by Google

geblieben, als man ihren Vater einen Mörder nannte; daß man ihn aber des Diebstahls beschuldigte, erbitterte sie aufs höchste. Man wußte das, darum warf man ihr diese Beschuldigung oft aus Bosheit vor. Die Arbeiter lachten höhnisch, als sie die Entrüstung des jungen Mädchens sahen. Silvester war in der größten Aufregung. Jedenfalls hätte die Sache einen schlechten Verlauf genommen, wäre nicht ein Jäger von der Seille, welcher sich auf einen Steinhaufen am Rande des Weges gesetzt hatte, Miette zu Hilfe gekommen.

„Die Kleine hat Recht," sagte er; „Chantegreil war einer von den unsrigen. Ich habe ihn gekannt. Was seine Angelegenheiten anbetrifft, so hat man ja nie Gewißheit darüber erhalten können. Ich habe seiner Aussage vor Gericht stets Glauben geschenkt. Der Gendarm, den er auf der Jagd erschossen hat, muß ihm auch die Pistole auf die Brust gesetzt haben. Man verteidigt sich doch! Chantegreil war ein ehrlicher Mann, er hat nicht gestohlen."

Dieses Zeugnis genügte, um Miette Verteidiger zu verschaffen. Mehrere Arbeiter wollten Chantegreil ebenfalls gekannt haben.

„Ja, ja, es ist wahr," sagten sie, „er war kein Dieb. Es giebt Leute in Plassans, die man statt seiner in den Kerker schicken sollte. Chantegreil war unser Bruder ... Beruhige Dich, Kleine."

Niemals hatte Miette Gutes von ihrem Vater sagen hören. Man hatte ihn stets einen Schurken, einen Räuber vor ihr genannt, und nun fand sie Herzen, die ein Wort der Verzeihung für ihn hatten, die ihn einen ehrlichen Mann nannten. Heiße Thränen rollten über ihre Wangen Sie suchte diesen Männern ihre Dankbarkeit zu bezeugen Neben ihr stand der Fahnenträger. Statt jeden Dankes sagte sie bittend zu diesem:

Digitized by Google

„Gieb sie mir; ich werde sie tragen."

„So ist's recht," riefen die Arbeiter, „die Chantegreil wird die Fahne tragen."

Einige bemerkten, sie werde bald müde werden und nicht weit gehen können.

„Ich bin stark," sagte Miette stolz, indem sie ihre dicken Arme sehen ließ.

Sie nahm nun ihren Mantel, der mit rotem Tuche gefüttert war, ab, wandte ihn auf die linke Seite und legte ihn wieder an. Alsdann ergriff sie die Fahne, die sie fest an sich drückte.

„Es lebe die Chantegreil," schallte es von allen Seiten. „Sie soll bei uns bleiben und uns Glück bringen."

Dieses Applaudieren hätte noch lange gedauert, wäre nicht der Befehl zum Abmarsche erteilt worden. Man machte sich nun wieder auf den Weg. Miette drückte Silvester, der sich an ihre Seite gestellt hatte, die Hand und murmelte:

„Hörst Du! Ich werde bei Dir bleiben. Willst Du das?"

Silvester antwortete nicht, stumm reichte er ihr die Hand. Er war wie alle andern bei dem Anblick des jungen Mädchens von Begeisterung ergriffen. Gern hätte er nun seine Flinte gehabt. Die Insurgenten schritten aber sehr langsam vorwärts. Man sollte so wenig als möglich Geräusch machen. Einer riesenhaften Schlange ähnlich bewegte sich der Zug zwischen den beiden Ulmenreihen; als er die Vorstadt erreicht hatte, schritt Silvester dem Platze Saint-Mittre zu, um seine Flinte zu holen. Alsdann eilte er den Insurgenten nach, die er am Römerthor einholte.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Plassans ist eine Unterpräfektur-Stadt mit ungefähr zehntausend Einwohnern. Sie liegt auf dem Plateau, das die Viorne beherrscht; im Norden lehnt sie sich an die Hügel der Garrigues, die letzten Ausläufer der Alpen. Im Jahre 1851 stand sie nur durch zwei Straßen mit den benachbarten Ortschaften in Verbindung, nämlich durch die Straße von Nizza im Westen und die im Osten aufsteigende Straße von Lyon. In neuerer Zeit hat man eine Eisenbahn gebaut, welche die Stadt im Süden schneidet. Befindet man sich auf dem Bahnhofe, der auf dem rechten Ufer des kleinen Flusses liegt, so bemerkt man, in die Höhe sehend, die ersten Häuser von Plassans. Ehe man diese erreicht, muß man jedoch noch eine Viertelstunde bergauf gehen. Dank dem Mangel an Verbindung wird wohl keine andere Stadt den aristokratischen Charakter der Altstadt der Provence so gut konserviert haben wie Plassans. Sie besitzt noch heute ein ganzes Viertel von Palästen, eine erhebliche Anzahl von Kirchen, ferner sehr viele Jesuiten- und Kapuzinerklöster, die unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. erbaut worden. Der Unterschied der Stände hat sich hier lange Zeit intakt erhalten, wozu schon der Umstand viel beitrug, daß die Stadt in drei Teile geteilt ist, die streng von einander geschieden sind

Digitized by Google

und von denen jeder eine kleine Stadt für sich bildet, die ihre eigenen Kirchen, Promenaden, ja ihre besondern Sitten und Gebräuche hat. Das Viertel der Vornehmen, Viertel Saint-Marc genannt, ein kleines Versailles mit graden Straßen, deren große Häuser von schönen Gärten umgeben sind, breitet sich im Süden am Rande des Plateaus aus. Viele große Häuser, am Abhange des Berges gelegen, haben eine doppelte Terrasse, von wo man das Thal der Viorne überblicken kann: eine Aussicht, die weit und breit berühmt ist.

Das alte Viertel, die alte Stadt, dehnt im Nordosten ihre engen krummen Straßen aus. Hier befindet sich die Mairie, das Haus des Bürgermeisters, der Marktplatz und die Gendarmerie. Dieser Teil von Plassans, der bevölkertste, wird von Kaufleuten, Arbeitern und andern kleinen Leuten bewohnt. Die Neustadt endlich, die ein Rechteck bildet, breitet sich im Nordwesten aus. Hier wohnen die Bürger und diejenigen, welche irgend eine höhere Profession ausüben. Dieses Viertel, in welchem sich die Unterpräfektur befindet, zählte im Jahre 1851 nur fünf bis sechs Straßen; es verdankt seine Entstehung also der neuern Zeit und ist besonders seit der Erbauung der Eisenbahn bedeutend größer geworden.

Was noch in unsern Tagen die drei Stadtteile von Plassans so streng von einander scheidet, ist der Umstand, daß die einzelnen Viertel von großen Straßen begrenzt werden. Die Promenade Sauvaire und die Straße von Rom, welche von Osten nach Westen gehen, von dem Großen Thor bis zum Römerthor, teilen die Stadt in zwei Teile, nämlich in das Viertel der Vornehmen und das der beiden andern. Diese werden wieder durch die schöne Straße de la Banne, welche am Ende der Promenade Sauvaire beginnt und im Norden ansteigt, von einander getrennt. An

Digitized by Google

einer Seite derselben liegt das alte Stadtviertel und auf der andern die Neustadt. Hier erhebt sich auf einem mit Bäumen bepflanzten Platze die Unterpräfektur, ein Gebäude, auf welches die Bürger von Plassans sehr stolz sind.

Eine große, zum Teil schon verfallene Mauer, die keinen andern Zweck hat, als der Stadt ein unheimliches Aussehen zu geben, umgiebt Plassans.

An mehreren Stellen sind diese lächerlichen Festungswerke durchbrochen; die beiden größten Öffnungen in denselben sind die zwei bereits genannten Thore, nämlich das Römerthor, welches zur Straße von Nizza, führt und auf dem entgegengesetzten Ende der Stadt das Große Thor, durch das man auf die Straße von Lyon gelangt. Bis zum Jahre 1853 waren diese Thore mit großen starken Thüren versehen, welche zur Nacht im Winter um zehn Uhr, im Sommer um elf Uhr sorgfältig verrammelt wurden. Ein Wächter, der in einer Ecke des Portals logierte, hatte die Aufgabe jedem Verspäteten das Thor zu öffnen, was aber nicht so ohne Weiteres geschah. Er ließ nämlich keinen ein, ohne ihn nicht zuvor mit seiner Laterne beleuchtet und ihn aufs Sorgfältigste geprüft zu haben. Der ganze Geiz der Stadt, die Feigheit, der Egoismus, die Abneigung gegen die Außenwelt und das Wohlgefallen an dem abgeschlossenen Leben, sprach sich in diesem Verrammeln der Thore aus. Wenn Plassans sich fest eingeschlossen hatte, sagte es sich: „ich bin zu Hause", mit dem Behagen eines Bürgers, der ohne Furcht für seine Kasse, sicher durch kein Geräusch gestört zu werden, sich zur Ruhe begiebt.

Die Bevölkerung von Plassans teilt sich in drei Gruppen. Soviel Stadtviertel, soviel verschiedene Gesellschaftsklassen. Man zählt hierzu nicht die höhern Staatsbeamten, den Unterpräfekten, den Einnehmer, den Aufseher

Digitized by Google

der Hypotheken, den Postvorsteher, alles Leute, die Fremde sind, die nicht gern gesehen, aber sehr beneidet werden. Die wirklichen Bewohner von Plassans, diejenigen die hier geboren und die auch fest entschlossen sind, hier zu sterben, respektieren die empfangenen Sitten und Gebräuche zu sehr, um sich von selbst in eine dieser Gesellschaften einzudrängen.

Seit dem Sturze Karls X. zeigen sie sich kaum noch auf der Straße. Ihr Auftreten hat etwas Unsicheres, Ängstliches. Sie besuchen keinen Menschen, empfangen auch keine Besuche.

Den Sommer verleben sie in der Umgegend von Plassans auf ihren Landgütern, den Winter in ihren einsamen Palästen, deren Thüren und Fenster sorgfältig verschlossen sind. Eine drückende Stille herrscht in diesem Stadtviertel.

Die Bürger, Kaufleute, Advokaten, Notare, welche die Neustadt bevölkern, versuchen Plassans etwas Leben zu verleihen. Diese besuchen Gesellschaften bei dem Herrn Unterpräfekten, und ihr sehnlichster Wunsch ist, dergleichen Feste auch zu veranstalten. Sie sind freundlich und herablassend gegen die kleinen Leute, nennen einen Arbeiter „mein Lieber", reden mit dem Landmann über seine Ernten, lesen Zeitungen und gehen mit ihren Damen spazieren. Das sind die vorgeschrittenen Geister, die einzigen, die auch über die Festungswerke zu lachen wagen, sogar schon mehrmals bei dem Baupolizeiamt auf die Abschaffung dieser alten Mauern angetragen haben. Übrigens werden die größten Skeptiker unter ihnen jedesmal, wenn ein Marquis oder Graf sie mit einem Gruße beehrt, von einem wahren Freudenrausche überfallen; denn der sehnlichste Wunsch eines jeden Bürgers der Neustadt ist, in die vornehme Welt des Viertels Saint-Marc eingeführt zu werden.

Digitized by Google

Sie wissen jedoch sehr gut, daß das nur ein Traum ist, der sich nicht realisieren läßt, darum schreien sie laut, sie seien Freigeister, Freigeister dem Wortlaute nach, sonst aber sind sie Freunde der Autoritäten, die bei dem kleinsten Aufruhr des Volkes sich in die Arme des ersten besten Retters werfen. Die Bevölkerung des alten Stadtviertels ist nicht so. Die Arbeiter bilden die Mehrzahl derselben; man zählt hierzu aber auch die kleinen Detaillisten und selbst einige Engrossisten. Plassans ist weit davon entfernt, der Mittelpunkt des Handels zu sein, man verhandelt hier nur die Produkte des Landes, nämlich die Öle, die Weine und die Mandeln. Was die Industrie anbetrifft, so ist dieselbe hier nur durch drei oder vier Gerbereien, die eine der Straßen des alten Viertels verpesten, repräsentiert, ferner durch mehrere Hutmanufakturen und Seifensiedereien. Die handel- und gewerbetreibende Welt hält sich größtenteils zu den Arbeitern; Kaufleute und Arbeiter haben gemeinschaftliche Interessen, die sie zu einer Familie vereinigen. An Sonntagen nur bilden die Handelsherren eine Gruppe für sich. Einmal wöchentlich begegnen sich die drei Stadtviertel von Plassans von Angesicht zu Angesicht. Jeden Sonntag Nachmittag nämlich begiebt sich während der Sommermonate die ganze Stadt auf die Promenade Sauvaire, selbst die Vornehmen wagen hier zu erscheinen. Es bilden sich dann hier auf dem Spazierwalle, zu dessen beiden Seiten Platanenalleen sich hinziehen, drei verschiedene Menschenströme. Die Bürger der Neustadt gehen nur vorüber; sie gehen durch das Große Thor und schlagen dann rechts die Allee der Mail ein, wo sie bis zum Anbruche der Nacht auf und abstolzieren. Währenddessen wird die Promenade von der Noblesse und dem Plebs bevölkert. Seit ungefähr einem Jahrhundert hat sich die vornehme Welt der im Süden gelegenen Allee bemächtigt, die von einer

Digitized by Google

Reihe großer Paläste eingefaßt ist. Das gemeine Volk hat sich mit der andern Allee, die im Norden liegt, auf der entgegengesetzten Seite begnügen müssen. Hier befinden sich die Kaffees, die Gasthäuser und die Rauchstuben. So promenieren denn Noblesse und Plebs den ganzen Nachmittag, ohne daß es einem Arbeiter oder einem Vornehmen einfallen würde, die Allee zu wechseln. Diese Sonntagspromenaden und das Verrammeln der Thore des Abends sind ein Ausfluß desselben Geistes und sind hinreichend, um die Bewohner von Plassans genügend beurteilen zu können.

Hier an diesem eigentümlichen Orte war es, wo bis zum Jahre 1848 eine wenig geachtete Familie vegetierte, deren Chef, Peter Rougon, später eine wichtige Rolle spielte.

Peter Rougon war der Sohn eines Bauern. Die Familie seiner Mutter, die Fouques, wie man sie nannte, besaß gegen Ende des letzten Jahrhunderts ein großes Terrain in der Vorstadt, hinter dem alten Kirchhofe Saint-Mittre, welches dann später zur Besitzung des Jas-Meiffrer gerechnet wurde. Die Fouques waren die reichsten Landbesitzer der Umgegend. Der Name dieser Familie erlosch einige Jahre vor der Revolution. Eine einzige Tochter Adelaide war übrig geblieben, die im Jahre 1768 geboren war und im Alter von achtzehn Jahren ihre Eltern verloren hatte. Dieses Mädchen, dessen Vater im Irrenhause starb, war eine eigentümliche Erscheinung. Sie war groß und hager, ihre Augen hatten einen unheimlichen verstörten Ausdruck, der durch die Blässe ihres Gesichts noch erhöht wurde. Dazu besaß sie ein seltsames Wesen, das man, so lange sie Kind war, für Wildheit hielt. Je größer, desto wunderlicher wurde sie aber, und nachdem sie Dinge zuwege gebracht, die von den stärksten Geistern der Vorstadt nicht expliziert werden konnten, verbreitete sich das

Digitized by Google

Gerücht, daß sie verrückt sei wie ihr Vater. Nachdem sie ungefähr sechs Monate allein in der Welt gestanden als Besitzerin eines nicht unbedeutenden Vermögens, heiratete sie einen Gärtnerburschen Namens Peter Rougon. Dieser war von dem letzten Fouque gemietet worden und nach dem Tode desselben im Dienste von dessen Tochter geblieben.

Diese Heirat erregte großes Aufsehen. Man konnte sich nicht erklären, warum Adelaide diesen armen, gemeinen, ungebildeten Menschen, der nicht einmal richtig französisch sprechen konnte, so vielen andern jungen Leuten, Söhnen wohlhabender Landbesitzer, die sich um sie bewarben, vorzog. Lange Zeit sprach man darüber und suchte dem Geheimnisse auf den Grund zu kommen. Da ereignete sich etwas, was noch mehr Aufsehen erregte und neuen, reichlichen Stoff zu Klatschereien gab. Peter Rougon starb fünfzehn Monate nach seiner Verheiratung ganz plötzlich am Sonnenstich. Ungefähr ein Jahr nach seinem Tode erfuhr man aus sicherer Quelle, daß Adelaide einen Liebhaber habe. Sie selber schien daraus kein Geheimnis zu machen; mehrere Personen versicherten, gehört zu haben, daß sie den Nachfolger des armen Rougon öffentlich duzte. Ein Jahr Witwe und schon einen Liebhaber! Ein solcher Verstoß gegen den Anstand war unerhört. Was den Skandal noch vergrößerte, war die sonderbare Wahl Adelaidens.

Es lebte zu der Zeit in der Sackgasse Saint-Mittre in einem verfallenen Hause dicht an dem Terrain der Fouques ein Mann, der in schlechtem Rufe stand, und den man gewöhnlich den „Lumpen Macquart" nannte. Dieser Mensch verschwand wochenlang; dann sah man ihn eines schönen Abends wiederkommen, mit leeren Armen, die Hände in den Taschen; er pfiff, als kehrte er von einem

Digitized by Google

kleinen Spaziergange zurück. Die Frauen, welche vor der Thüre saßen, sagten, wenn er vorbeiging:

„Dieser Lump von Macquart, gewiß hat er seinen Bündel und seine Flinte in irgend einer Grube an der Viorne verborgen.“

Thatsache war, daß Macquart kein Einkommen hatte und während seines Aufenthalts in der Stadt bei seligem Nichtsthun doch aß und trank, und zwar verstand er namentlich das Trinken aus dem Grunde. Allein an einem Tisch in der Schenke sitzend, brütete er vor sich hin fast jeden Abend. Die Augen stier auf sein Glas gerichtet, achtete er nicht im geringsten auf das, was um ihn her vorging. Wenn dann der Wirt seine Thür abschloß, ging er festen Schrittes, den Kopf steif und hoch aufgerichtet, davon.

„Macquart geht gerade, er ist betrunken,“ sagte man, wenn man ihn so in sein Haus gehen sah. Wenn er nicht getrunken hatte, ging er nämlich etwas gebückt und vermied ängstlich die Blicke der Neugierigen. Seit dem Tode seines Vaters, der Gerber war, und der ihm als einziges Erbteil das alte Haus in der Sackgasse Saint-Mittre hinterlassen hatte, kannte man weder Verwandte noch Freunde von ihm. Die Nähe der Grenze und der Wälder der Seille hatten aus diesem trägen Menschen einen Wilddieb und Schmuggler gemacht. Macquart war der Schrecken aller guten Frauen der Vorstadt; sie beschuldigten ihn, daß er kleine Kinder roh esse.

Sein Äußeres war auch geradezu abschreckend. Er war groß, sein bleiches, hageres Gesicht wurde fast ganz von dem verwilderten Barte und den Haaren, die ihm wirr um den Kopf hingen, verdeckt. Man sah nur seine braunen Augen, die furchtsam und traurig um sich blickten. Dem Äußern nach zu urteilen war dieser Mensch zu allen

Digitized by Google

Schandthaten fähig; es wurde auch kein Diebstahl, kein Mord in der Umgegend begangen, ohne daß der erste Verdacht nicht gleich auf ihn gefallen wäre, wiewohl man ihn keines solchen Verbrechens überführen konnte. Und dieser Menschenfresser, dieser Straßenräuber, dieser Lump von Macquart war es, den sich Adelaide auserwählte. In zwanzig Monaten hatte sie zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen.

Von einer Heirat zwischen ihnen war niemals die Rede. Einen ähnlichen Skandal hatte die Vorstadt noch nicht erlebt. Man hielt Adelaide für wahnsinnig und beschuldigte Macquart, daß er ihre Geistesschwäche benütze, um ihr Vermögen zu stehlen.

Aus der Ehe mit Peter Rougon hatte Adelaide einen Sohn, der wie sein Vater Peter hieß. Dieser kleine Peter Rougon wuchs mit den beiden andern Kindern auf. Adelaide behielt die letztern, Anton und Ursula, die „kleinen Wölfe", wie man sie in der Vorstadt nannte, bei sich, ohne sie besser oder schlechter zu behandeln als Peter. Sie schien sich kein Gewissen zu machen aus der Stellung, die sie den beiden armen Geschöpfen im Leben geschaffen. Für sie waren sie ja so gut ihre Kinder wie ihr Erstgeborener; sie ging mitunter aus, Peter an der einen, Anton an der andern Hand haltend, ohne zu bemerken, mit welch verschiedenen Augen man die beiden Kleinen ansah.

Das war ein sonderbares Haus.

Gegen zwanzig Jahre lebte hier jeder nach seiner Laune, die Kinder sowohl als auch die Mutter.

Adelaide hatte dasselbe seltsame Wesen behalten, das man, als sie fünfzehn Jahre alt war, für Wildheit hielt. Sie war nicht etwa wahnsinnig, wie die Leute meinten, es fehlte ihr aber an Gleichgewicht zwischen dem Blut und den Nerven. Ihr Gehirn und ihr Herz waren zerrüttet.

Digitized by Google

Häufige Krampfanfälle, denen sie mehrere Jahre hindurch unterworfen war, führten eine vollständige Zerstörung ihres Nervensystems herbei. Sie lebte nun wie ein Tier, das nur seinen Trieben folgt.

Wenn Macquart abwesend war, verbrachte sie die Zeit mit Träumereien; um die Erziehung ihrer Kinder kümmerte sie sich nicht. Sobald er wiederkam, verschwand sie.

Hinter dem Hause des Macquart befand sich ein kleiner Hof, der durch eine Mauer von dem Terrain der Fouques getrennt war. Eines Morgens bemerkten die Nachbarsleute eine Thür in dieser Mauer, von welcher am Abend vorher noch keine Spur gewesen war. Unbedingt mußten die beiden Liebenden die ganze Nacht gearbeitet haben, um die Mauer zu durchbrechen und die Thür anzubringen. Jetzt konnten sie frei von einem zum andern gehen.

Der Skandal begann von neuem. Adelaide war wirklich die Schande der Vorstadt.

Die Entrüstung über ein solches Betragen war groß.

„Man wahrt doch wenigstens den Schein," sagten die duldsamsten der Frauen.

Adelaide wußte nicht, was es heißt, den Schein wahren; sie freute sich über ihre Thür; sie hatte Macquart geholfen, die Steine aus der Mauer zu nehmen und Kalk einzurühren, damit die Arbeit schneller von statten ginge Von dieser Zeit an glaubte man bei jedem Erscheinen Macquarts, wenn man die junge Frau nicht sah, sie lebe mit ihm in seinem Hause, n der Sackgasse Saint-Mittre

Der Schleichhändler erschien sehr unregelmäßig, fast immer unversehens. Man hatte keine sichere Kunde von dem Leben der Liebenden während seines Aufenthalts in der Stadt. Sie verschlossen sich, das kleine Haus schien unbewohnt.

Digitized by Google

Die Menschen glaubten, Macquart habe Adelaide verführt, um sich ihres Geldes zu bemächtigen, zum allgemeinen Erstaunen aber ging dieser Mensch noch immer so schlecht angezogen wie früher, auch änderte er an seinem vagabondierenden Leben gar nichts. Vielleicht liebte ihn die junge Frau um so mehr, je seltener sie ihn sah; vielleicht hatte er ihren Bitten widerstanden, weil er die dringende Notwendigkeit, ein abenteuerliches Leben zu führen, in sich fühlte. Man erfand tausend Fabeln, ohne sich auf vernünftige Weise das Verhältnis der beiden Liebenden erklären zu können. Das Haus in der Sackgasse Saint-Mittre blieb hermetisch verschlossen und bewahrte sein Geheimnis. Man mutmaßte nur, daß Macquart Adelaide schlage, wiewohl niemals der geringste Lärm eines Streites in dem Hause zu hören war. Zu wiederholten Malen erschien Adelaide mit zerrauften Haaren und zerschlagenem Gesicht, aber ohne die geringste Spur von Niedergeschlagenheit. Sie gab sich auch keine Mühe, ihre Wunden zu verbergen. Sie lächelte und schien glücklich zu sein. Ohne Zweifel ließ sie sich mißhandeln, ohne ein Wort zu sagen. Fünfzehn Jahre lang dauerte dieses Leben.

Als Adelaide in ihr Haus zurückkehrte, fand sie es in dem schrecklichsten Zustande, was jedoch keinen Eindruck auf sie machte. Ihr fehlte durchaus der praktische Sinn des Lebens.

Ihre Kinder ließ sie aufwachsen wie Pflaumenbäume, die längs dem Wege treiben, dem Regen und Sonnenschein preisgegeben. Nirgends sind der Natur weniger Schranken gesetzt worden wie hier. Die Kinder brachten ihr Leben im Freien mit Spielen und Schlägereien zu. Sie stahlen die Vorräte des Hauses und beraubten die Obstbäume der benachbarten Gärten. Wenn ihre Mutter auf lange Tage verschwand, war der Lärm, den sie ver-

Digitized by Google

anſtalteten, ſo groß, ihre Erfindungen, die Leute zu beläſtigen, derartig, daß die Nachbarn ihnen drohen mußten, ſie durchzupeitſchen.

Übrigens war ihr Betragen, wenn Adelaide da war, durchaus nicht beſſer, und wenn ſie dann fremden Menſchen nicht ſo unerträglich wurden, ſo lag der Grund nur darin, daß ſie ſich ihre Mutter zum Opfer ihres Mutwillens auserſahen. Dieſe ſtrafte ſie jedoch nie, ja ſie wurde nicht einmal unwillig über ihr Betragen, ſie fühlte ſich in dem ſchrecklichen Lärm, den die Kinder verurſachten, ganz wohl, für die Dauer wurde er ihr ſogar notwendig, um die Leere ihres Gehirns auszufüllen. Sie lächelte, wenn ſie ſagen hörte, ihre Kinder würden ſie noch einmal ſchlagen und das würde ihr ganz recht ſein. Auf alles ſchien ihr gleichgiltiges Geſicht zu antworten: „Was ſchadet das!“

Um ihre Wirtſchaft kümmerte ſich Adelaide noch weniger wie um ihre Kinder. Aus der Beſitzung der Fouques würde ein ödes Terrain geworden ſein, wenn ſie dieſelbe nicht einem tüchtigen Landmanne übergeben hätte. Dieſer Menſch, der den Gewinn mit ihr teilen ſollte, betrog ſie auf eine unverſchämte Weiſe, was ſie aber gar nicht merkte.

Seit der früheſten Kindheit beherrſchte Peter ſeine Geſchwiſter. Obgleich er viel ſchwächer war als Anton, trug er doch bei jeder Schlägerei den Sieg über ihn davon. Was Urſula, das arme, bleiche Geſchöpf, anbetraf, ſo wurde ſie von beiden Brüdern auf die härteſte Weiſe mißhandelt.

Im Alter von ſechzehn Jahren war Anton ein großer, ſtarker Menſch, der die Fehler von Macquart und Adelaide beſaß. Der Geiſt des erſteren mit ſeinem Hang zum Trinken und ſeiner Vorliebe fürs Landſtreicherleben herrſchte jedoch in ihm vor. Was ſein Äußeres anbetraf, ſo hatte er von ſeiner Mutter nur die fleiſchigen Lippen, die andern

Digitized by Google

Gesichtszüge waren die des Schmugglers. Ursula war sowohl dem Charakter als auch dem Äußern nach ganz wie ihre Mutter, träumerisch wie sie, gegen die Welt gleichgültig.

Den beiden Kindern Macquarts stand Peter Rougon als ein Fremder gegenüber; er war ihnen gar nicht ähnlich. Dies konnten aber nur diejenigen finden, die ihn nicht bis auf den Grund kannten. Er bildete gerade die Mitte zwischen dem Bauer Rougon und Adelaide. Er war nur ein Bauer, doch besaß er einen feinen Anstrich, war weniger schwerfällig und borniert als die Leute seines Standes. Peter kannte weder die Zornesausbrüche noch die krankhafte Träumerei der Kinder Macquarts. Schlecht erzogen, unbändig, wie alle Kinder, die sich selbst überlassen sind, besaß er doch eine gewisse Klugheit, die ihn von Thorheiten zurückhielt. Seine Laster, seine Trägheit und Genußsucht waren bei ihm nicht so groß wie bei Anton; er verstand sie zu mäßigen, sie zu beherrschen. In seiner ganzen Person, seiner Figur, seinem langen, bleichen Gesicht, in welchem die Züge seines Vaters etwas Feines von dem Gesichte Adelaidens angenommen hatten, prägten sich Ehrgeiz, Schlauheit und Hinterlist aus.

Als mit siebzehn Jahren Peter die Verirrungen Adelaidens und die sonderbare Stellung Antons und Ursulas erfuhr und verstehen konnte, schien er weder traurig, noch aufgebracht zu sein, sondern einfach mehr beschäftigt mit dem Plane, welchen seine Interessen ihm zu machen rieten. Von den Kindern hatte er allein die Schule mit einem gewissen Eifer durchgemach Ein Landmann, welcher anfängt, die Notwendigkeit de Erziehung einzusehen, wird sehr oft ein ungestümer Rechner. In der Schule flößten ihm seine Kameraden durch ihr Hohngelächter und die beleidigende Weise, mit welch sie seinen Bruder be-

Digitized by Google

handelten, den ersten Argwohn ein. Später erklärte er sich sehr viele Blicke, sehr viele Worte. Er sah endlich deutlich ein, daß das Haus der Plünderung preisgegeben sei. Von dieser Zeit an waren Anton und Ursula für ihn schamlose Schmarotzer, Mäuler, welche sein Gut verpraßten. Was seine Mutter anbetraf, so betrachtete er sie mit demselben Auge wie die Vorstadt, als eine Frau, welche von Rechtswegen hätte eingeschlossen werden müssen, und welche schließlich noch all sein Geld durchbringen würde, wenn er nicht Vorkehrungen dagegen träfe. Der Diebstahl des Gärtners verwundete ihn vollends. Das lärmende Kind verwandelte sich wie mit einem Schlage in einen sparsamen und selbstsüchtigen Knaben, welcher zeitig gereift war durch das sonderbare Leben, das er jetzt nicht um sich sehen konnte, ohne daß es ihm einen Stich ins Herz gab. Dieses Gemüse, bei dessen Verkauf der Pächter den größten Nutzen vorweg nahm, gehörten ihm; der Wein und das Brot, getrunken und gegessen von den Bastarden seiner Mutter, gehörten ihm; das ganze Haus, das ganze Vermögen gehörte ihm. Nach seiner Bauern-Logik mußte er allein als rechtmäßiger Sohn erben. Und da diese Güter in Gefahr waren, da jedermann von seinen Gütern praßte, so suchte er ein Mittel, alle diese Leute, — Mutter, Bruder, Schwester, Dienstboten — aus seinem Hause zu entfernen und unmittelbar seine Erbschaft anzutreten.

Der Kampf war grausam. Der junge Mann begriff, daß er vor allem seine Mutter treffen mußte. Er führte Schritt für Schritt mit einer hartnäckigen Geduld einen Plan aus, von welchem schon längst jede Kleinigkeit reiflich überlegt war. Seine Kriegskunst bestand darin, sich vor Adelaide als lebenden Vorwurf hinzustellen, nicht dadurch, daß er in Hitze geriet oder bittere Worte über

Digitized by Google

ihr schlechtes Betragen an sie richtete, sondern er hatte eine gewisse Weise gefunden, sie, ohne ein Wort zu sagen, mit einem Blicke anzusehen, welcher sie erschreckte. Sobald sie nach einem kurzen Aufenthalt in der Wohnung Macquarts wieder einmal zum Vorschein kam, erhob sie nur schaudernd die Augen zu ihrem Sohne; sie fühlte seine kalten und durchdringenden Blicke, welche sie langsam ohne Mitleid durchbohrten. Die strenge und schweigsame Haltung Peters, dieses Kindes von einem Manne, den sie so schnell vergessen hatte, beunruhigte auf seltsame Weise ihr armes krankes Gehirn. Sie sagte sich oft, daß Rougon auferstehen würde, um sie für ihre Verirrungen zu bestrafen. Alle Wochen wurde sie jetzt von einem dieser nervösen Anfälle ergriffen, welche sie zu Grunde richteten; man ließ sie sich ausrasen und um sich schlagen; wenn sie wieder zu sich kam, befestigte sie wieder ihre Kleider und schleppte sich noch schwächer als zuvor weiter. Oft schluchzte sie in der Nacht, preßte den Kopf zwischen die Hände und nahm die stummen Beleidigungen von seiten Peters als die Schläge eines Rachegottes hin. Andere Male wollte sie nichts von ihm wissen, sie erkannte nicht ihr Blut in diesem starken Jungen an, dessen Ruhe ihr fieberhaft heißes Blut so schmerzlich abkühlte. Sie hätte lieber tausendmal geschlagen sein wollen, als so betrachtet zu werden. Diese unversöhnlichen Blicke, welche ihr überall folgten, gingen ihr endlich durch Mark und Bein in einer so unerträglichen Weise, daß sie mehrmals den Entschluß faßte, ihren Geliebten nie wieder zu sehen; aber, sobald Macquart ankam, vergaß sie alle ihre Schwüre: sie eilte zu ihm. Und der Kampf fing bei seiner Rückkehr wieder an, stummer, schrecklicher. Nach Verlauf von einigen Monaten gehörte sie ihrem Sohne. Sie stand vor ihm wie ein kleines Mädchen, welches nicht weiß, ob es artig genug gewesen ist, und

Digitized by Google

welches immer fürchtet, die Rute verdient zu haben. Peter hatte ihr, als ein geschickter Junge, Hände und Füße gefesselt, hatte sich aus ihr eine unterworfene Dienerin gemacht, ohne die Lippen zu öffnen, ohne auf schwierige und bloßstellende Erklärungen einzugehen.

Als der junge Mann seine Mutter in seiner Gewalt fühlte, so daß er sie als Sklavin behandeln konnte, fing er an, in seinem Interesse die Schwächen ihres Gehirns und den närrischen Schrecken auszubeuten, welchen ein einziger seiner Blicke ihr einflößte. Sobald er Herr des Hauses war, war es seine erste Sorge, den Gärtner zu entlassen und ihn durch eine ihm ergebene Person zu ersetzen. Er übernahm die Obergewalt des Hauses, indem er verkaufte, einkaufte und die Kasse verwaltete. Er suchte übrigens weder das Betragen Adelaidens zu regeln, noch Anton und Ursula von ihrer Faulheit abzubringen. Es war ihm wenig daran gelegen, denn er rechnete darauf, sich diese Menschen bei der ersten besten Gelegenheit vom Halse zu schaffen. Er begnügte sich damit, ihnen das Brot und Wasser zuzumessen. Dann, als er das ganze Vermögen in seiner Hand hatte, erwartete er ein Ereignis, welches ihm erlaubte, darüber nach seinem Willen zu verfügen.

Die Umstände kamen ihm in merkwürdiger Weise zu Hilfe. Er entging der Aushebung zum Soldaten als ältester Sohn einer Witwe. Aber zwei Jahre später verfiel Anton diesem Schicksal. Sein Unglücksfall rührte ihn wenig, er rechnete darauf, daß seine Mutter ihn loskaufen würde. Adelaide wollte ihn in der That vom Dienst erretten. Peter aber, welcher das Geld hatte, stellte sich taub für ihre Bitten. Die erzwungene Abreise seines Bruders war ein glückliches Ereignis, welches nur zu gut seinen Plänen diente. Als seine Mutter ihm von dieser Ange-

Digitized by Google

legenheit sprach, betrachtete er sie so, daß sie nicht einmal wagte, auszureden. Sein Blick sagte: „Sie wollen mich also für Ihren Bastard ruinieren?“ Sie ließ selbstsüchtiger Weise Anton im Stich, da sie vor allen Dingen Friede und Freiheit nötig hatte. Peter, welcher nicht für Gewaltmittel war und welcher sich freute, seinen Bruder ohne Streit entfernen zu können, spielte jetzt die Rolle eines verzweifelten Mannes: das Jahr sei schlecht gewesen, das Geld fehle im Hause, man müsse ein Stück Land verkaufen, was doch der Anfang des Verderbens sei. Dann gab er Anton sein Wort, daß er ihn im folgenden Jahre loskaufen würde, fest entschlossen jedoch, nichts Derartiges zu thun. Anton reiste getäuscht und halb zufrieden ab.

Peter entledigte sich Ursulas in einer noch unerwarteteren Weise. Ein Hutmacherarbeiter der Vorstadt, Namens Mouret, faßte Zuneigung aus Zärtlichkeit für das junge Mädchen, welches er schmuck und zart fand, wie ein Fräulein aus dem Viertel Saint-Marc. Er heiratete sie. Von seiner Seite war es eine Liebesheirat, eine Herzensneigung, ohne irgend eine Berechnung. Was Ursula anbetraf, so nahm sie diese Heirat an, um ein Haus zu fliehen, wo ihr älterer Bruder ihr das Leben unerträglich machte. Ihre Mutter, die sich nur um ihre Vergnügungen kümmerte, welche ihre ganze Thatkraft erforderten, um sich selbst zu verteidigen, war in diesem Punkt zu einer vollständigen Gleichgültigkeit herabgesunken; sie war sogar froh über Ursulas Abreise, da sie hoffte, daß Peter, der keinen Grund zur Unfriedenheit hatte, sie jetzt in Frieden nach ihrer Weise leben lassen werde. Sobald die jungen Leute verheiratet waren, begriff Mouret, daß er Plassans verlassen müsse, wenn er nicht jeden Tag harte Worte über seine Frau und seine Schwiegermutter hören wollte. Er reiste ab und führte Ursula nach Marseille, wo er sein Handwerk weiter

Digitized by Google

trieb. Übrigens hatte er nicht einen Sou Aussteuer verlangt. Als Peter, von dieser Uneigennützigkeit überrascht, zu stottern anfing, als er ihm Erklärungen zu geben suchte, hatte Mouret ihm den Mund geschlossen, indem er sagte, daß er es vorzöge, selbst das Brot für seine Frau zu verdienen. Der würdige Sohn Rougons blieb unruhig; hinter dieser Handlungsweise schien ihm irgend eine Falle zu stecken.

So war jetzt nur noch Adelaide übrig. Um nichts in der Welt wollte Peter weiter mit ihr zusammen wohnen. Sie stellte ihn bloß. Mit ihr hätte er am liebsten zuerst angefangen. Aber er fand sich zwischen zwei sehr unangenehmen Möglichkeiten gefangen: entweder sie zu behalten und dann die schmutzigen Redensarten über seine Schande weiter anzuhören, sich eine Kugel an den Fuß zu befestigen, welche den Schwung seines Ehrgeizes zurückhalten mußte; oder sie zu vertreiben. Dann war er wieder sicher, daß man mit den Fingern auf ihn zeigen würde, als auf einen schlechten Sohn, was seine schlau berechnete Gutmütigkeit in Frage gestellt hätte. Er fühlte, daß er die öffentliche Meinung für sich haben müsse, wenn er wolle, daß sein Namen wieder in ganz Plassans in Gnaden aufgenommen würde. Ein einziges Mittel nur konnte er ergreifen, es war, Adelaide dahin zu bringen, daß sie von selbst ging. Peter versäumte nichts, um dieses Resultat zu erzielen. Er glaubte sich vollständig für seine Härte entschuldigt durch das schlechte Betragen seiner Mutter. Er bestrafte sie, wie man ein Kind bestraft. Die Rollen waren gewechselt. Die arme Frau beugte sich unter die stets erhobene Zuchtrute. Sie war kaum zweiundvierzig Jahre alt und sie stotterte schon entsetzlich, hatte ein zerfahrenes, unterthäniges Benehmen wie eine alte Frau, die kindisch geworden ist. Ihr Sohn fuhr fort sie mit seinen strengen Blicken zu töten; er hoffte, daß sie den Mut verlieren und

Digitized by Google

weglaufen werde. Die Unglückliche litt entsetzlich durch die Schande und durch zurückgehaltene Wünsche; sie duldete still diese Mißhandlung und kehrte trotz alledem zu Macquart zurück, bereit, eher auf der Stelle zu sterben, als zu weichen. Es gab Nächte, wo sie sich in die Viorne gestürzt haben würde, wenn sie nicht, wie alle nervösen Frauen, eine entsetzliche Furcht vor dem Tode gehabt hätte. Mehrere Male dachte sie daran zu entfliehen und ihren Geliebten an der Grenze aufzusuchen. Was sie in der Wohnung zurückhielt, sie dem verächtlichen Stillschweigen und den geheimen Brutalitäten ihres Sohnes weiter aussetzte, war der Umstand, daß sie nicht wußte, wohin sie fliehen sollte. Peter fühlte, daß sie ihn schon längst verlassen hätte, wenn sie einen Zufluchtsort gehabt hätte. Er wartete die Gelegenheit ab, ihr irgendwo eine kleine Wohnung zu mieten, als ein Unglücksfall, auf den er nicht zu rechnen gewagt hatte, rasch die Verwirklichung seiner Wünsche durchsetzte. Man erfuhr in der Vorstadt, daß Macquart soeben an der Grenze durch den Schuß eines Steuerbeamten, in dem Augenblicke, als er eine ganze Menge von Genfer Uhren nach Frankreich einführte, getötet sei. Man brachte nicht einmal den Leichnam des Schmugglers zurück, welcher auf dem Kirchhof eines kleinen Gebirgsdorfes begraben wurde. Der Schmerz Adelaidens war dumpf. Ihr Sohn, welcher neugierig beobachtete, sah sie nicht eine Thräne vergießen. Macquart hatte sie zu seiner Erbin eingesetzt. Sie erbte ein baufälliges Haus in der Sackgasse Saint-Mittre und den Karabiner des Verstorbenen, welchen ein den Kugeln der Zollbeamten entwichener Schmuggler ihr redlich zurückbrachte. Am nächsten Tage zog sie sich in das kleine Haus zurück; sie hing den Karabiner über den Kamin und lebte dort, abgeschlossen von der Welt, einsam und stumm.

Endlich war Peter allein Herr im Hause. Das Ge-

Digitized by Google

hege der Fouques gehörte, wenn auch nicht nach dem Gesetz, so doch in der That ihm. Niemals hatte er daran gedacht, sich hier einzurichten. Es war ein zu enges Feld für seinen Ehrgeiz. Die Erde zu bebauen, Gemüse zu ziehen, schien ihm roh, seiner Fähigkeiten unwürdig. Er beeilte sich dem Bauernstande Valet zu sagen. Seine durch das nervöse Temperament seiner Mutter verfeinerte Natur empfand ein unwiderstehliches Bedürfnis nach den bürgerlichen Genüssen. Auch hatte er in allen seinen Spekulationen als Ausgang den Verkauf des Geheges der Fouques sich zurecht gelegt. Dieser Verkauf, der ihm eine ziemliche Summe Geldes einbrachte, sollte ihm erlauben, die Tochter irgend eines Kaufmannes zu heiraten, welcher ihn als Teilnehmer annehmen sollte. In dieser Zeit lichteten die Kriege des ersten Kaiserreiches ganz besonders die Reihen der heiratslustigen jungen Leute. Die Eltern zeigten sich weniger schwierig in der Wahl eines Schwiegersohnes. Peter sagte sich, daß das Geld alles ordnen würde, daß man leicht über das Geklatsch in der Vorstadt hinweggehen würde; er hörte sich schon als Opfer darstellen, als ein tapferes Herz, welches durch die Schande seiner Familie litt, welches dieselbe betrauert, ohne davon berührt zu werden oder sie zu entschuldigen.

Seit einigen Monaten hatte er sein Augenmerk auf die Tochter eines Oelhändlers gerichtet, Felicitas Puech. Das Haus Puech und Lacamp, dessen Läden sich in einer der finstersten Gassen des alten Viertels befanden, war durchaus nicht in der allerbesten Lage. Es hatte einen zweifelhaften Kredit; man sprach unbestimmt vom Bankerott. Gerade wegen dieser schlechten Gerüchte richtete Rougon seine Geschosse nach dieser Seite. Niemals würde ihm ein wohlhabender Kaufmann seine Tochter gegeben haben. Er rechnete darauf, dann anzukommen, wenn der alte

Digitized by Google

Puech nicht mehr wußte, wo ein noch aus, und ihm Felicitas abzukaufen. Hierauf würde er das Haus durch seinen Fleiß und seine Thatkraft schon zu heben wissen. Es war eine geschickte Art, eine höhere Stufe zu erklettern, sich über seine Klasse zu erheben. Er wollte vor allem aus dieser schrecklichen Vorstadt hinaus, wo man über seine Familie klatschte; er hoffte, man werde die abscheulichen Erzählungen vergessen, wenn er alles bis auf den Namen der Fouques auslöschte. So erschienen ihm die übelriechenden Straßen des alten Viertels wie ein Paradies.

Bald war der Augenblick, auf den er lauerte, gekommen. Das Haus Puech und Lacamp lag in den letzten Zügen. Der junge Mann unterhandelte alsdann über seine Heirat mit einer klugen Geschicklichkeit. Er wurde angenommen, wenn auch nicht als Erretter, so doch als notwendiges und annehmbares Mittel. Nachdem die Heirat gesichert war, beschäftigte er sich fleißig mit dem Verkauf des Gutes. Der Eigentümer des Jas-Meiffrer, welcher seine Ländereien abzurunden wünschte, hatte ihm mehrere Male Anerbieten gemacht, eine niedrige, kleine Zwischenmauer trennte die beiden Güter. Peter spekulierte auf die Wünsche seines Nachbars, eines sehr reichen Mannes, welcher, um seine Laune zu befriedigen, so weit ging, fünfzigtausend Frank für das Gut zu geben. Das hieß zweimal den Wert desselben bezahlen. Übrigens that Peter so als zaudere er, indem er sagte, daß seine Mutter es niemals erlauben werde, ein Gut loszuschlagen, wo die Fouques seit zwei Jahrhunderten gelebt hätten. Während er völlig abzubrechen schien, bereitete er den Verkauf vor. Bedenken waren in ihm aufgestiegen. Nach seiner rohen Logik gehörte ihm das Gut, er hatte das Recht darüber nach seinem Willen zu verfügen. Im Hintergrunde dieses Sicherheitsgefühls regte sich indessen die unbestimmte

Digitized by Google

Ahnung eines möglichen Konflikts aus den Paragraphen des Gesetzbuches. Er entschloß sich daher, indirekt einen Gerichtsbeamten zu fragen.

Da erfuhr er schöne Nachrichten. Nach der Aussage des Gerichtsbeamten waren ihm die Hände völlig gebunden. Seine Mutter allein konnte das Gut verkaufen, was er schon geahnt hatte. Aber was er nicht wußte, was für ihn ein harter Schlag war, war, daß Ursula und Anton, diese Bastarde, Rechte auf sein Eigentum haben sollten. Die Gesetzpunkte waren klar und genau. Adelaide hatte Rougon zwar unter der Voraussetzung der Gütergemeinschaft geheiratet, indeß die junge Frau trat nach dem Gesetz nach dem Tode ihres Gatten in den Besitz dieses Vermögens, anderseits hatten Macquart und Adelaide ihre Kinder anerkannt, welche deshalb ihre Mutter beerben mußten. Als einziger Trost hörte Peter, daß das Gesetz den Anteil der Bastarde zu Gunsten der rechtmäßigen Kinder schmälerte. Das tröstete ihn aber nicht; er wollte alles. Er würde Anton und Ursula nicht zehn Sou gegeben haben. Peter sah ein, daß ein geschickter Mann immer das Gesetz auf seiner Seite haben müsse. Er wußte, daß er über seine Mutter wie über eine Sache verfügen konnte. Eines Morgens führte er sie zu einem Notar und ließ sie einen Verkaufsvertrag unterzeichnen. Vorausgesetzt, daß man ihr ihre Hütte in der Sackgasse Saint-Mittre ließ, würde Adelaide ganz Plassans verkauft haben. Peter sicherte ihr übrigens eine Rente von sechshundert Frank zu und schwur ihr beim großen Gott, daß er über Anton und Ursula wachen würde. Ein solcher Schwur genügte der guten Frau und sie sagte dem Notar die Lektion her, welche ihr Sohn ihr zuflüsterte. Am folgenden Tage ließ sie der junge Mann ihren Namen unter ein Schriftstück setzen, in welchem sie anerkannte, fünfzigtausend Frank als

Digitized by Google

Preis für das Gut erhalten zu haben. Er begnügte sich, seiner Mutter, die erstaunt war, ein solches Schriftstück unterzeichnen zu müssen, ohne einen Cent von den fünfzigtausend Frank gesehen zu haben, zu sagen, daß es nur eine Förmlichkeit sei, die keine Folgen nach sich ziehe. Als er das Papier in seine Tasche gleiten ließ, dachte er: „Jetzt können mich die Bastarde verantwortlich machen. Ich werde ihnen sagen, daß die Alte alles vergeudet hat. Sie werden niemals wagen, mir einen Prozeß zu machen."

Acht Tage später war die Grenzmauer verschwunden, der Pflug hatte das Land umgestürzt; das Gut der Fouques sollte nach dem Wunsche des jungen Mannes eine märchenhafte Sage werden. Einige Monate später ließ der Besitzer von Jas-Meiffrer die alte Wohnung der Gärtner zerstören, die zusammenzustürzen drohte.

Als Peter die fünfzigtausend Frank in den Händen hatte, heiratete er Felicitas Puech, nach der nötigen Frist. Felicitas war eine kleine schwarze Frau, wie man sie in der Provence häufig sieht: mager, mit spitzen Schultern, einem spitzen Munde. Man konnte ihr Alter nicht bestimmen; man hätte sie für fünfzehn oder auch für dreißig Jahre alt halten können, während sie in Wirklichkeit neunzehn Jahre alt war; vier Jahre jünger wie ihr Gatte Im Hintergrunde ihrer schwarzen Augen lauerte eine Katzenlist; ihre Stirn war niedrig und gewölbt; ihre Nase war leicht an ihrer Wurzel eingedrückt, die Nasenlöcher erweiterten sich, wie um besser die Gerüche prüfen zu können; die kleine rote Linie ihrer Lippen, der Vorsprung ihres Kinnes, welches sich an ihre Wangen mit sonderbaren Höhlungen anschloß, diese ganze Physiognomie einer listigen Zwergin gab ihr das Aussehen einer Maske, die nur von Intriguen lebt und von thätigem und neidischem Ehrgeiz. Trotz dieser Häßlichkeit besaß Felicitas eine Anmut, welche

Digitized by Google

sie verführerisch machte, man sagte von ihr, daß sie schön oder häßlich nach Belieben sein könne. Dieses sollte von der Art abhängen, wie sie ihre prächtigen Haare knotete, aber es hing noch mehr von dem triumphierenden Lächeln ab, welches ihren Teint verklärte, wenn sie glaubte, über Jemanden zu siegen. Von einer Art Unglück seit ihrer Geburt verfolgt, hielt sie sich schlecht von dem Glücke bedacht und glaubte oft, daß sie nur ein häßliches Frauenzimmer sei. Übrigens verließ sie nicht den Kampfplatz, sie hatte sich gelobt, eines Tages die Stadt in Erstaunen zu setzen durch ihr unerhörtes Glück und durch Luxus. Und wenn sie ihr Leben auf einem größeren Schauplatz hätte verbringen können, als da, wo ihr Geist sich bis jetzt entwickelt hatte, würde sie sicher ihren Traum verwirklicht haben. Sie war an Intelligenz den Mädchen ihrer Klasse weit überlegen. Die bösen Zungen behaupteten, daß ihre Mutter, die einige Jahre nach ihrer Geburt gestorben war, in der ersten Zeit nach ihrer Heirat ein Verhältnis mit dem Marquis von Carnavant gehabt hätte, einem jungen Adligen aus dem Viertel Saint-Marc. Es ist wahr, daß Felicitas Füße und Hände wie eine Marquise hatte, welche nicht der Arbeiterklasse anzugehören schienen, von der sie abstammte.

Das alte Viertel war erstaunt, daß sie Peter Rougon heiratete, diesen ungehobelten Landmann, dessen Familie nicht sehr im Rufe der Heiligkeit stand. Sie ließ sie ruhig klatschen, während sie mit eigentümlichem Lächeln die erzwungenen Glückwünsche ihrer Freundinnen empfing. Ihre Pläne waren gemacht; sie wählte Rougon wie ein Mädchen, welches sich einen Mitschuldigen zum Manne nimmt. Ihr Vater sah, als er den jungen Mann annahm, nur auf die fünfzigtausend Frank, die ihn vom Bankerott retten sollten. Aber Felicitas hatte bessere Augen. Sie

Digitized by Google

ſah in die Zukunft und fühlte das Bedürfnis, einen recht geſunden ſelbſt bäuriſchen Mann zu haben, hinter dem ſie ſich verbergen und deſſen Arme und Beine ſie nach ihrem Willen lenken konnte. Sie hatte einen begründeten Haß gegen die kleinen Herren der Provinz, die magern Notare, die zukünftigen Advokaten, welche ſtets auf Kundſchaft warten. Da ſie ohne die geringſte Ausſteuer war, zog ſie vor, einen Landmann zu heiraten, welchen ſie wie ein bloßes Inſtrument zu benutzen gedachte; ſtatt einen magern Studenten, welcher ſie durch ſeine Gymnaſialweisheit und Überlegenheit erdrückt haben würde. Sie dachte, daß die Frau den Mann bilden muß. Sie hielt ſich für ſtark genug, einen Kuhhirten in einen Miniſter umwandeln zu können. Was ſie bei Rougon verführt hatte, war ſeine Schulterbreite, der unterſetzte, ſelbſt elegante Rumpf. Ein ſo gebauter Junge mußte mit Leichtigkeit und Munterkeit die Intriguen ertragen können, welche ſie ihm aufzuerlegen gedachte. Wenn ſie die Geſundheit und die Kraft ihres Gatten ſchätzte, ſo hatte ſie übrigens auch erraten, daß er kein Dummkopf war; unter dem ſchwerfälligen Körper hatte ſie die tückiſche Geſchmeidigkeit ſeines Geiſtes gewittert, aber ſie kannte ihren Rougon noch lange nicht, ſie hielt ihn für dümmer, als er war. Einige Tage nach ihrer Hochzeit fand ſie zufällig in dem Schreibtiſch den Vertrag über die fünfzigtauſend Frank, der von Adelaide unterzeichnet war. Sie begriff Alles und erſchrak: ihre Natur ſchreckte vor ſolchen Mitteln zurück. Aber trotz ihres Schreckens bewunderte ſie Rougon; er war in ihren Augen ein ſehr ſtarker Mann.

Der junge Haushalt fing tapfer mit der Eroberung des Glückes an. Das Haus Lacamp und Puech war weniger bloßgeſtellt, als Peter geglaubt hatte. Die Schulden waren gering, es fehlte nur an Geld. In der Provinz

Digitized by Google

nimmt der Handel kluge Wendungen und Vorsicht an, welche ihn vor großem Schaden bewahren. Die Puechs und Lacamps waren die Schlauesten unter den Schlauen, sie wagten höchstens mit Zittern und Zagen ein Tausend Thaler; übrigens hatte ihr Haus auch nur wenig Bedeutung. Die fünfzigtausend Frank, welche Peter brachte genügten, um ihre Schulden zu bezahlen und dem Handel eine größere Ausdehnung zu geben. Der Handel blühte. Während drei aufeinanderfolgenden Jahren war die Ölernte ergiebig. Felicitas ließ mit einer Kühnheit, die besonders Peter und den alten Puech erschreckte, eine beträchtliche Menge Öl kaufen, welches sie auf Lager hielten und aufspeicherten. In den beiden folgenden Jahren war die Ernte schlecht, wie die junge Frau vorausgesehen hatte, und so gab es eine bedeutende Hausse, welche ihnen großen Nutzen brachte, indem sie ihren Vorrat absetzten.

Wenige Zeit nachher zogen sich Puech und Lacamp von der Gesellschaft zurück, zufrieden mit einigen Sous, die sie soeben verdient hatten, und gereizt durch den Ehrgeiz, als Rentner zu sterben.

Das junge Paar war jetzt Herr des Hauses und dachte, daß es endlich das Glück an sich gelockt habe.

„Du hast mein Unglück besiegt," sagte Felicitas zuweilen zu ihrem Gatten.

Eine sonderbare Schwäche dieser energischen Natur war, sich immer von Unglück verfolgt zu wähnen. Bis dahin behauptete sie, sei weder ihr noch ihrem Vater trotz aller Anstrengungen etwas gelungen. Sie folgte hierin dem südlichen Aberglauben und nahm sich vor, gegen das Schicksal wie gegen eine Person anzukämpfen, bereit es zu erwürgen oder sich dienstbar zu machen.

Die Thatsachen rechtfertigten merkwürdiger Weise ihre Ahnungen. Das unversöhnliche Pech kam wieder. Jedes

Digitized by Google

Jahr erschütterte ein neuer Unglücksfall das Haus Rougon. Ein Bankerotteur ging mit einigen tausend Frank durch; die Hoffnungen auf die Ernte schlugen fehl infolge unglaublicher Umstände; die sichersten Spekulationen scheiterten. Es war ein Kampf ohne Waffenstillstand.

„Du siehst, daß ich unter einem Unglücksstern geboren bin," sagte Felilitas bitter. Sie war wütend auf sich, daß sie, die eine so gute Witterung hatte, ihrem Gatten nur erbärmliche Ratschläge gab.

Peter war niedergeschlagen und weniger eigensinnig, er hätte schon zwanzigmal liquidiert, wenn nicht die krampfhafte und hartnäckige Haltung seiner Frau gewesen wäre. Sie wollte reich werden. Sie wußte, daß sie das Gebäude ihres Ehrgeizes nur auf Reichtum bauen konnte. Wenn sie einige hunderttausend Frank hätten, so würden sie Herren der Stadt sein; sie würde ihrem Mann einen wichtigen Posten verschaffen, sie würde herrschen. Nicht die Eroberung der Ehrenstellen beunruhigte sie; sie fühlte sich wunderbar gewaffnet für den Kampf. Aber sie besaß keine Kraft, die ersten Säcke voll Thaler zu gewinnen.

Mit den Menschen würde sie schon fertig werden, da hatte sie keine Angst, aber sie empfand eine Art ohnmächtiger Wut diesen hundert Sousstücken gegenüber, auf welche ihre Intriguen keinen Einfluß hatten, und die ihr nicht in den Schoß fielen und dort liegen blieben.

Während mehr als dreißig Jahren dauerte der Kampf. Als Puech starb, gab es einen neuen harten Schlag. Felicitas, welche darauf rechnete, vierzigtausend Frank zu erben, erfuhr, daß der alte Egoist sein kleines Vermögen auf Leibrenten angelegt hatte. Sie wurde darüber krank; nur nach und nach erholte sie sich wieder. Wer sie so vom Morgen bis zum Abend um die Ölkrüge herumflattern gesehen hätte, der würde gesagt haben, daß sie den Verkauf

Digitized by Google

durch ihr unruhiges Wesen beschleunigen wollte. Ihr Gatte wurde jedoch immer träger; das Unglück ließ ihn dicker werden, machte ihn korpulenter und weichlicher. Diese dreißig Jahre des Kampfes führten jedoch nicht ihren Ruin herbei. Bei jeder Jahres-Inventur-Aufnahme kamen sie mit knapper Not noch durch. Hatten sie während einer Saison Verluste, so ersetzten sie dieselben in der folgenden Saison. Dieses ärmliche Leben von der Hand in den Mund war es, was Felicitas so erbitterte. Sie würde einen Bankerott vorgezogen haben. Vielleicht würden sie dann ihr Leben von neuem haben anfangen können, anstatt ewig bei dem Unendlich-Kleinen zu beharren, sich anzustrengen, um nur das Notwendigste zu verdienen. In einem drittel Jahrhundert sparten sie noch nicht fünfzigtausend Frank.

Man muß gestehen, daß seit den ersten Jahren nach ihrer Verheiratung bei ihnen eine starke Familie aufwuchs, die nach und nach zu einer großen Last wurde. In fünf Jahren, von 1811 bis 1815, hatte sie drei Knaben geboren, während der vier folgenden noch zwei Mädchen. Nichts trägt mehr zum Gedeihen der Kinder bei, als das träge Vegetieren in der Provinz. Die Eltern empfangen die zuletzt Angekommenen sehr schlecht; die Töchter werden, wenn die Aussteuer fehlt, eine schreckliche Plage. Rougon erklärte Jedem, der es hören wollte, daß es nun genug sei, und wirklich blieb Felicitas dabei.

Im Übrigen betrachtete die junge Frau diesen Schwarm kleiner Kinder nicht als ein Verderben. Sie baute im Gegenteil auf ihre Söhne das Gebäude ihres Glückes, welches in ihren Händen zerfiel. Sie waren erst zehn Jahr alt; dennoch träumte sie schon von ihrer Zukunft, sie sollten die Hartnäckigkeit des Schicksals besiegen, da sie an sich und ihrem Glück bereits verzweifelte. Sie sollten

Digitized by Google

ihre Eitelkeit befriedigen, ihr eine reiche und beneidete Stellung verschaffen, die ihr Sinnen und Trachten war. Von dieser Zeit an hatte sie, ohne den kommerziellen Kampf des Hauses aus den Augen zu lassen, eine zweite Taktik, um ihre Wünsche zu befriedigen. Es schien ihr unmöglich, daß unter ihren drei Söhnen es nicht einen geben sollte, der alle bereicherte. Deshalb pflegte sie die Kleinen mit vielem Eifer, sie wollte sie stärker werden lassen, wie man ein Kapital vermehrt, um später viele Zinsen zu bekommen.

„Laß das," schrie Peter, „alle Kinder sind undankbar; Du verdirbst sie, Du bringst uns an den Bettelstab."

Wenn Felicitas davon sprach, die Kleinen aufs Gymnasium zu schaffen, wurde er ärgerlich. Das Latein war ihm ein unnützer Luxus; ihm genügte eine kleine benachbarte Pension. Aber die junge Frau hielt wacker Stand; sie wollte sich gern mit gebildeten Kindern rühmen; außerdem fühlte sie, daß ihre Söhne nicht so ungebildet bleiben konnten, wie ihr Gatte, wenn sie einmal etwas Tüchtiges werden sollten. Sie träumte davon, sie alle drei in Paris in hohen Stellungen zu sehen. Als endlich Rougon ihrem Willen nachgegeben hatte, empfand Felicitas den größten Genuß, den sie bis jetzt gehabt hatte. Sie hörte sie mit Entzücken sich von ihren Lehrern und ihren Studien erzählen. An dem Tage, wo der Älteste dem Jüngern „rosa die Rose" vordeklinierte, glaubte sie eine köstliche Musik zu hören.

Zu ihrem Lobe muß man gestehen, daß damals ihre Freude ganz rein von aller Berechnung war. Rougon empfand selbst die Befriedigung, die ein ungebildeter Mann hat, wenn seine Kinder klüger sind als er. Die Kameradschaft, welche zwischen ihren Söhnen und den angesehensten der Stadt entstand, entzückte vollends die Eltern. Die

Digitized by Google

Kleinen duzten sich mit den Söhnen des Maire, denjenigen des Unterpräfekten und selbst mit zwei oder drei Söhnen von Edelleuten, welche das Viertel Saint-Marc in dem Gymnasium von Plassans aufzuweisen hatte. Felicitas glaubte ein solches Glück nicht hoch genug bezahlen zu können. Die Erziehung dieser drei Jungen griff sehr die Kasse des Hauses Rougon an.

Solange die Kinder nicht das Abiturientenexamen gemacht hatten, lebten die Eltern, welche sie mit vielen Opfern im Gymnasium hielten, in der Hoffnung auf ihren Erfolg. Und selbst als sie ihr Diplom erhielten, wollte Felicitas ihr Werk fortsetzen; sie bestimmte ihren Gatten, sie alle drei nach Paris zu schicken. Zwei studierten Jura, der dritte Medizin. Dann als sie Männer waren, als sie das Haus Rougon aller seiner Hilfsquellen beraubt hatten und sie sich in der Provinz niederließen, fing die Enttäuschung für die armen Eltern an. Die Provinz schien ihre Beute wieder zu fassen; die jungen Leute veranlaßten fast ihren Bankerott. Die ganze Bitterkeit ihres Unglücks stieg in Felicitas wieder auf; ihre Söhne hatten sie ruiniert; sie brachten nicht die Zinsen, welche sie vom Kapital erhofft hatte. Dieser letzte Schicksalsschlag war um so empfindlicher, weil er ihren Ehrgeiz angriff. Rougon wiederholte vom Morgen bis zum Abend: „Ich hatte es Dir ja gesagt," was sie noch mehr erbitterte.

Eines Tages als sie ihrem Ältesten mit Bitterkeit die großen Summen vorwarf, welche seine Erziehung gekostet hatte, antwortete er nicht weniger bitter:

„Ich werde es Euch später wieder bezahlen, wenn ich kann. Aber da Ihr kein Vermögen hattet, hättet Ihr uns Arbeiter werden lassen sollen. Wir sind aus der Klasse ausgestrichen, wir leiden mehr als Ihr."

Felicitas begriff den tiefen Grund dieser Worte. Von

Digitized by Google

da an hörte sie auf, ihre Kinder anzuklagen; sie wendete ihren Zorn gegen das Schicksal, welches nicht müde wurde, sie zu treffen; sie stöhnte über den Mangel an Vermögen, welcher sie im Hafen scheitern ließ. Wenn Rougon ihr sagte: „Deine Söhne sind Taugenichtse; sie werden uns ganz arm machen," antwortete sie bitter: „Gebe Gott, daß ich ihnen noch Geld geben könnte. Wenn es ihnen nicht sonderlich geht, so rührt das daher, daß sie kein Geld in Händen haben."

Anfangs 1848, vor der Februarrevolution, hatten die drei Söhne Rougons sehr schwankende Stellungen in Plassans. Sie waren merkwürdige, einander sehr unähnliche Typen, obgleich sie von demselben Namen waren. Sie waren im Ganzen besser als ihre Eltern. Die Rougons wurden durch ihre Mutter geläutert. Adelaide hatte aus Peter einen mittelmäßigen, zu gemeinem Ehrgeiz fähigen Geist werden lassen, Felicitas hatte ihren Söhnen höhere Geisteskräfte gegeben, die zu großen Tugenden und großen Lastern fähig waren.

In dieser Epoche war Eugen,*) der älteste, beinahe vierzig Jahr alt. Er war mittelgroß, etwas kahl und hatte das Gesicht seines Vaters, ein langes Gesicht mit breiten Zügen; unter der Haut sah man das Fett, welches das Gesicht rund machte und ihm eine Wachsfarbe gab. Aber wenn man noch an dem starken Bau des Kopfes den Landmann erkannte, so bildete sich die Physiognomie sofort um, wenn der Blick sich zeigte, wenn er die schwerfälligen Augenlider erhob. Gewöhnlich schien er halbschlafend; an gewissen müden Gesten würde man ihn als einen Riesen erkannt haben, der seine Glieder reckt. Wenn

*) Unter Eugen Rougon ist der unter Napoleon III. allmächtige Minister Rouher gemeint.

Digitized by Google

durch eine Laune der Natur die physische Ähnlichkeit Eugens mit Peter vollständig war, so schien Felicitas den Verstand geliefert zu haben. Eugen bot den seltsamen Fall dar, daß mehrere moralische und intellektuelle Eigenschaften seiner Mutter in das dicke Fleisch seines Vaters übergegangen waren. Er besaß großen Ehrgeiz, eine besondere Verachtung für geringe Mittel und kleines Vermögen. Er war der Beweis, daß Plassans sich nicht täuschte, wenn es in Felicitas einige Tropfen edlen Blutes vermutete. Die Genußsucht, welche sich bei den Rougons rasend entwickelte und welche das Charakteristische bei dieser Familie war, nahm bei ihm ein höheres edleres Aussehen an; er wollte genießen, aber durch den Wonnegenuß des Geistes, indem er seinen Trieb nach Herrschaft befriedigte. Ein solcher Mann war in der Provinz unmöglich. Er vegetierte hier fünfzehn Jahre, die Augen auf Paris gerichtet, auf eine Gelegenheit lauernd. Seit seiner Rückkehr in seine kleine Stadt hatte er, um nicht das Brot seiner Eltern zu essen, sich auf die Liste der Advokaten schreiben lassen. Er führte von Zeit zu Zeit Prozesse, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, ohne sich über eine bescheidene Mittelmäßigkeit zu erheben. In Plassans fand man seine Stimme teigig, die Bewegungen schwerfällig. Selten gewann sein Klient; er wich oft von der Frage ab; er schweifte oft im Reden aus. Eines Tages, als er einen Prozeß wegen Schadenersatz behandelte, vergaß er sich und verirrte sich in politische Betrachtungen, bis ihm der Präsident das Wort nahm. Er setzte sich sofort, indem er sonderbar lächelte. Sein Klient wurde verurteilt, eine bedeutende Summe zu bezahlen. Er schien seine Verteidigungsreden als einfache Übungen zu betrachten, die ihm später von Nutzen sein sollten. Dies brachte Felilitas zur Verzweiflung; sie wollte, daß ihr Sohn dem Gerichtshofe die

Digitized by Google

Gesetze diktiere. Sie machte sich endlich eine sehr ungünstige Meinung über ihren Ältesten; nach ihr konnte dieser schläfrige Junge nicht der Ruhm seiner Familie werden. Peter setzte dagegen ein unbedingtes Vertrauen in ihn, nicht weil er durchdringender sah, als seine Frau, sondern weil er sich an die Oberfläche hielt und weil es ihm schmeichelte, einen Sohn zu haben, der sein lebendes Portrait war. Einen Monat vor den Tagen des Februar wurde Eugen unruhig; eine Ahnung ließ ihn die Krisis vermuten. Von dieser Zeit an brannte ihm das Pflaster von Plassans unter den Füßen und er reiste nach Paris mit noch nicht fünfhundert Frank in der Tasche.

Aristides, der jüngere Sohn Rougons, war das Gegenteil von Eugen. Er hatte das Gesicht seiner Mutter, einen tückischen Charakter, welcher da zu gemeinen Intriguen fähig war, wo der Instinkt seines Vaters dominierte. Klein, mit einem winzigen, verschlagenen Gesichte, welches einem Polichinell-Stockknopf ähnlich sah, durchsuchte und durchstöberte Aristides alles, ohne alle Skrupel, und nur von dem Wunsche getrieben zu genießen. Er liebte das Geld, wie sein älterer Bruder die Macht liebte. Während Eugen davon träumte, ein Volk unser seinem Willen zu beugen, und sich an einer allmächtigen Zukunft berauschte, sah Aristides sich als Millionär, in einer fürstlichen Wohnung, gut essend und trinkend, das Leben nach allen Richtungen hin genießend. Er wollte besonders ein großes Vermögen erwerben. Wenn er ein Luftschloß baute, so erhob sich dasselbe prächtig in seinem Geiste; er hatte dann Tonnen voll Gold; das gefiel seiner Faulheit ebenso sehr, wie er sich niemals über die Mittel beunruhigte, von denen die schnellsten ihm die besten waren. Die Rasse der Rougons, dieser dicken, gierigen Bauern, war schnell gereift; alle Bedürfnisse nach materiellen Genüssen erschöpften sich

Digitized by Google

bei Aristides verdreifacht durch seine überhastete Erziehung; sie wurden unersättlicher und gefährlicher, seit sie ausführbar wurden.

Trotz ihrer Anschauungen zog Felicitas diesen Knaben vor; sie fühlte nicht, wie Eugen ihr mehr angehörte, sie entschuldigte die Dummheiten und die Faulheit ihres jüngern Sohnes unter dem Vorwande, daß er der größte der Familie sein werde und ein solcher ein leichtsinniges Leben führen könnte bis zu dem Tage, wo sich die Macht seiner Fähigkeiten offenbarte.

Aristides gab bald den Beweis davon. In Paris führte er ein schmutziges und träges Leben; er war einer jener Studenten, welche ihre Pflichten in den Brauereien erfüllten. Er blieb jedoch nur zwei Jahre hier; sein Vater, als er sah, daß er noch nicht ein einziges Examen bestanden hatte, rief ihn nach Plassans zurück und redete ihm zu, eine Frau u suchen, indem er hoffte, daß die Sorgen des Haushaltes aus ihm einen ordentlichen Mann machen würden. Aristides ließ sich verheiraten, denn er sah noch nicht klar in seinem Ehrgeize; das Leben in der Provinz mißfiel ihm nicht, er befand sich gut in seiner kleinen Stadt bei Essen und Schlafen. Felicitas verteidigte seine Sache so gut, daß Peter einwilligte, die Familie zu ernähren, unter der Bedingung, daß der junge Mann sich thätig des Handelshauses annähme. Von dieser Zeit begann für letzteren ein gutes Leben; er verbrachte die Tage und den größten Teil der Nächte im Freundeskreise, dem Geschäft des Vaters entlief er wie ein Schuljunge und verspielte die wenigen Louis, die seine Mutter ihm heimlich zusteckte. Man muß im Innern eines Departements gelebt haben, um zu verstehen, welches Leben er vier Jahre lang führte. Es giebt so in jeder kleinen Stadt Individuen, welche auf Kosten ihrer Eltern leben, indem sie sich stellen,

Digitized by Google

als wenn sie arbeiten, in Wahrheit aber ihre Faulheit eifrig kultivieren. Aristides war der Typus dieser unverbesserlichen Nichtsthuer. Während er im Verein war, beschleunigte seine Frau den Ruin des Hauses Rougon durch ihren Geschmack für glänzende Toiletten und durch einen furchtbaren Appetit, welcher bei einer so schwächlichen Frau seltsam genug sich ausnahm. Angela verehrte himmelblaue Bänder und gebratene Filets. Sie war die Tochter eines Kapitäns a. D., welchen man „Kommandant Sicardot" nannte, und der ihr seine Ersparnisse, zehntausend Frank, zur Aussteuer gab. Dabei hatte Peter noch, indem er Angela für seinen Sohn wählte, einen günstigen Handel abzuschließen gedacht, so wenig achtete er Aristides. Sein Sohn war bereits ein listiger Schurke; er übergab ihm die zehntausend Frank, indem er sich mit ihm verband und nicht einen Sou behalten wollte.

„Wir haben nichts nötig," sagte er; „Ihr werdet uns unterhalten, mich und meine Frau, und wir werden später abrechnen."

Peter war gedrückt, er nahm ein wenig unruhig die Uneigennützigkeit Aristides' an. Dieser sagte sich, daß sein Vater nicht zehntausend Frank flüssig habe, um sie ihm wieder zu geben, und daß er und seine Frau so lange auf seine Kosten leben konnten, bis der Gesellschaftsvertrag gebrochen sei. Als der Ölhändler die Täuschung einsah, konnte er sich nicht Aristides' entledigen; die Aussteuer Angelas fand sich in Spekulationen verwickelt, die schlecht standen. Er mußte den Haushalt bei sich dulden, war verzweifelt über den guten Appetit seiner Schwiegertochter und das Nichtsthun seines Sohnes. Zwanzigmal würde er sie entfernt haben, wenn er gekonnt hätte; seine Frau unterstützte sie jedoch. Der junge Mann, welcher ihren Ehrgeiz durchschaute, setzte ihr jeden Abend große Pläne

Digitized by Google

auseinander, welche er verwirklichen wollte. Durch einen seltenen Zufall stand sie mit ihrer Schwiegertochter gut; Angela hatte keinen Willen; man konnte über sie wie über ein Möbel verfügen. Peter geriet in Hitze, wenn seine Frau von den zukünftigen Erfolgen ihres jüngeren Sohnes sprach; er klagte ihn vielmehr an, das Verderben des Hauses zu sein. Während vier Jahre blieb der junge Haushalt bei ihm; Peter war wütend, er erschöpfte seine ohnmächtige Wut in Streitigkeiten, ohne daß Aristides und Angela aus ihrer lächelnden Ruhe heraustraten. Sie waren da, sie blieben da; endlich hatte Peter Glück; er konnte seinem Sohne das Geld wiedergeben. Als er mit ihm abrechnete, suchte Aristides so viele Schikanen, daß der Vater ihn laufen lassen mußte, ohne auch nur einen Sou für Kost und Unterhalt zu bekommen. Der Haushalt zog auf einen kleinen Platz des alten Viertels, den Platz Saint-Louis. Die zehntausend Frank waren bald verzehrt; man mußte sich einrichten; Aristides veränderte jedoch nichts an seinem Leben, so lange er Geld hatte. Als er das letzte Hundertfrankstück gewechselt hatte, wurde er nervös. Man sah ihn mit trübem Aussehen einhergehen; er trank nicht mehr seine Tasse Kaffee im Kasino; er sah aufgeregt dem Spiel zu, ohne eine Karte anzurühren. Das Elend machte ihn noch schlimmer, als er war. 1840 erhielt er ein Kind, den kleinen Maximus, welchen seine Großmutter glückselig in das Gymnasium eintreten sah und dessen Pension sie heimlich bezahlte. Es war ein Esser weniger bei Aristides, aber Angela starb vor Hunger; der Gatte mußte endlich eine Stelle suchen, und es gelang ihm in die Unterpräfektur einzutreten. Er blieb zehn Jahre hier und kam nur bis zu einem Gehalt von eintausendachthundert Frank. Von da an lebte er feindselig mit immer mehr wachsendem Zorn, in dem Verlangen nach

Digitized by Google

Genuß, den er entbehrte. Seine Lage brachte ihn zur Verzweiflung; die elenden hundertundfünfzig Frank, welche man ihm in die Hand gab, schienen ihm eine Ironie des Glückes. Felicitas, welcher er seine Leidenschaft zuschrieb, war nicht böse, ihn halb verhungert zu sehen; sie dachte, daß das Schicksal seine Faulheit geißelte. Er war auf seiner Hut und sah vom Hinterhalt, wie ein Dieb, welcher einen guten Fang zu thun sucht. Als 1848 sein Bruder abreiste, wollte er ihm folgen; Eugen aber war Junggeselle; er jedoch konnte seine Frau nicht so weit mit sich ziehen, ohne eine große Summe Geldes zu haben. Er wartete, indem er eine Katastrophe witterte, bereit dazu, die erste beste Beute zu erwürgen.

Der andere Sohn, Pascal Rougon, welcher zwischen Eugen und Aristides war, schien der Familie nicht anzugehören. Es war dies einer jener häufigen Fälle, welche allen Gesetzen der Vererbung Hohn sprechen. Nichts in der Moral noch in der Kraft des Körpers erinnerte bei Pascal an die Rougons. Groß, mit einem sanften und ernsten Gesichte, hatte er eine Rechtschaffenheit des Geistes, eine Liebe zum Studium, eine Bescheidenheit, welche sonderbar gegen den Ehrgeiz und die Schliche seiner Familie abstachen. Nachdem er in Paris ausgezeichnete medizinische Studien gemacht hatte, zog er sich nach Plassans zurück, trotz des Anerbietens seiner Lehrer. Er liebte das ruhige Leben der Provinz, er behauptete, daß dieses Leben für einen Gelehrten dem Pariser Lärm vorzuziehen sei. Selbst in Plassans beunruhigte er sich nicht damit, seine Kundschaft zu vergrößern. Sehr nüchtern und mit einer gründlichen Verachtung für den Reichtum begabt, wußte er sich mit einigen Kranken zu begnügen, die der Zufall allein ihm zuführte. Sein

Digitized by Google

ganzer Luxus bestand in einem Häuschen, wo er sich einschloß und sich mit Vorliebe mit der Naturgeschichte beschäftigte. Er besaß besonders eine Leidenschaft für die Physiologie. Man wußte in der Stadt, daß er oft Leichname bei dem Totengräber des Krankenhauses kaufte, was ihm bei den zartfühlenden Damen und einigen feinen Bürgern als Verbrechen angerechnet wurde. Man ging glücklicherweise nicht so weit, ihn als Zauberer zu betrachten, aber seine Kundschaft verringerte sich noch; man hielt ihn für ein Original, welchem die Leute aus der guten Gesellschaft nicht die Spitze ihres kleinen Fingers anvertrauen konnten, ohne sich bloßzustellen. Man hörte eines Tages die Frau des Maire sagen:

„Ich würde lieber sterben, als mich von diesem Herrn behandeln lassen. Er riecht nach Tod."

Seitdem war Pascal gerichtet. Er schien zufrieden mit der Furcht, welche er einflößte. Je weniger Kranke er hatte, je mehr konnte er sich mit seinen teuren Wissenschaften beschäftigen. Da seine Besuche sehr billig waren, blieb das Volk ihm treu. Er gewann gerade seinen Unterhalt und lebte zufrieden in der reinen Freude über seine Entdeckungen. Von Zeit zu Zeit schickte er eine Schrift an die Akademie der Wissenschaften zu Paris. Plassans wußte nicht, daß dieses Original ein sehr bekannter Mann in der Gelehrtenwelt war. Wenn man ihn am Sonntag, mit einer Botaniertrommel über der Schulter, einen Geologenhammer in der Hand, nach den Hügeln der Garrigues gehen sah, zuckte man die Achseln und verglich ihn mit irgend einem andern Doktoren der Stadt, welcher sehr angenehm mit den Damen scharmieren konnte und dessen Kleider immer einen kostbaren Veilchengeruch aushauchten. Pascal wurde ebenso wenig von seinen Eltern verstanden. Als Felicitas ihn ein sonderbares und ärm-

Digitized by Google

liches Leben gründen sah, war sie überrascht und warf ihm vor, daß er ihre Hoffnungen täuschte. Sie, welche die Faulheit des Aristides duldete, konnte nicht ohne Zorn den mittelmäßigen Zug in Pascals Charakter sehen, seine Liebe für die Einsamkeit, seine Verachtung des Reichtums, seinen festen Entschluß seitab zu bleiben. Sicherlich war er nicht dasjenige ihrer Kinder, welches ihre Eitelkeit jemals befriedigen würde.

„Aber von wem stammst Du eigentlich ab?“ sagte sie ihm manchmal; „Du gehörst nicht zu uns. Sieh Deine Brüder an, sie versuchen doch Nutzen aus der Erziehung zu ziehen, welche wir ihnen gegeben haben. Du machst nur Dummheiten. Du wirst uns sehr schlecht belohnen, obgleich wir uns ruiniert haben, um Dich zu erziehen. Nein, Du gehörst nicht zu uns.“

Pascal, der zu lachen vorzog, anstatt sich zu ärgern, sagte heiter mit feiner Ironie:

„Ei, beklage Dich nicht, ich will Euch nicht ganz Bankerott machen; ich werde Euch alle umsonst behandeln, wenn Ihr krank seid.“

Übrigens sah er selten seine Familie, ohne seinen Widerwillen irgendwie zur Schau zu tragen, indem er seinen eigenen Trieben folgte. Ehe Aristides eine Stelle hatte, half er ihm mehrere Male. Er war Junggeselle geblieben. Er ahnte nichts von den wichtigen Ereignissen, welche sich vorbereiteten. Seit zwei oder drei Jahren beschäftigte er sich mit dem großen Problem der Vererbung, indem er die tierischen Rassen mit den menschlichen verglich, und er versenkte sich ganz in die Resultate, welche er fand. Die Beobachtungen, welche er bei seiner Familie machte, waren der Ausgangspunkt seiner Studien. Das Volk verstand so gut, inwiefern er von den Rougons verschie-

Digitized by Google

den war, daß es ihn „Herrn Pascal“ nannte, ohne jemals seinen Familiennamen zu nennen.

Drei Jahre vor der Revolution von 1848 verließen Peter und Felicitas ihr Handelshaus. Das Alter kam, sie hatten beide die Fünfzig überschritten, sie waren des Kampfes müde. Ihre Söhne, welche ihre Hoffnungen getäuscht hatten, gaben ihnen den Gnadenstoß. Jetzt zweifelten sie daran, jemals durch sie reich zu werden, und deshalb wollten sie sich wenigstens ein Stück Brot für ihre alten Tage aufsparen. Sie zogen sich mit vierzigtausend Frank zurück. Durch diese Summe bezogen sie eine Rente von zweitausend Frank, gerade genug, um davon in der Provinz eingeschränkt leben zu können. Glücklicherweise blieben sie allein, da ihre Töchter, Martha und Sidonie, verheiratet waren, die eine zu Marseille, die andere zu Paris.

Sie würden gern in die Neustadt in das Viertel der zurückgezogenen Kaufleute gezogen sein, aber sie wagten es nicht. Die Renten waren zu bescheiden; sie fürchteten dort verspottet zu werden. Sie mieteten eine Wohnung in der Rue de la Banne, der Straße, die das alte Viertel vom neuen trennt. Da sich ihre Wohnung in der Reihe der Häuser befand, welche das alte Viertel begrenzten, so bewohnten sie noch die Stadt der Armen; nur von ihren Fenstern sahen sie in einiger Entfernung die Stadt der reichen Leute; sie waren also auf der Schwelle zum gelobten Lande.

Ihre Wohnung lag im zweiten Stock und bestand aus drei Zimmern, einem Eßzimmer, einem Salon und Schlafzimmer. Im ersten Stock wohnte der Eigentümer, ein Kaufmann, Inhaber eines Stock- und Schirmgeschäftes, dessen Läden das Erdgeschoß einnahmen. Das enge und wenig tiefe Haus hatte nur zwei Stockwerke. Als Felicitas

Digitized by Google

einzog, krampfte sich ihr Herz zusammen. Bei Andern wohnen, ist in der Provinz ein Armutszeugnis. Jede gutgestellte Familie hat in Plassans ihr eigenes Haus. Peter gab ihr nicht viel Gelder; er wollte nichts von Verschönerung sprechen hören; das alte verblichene, abgenutzte Mobiliar sollte weiter dienen, ohne auch nur repariert zu werden. Felicitas, die übrigens ganz gut den Grund dieser Kargheit einsah, sann auf ein Mittel, diesen Ruinen einen neuen Glanz zu geben; sie nagelte einige alte Möbel zurecht und besserte den Sammet der Fauteuils aus.

Das Eßzimmer, welches sich, wie die Küche, nach dem Hofe hinaus befand, blieb fast leer, ein Tisch und zwölf Stühle verloren sich in diesem großen Zimmer, dessen Fenster auf die graue Mauer eines Nebenhauses hinausgingen.

Da Niemand in das Schlafzimmer kam, hatte hier Felicitas die dienstunfähigen Möbel verborgen; außer dem Bett, einem Schrank, einem Schreibtisch und einem Waschtisch sah man hier zwei auf einander gestellte Wiegen, ein Büffet ohne Thüren, eine ganz leere Bibliothek, ehrwürdiges Gerümpel, von dem sich die alte Frau nicht trennen konnte. Alle Sorgen verwendete sie auf den Salon. Es gelang ihr fast, aus demselben einen bewohnbaren Ort zu machen. Er war geschmückt mit Möbeln von gelblichem Sammet mit Atlasblumen. In der Mitte des Zimmers befand sich ein Armleuchter auf einem Marmortischchen; Spiegeltischchen, von Spiegeln überragt, befanden sich an den beiden Enden des Zimmers. Es gab dort selbst einen Teppich, welcher nur die Mitte des Fußbodens bedeckte, und einen Kronleuchter, der mit einer weißen Mousselindecke verhangen war. An den Wänden hingen sechs Lithographien, die großen Schlachten Napoleons darstellend. Um die Verschönerung zu vollenden, erhielt Felicitas die

Digitized by Google

Erlaubnis, den Salon mit gelbem, mit großem Astwerke versehenem Papier tapezieren zu lassen. So hatte der Salon eine seltsame gelbe Farbe, welche ihn mit einem blendenden Lichte erfüllte. Die Möbel, die Tapete, die Fenstervorhänge waren gelb; der Teppich und sogar der Marmor des Kronleuchters und der Spiegeltischchen spielten ins Gelbliche. Wenn die Fenstervorhänge heruntergelassen waren, sahen die Farben ziemlich harmonisch aus, der Salon erschien beinahe nobel. Aber Felicitas hatte von einem andern Luxus geträumt, sie sah mit einer stummen Verzweiflung dieses schlecht verborgene Elend. Gewöhnlich hielt sie sich im Salon auf, dem schönsten Zimmer der Wohnung. Eine ihrer süßesten und zugleich bittersten Zerstreuungen war, sich an ein Fenster zu stellen, welches auf die Rue de la Banne hinausging. Sie bemerkte schräge gegenüber den Platz der Unterpräfektur. Dies war ihr geträumtes Paradies; der kleine, nackte, reinliche Platz mit seinen freundlichen Häusern schien ihr ein Eden. Sie würde zehn Lebensjahre hingegeben haben, um eine solche Wohnung zu besitzen. Das Haus, welches links die Ecke bildete, und in welchem der Einnehmer wohnte, reizte sie besonders. Zuweilen, wenn die Fenster dieses Hauses offen waren, bemerkte sie reiche Möbel, einen Luxus, welcher ihr das Blut schneller durch die Adern trieb.

In dieser Epoche machten die Rougons eine seltsame Krisis durch. Die wenigen guten Gefühle wurden verbittert, sie betrachteten sich als Opfer des Unglücks. Doch blieben sie ohne Resignation, gieriger noch und entschlossener, nicht eher zu sterben, bis sie ihre Sehnsucht nach Reichtum und Macht befriedigt hätten. Sie gaben trotz ihres vorgeschrittenen Alters keine ihrer Hoffnungen auf. Felicitas behauptete, das Vorgefühl zu haben, reich zu

Digitized by Google

sterben. Jeder Tag des Elends drückte sie mehr darnieder. Wenn sie sich ihre vergeblichen Anstrengungen vorführten, wenn sie sich ihre dreißig Jahre des Kampfes ins Gedächtnis zurückriefen, den Abfall ihrer Kinder, und wenn sie sahen, daß ihre Luftschlösser in diesem gelben Salon endeten, dessen Vorhänge man herunterlassen mußte, um die Häßlichkeit desselben zu verdecken, dann wurden sie von stummer Wut ergriffen. Und dann bauten sie, um sich zu trösten, großartige Pläne; Felicitas träumte, daß sie in einer Lotterie das große Loos von hunderttausend Frank gewinnen würden, Peter bildete sich ein, daß er eine wunderbare Spekulation erfinden würde. Sie lebten nur einem einzigen Gedanken, sofort in einigen Stunden ihr Glück zu machen, reich zu werden, zu genießen. Ihr ganzes Wesen erstreckte sich darauf und noch rechneten sie unbestimmt auf ihre Söhne, mit diesem sonderbaren Egoismus der Eltern, welche sich nicht an den Gedanken gewöhnen können, ihre Kinder in eine Schule geschickt zu haben, ohne einen Vorteil für sich davon zu erzielen.

Felicitas schien nicht alt geworden zu sein; sie war immer die kleine schwarze Frau, die nicht auf einem Platz bleiben konnte, summend wie eine Grasmücke. Ein Vorübergehender, welcher sie nur von hinten gesehen hätte, würde sie für ein Mädchen von fünfzehn Jahren gehalten haben, wegen ihres leichten Schrittes, ihrer mageren Schulter und wegen ihres Wuchses. Ihr Gesicht selbst war nicht viel verändert; ihre Züge waren noch immer dieselben.

Was Peter Rougon anbetrifft, so hatte er einen Schmerbauch angesetzt und war ein höchst respektabler Bürger geworden, nur daß ihm größere Renten hierzu fehlten. Sein ganzes Benehmen und Aussehen war das eines Geldprotzen. Eines Tages hörte er, wie ein Bauer

Digitized by Google

sagte, der ihn nicht kannte: „Das ist auch so ein Reicher, der Dicke da; na, der braucht seines Essens halber auch nicht in Sorgen zu sein.“

Diese Redensart gab Peter einen Stich durchs Herz, denn er empfand es als abscheulichen Hohn und Spott, daß er als armer Teufel das Aussehen und die Behäbigkeit eines Millionärs besaß.

Jedesmal wenn er sich am Sonntag vor einem kleinen Spiegel rasierte, sagte er sich, daß er im Leibrock und weißer Halsbinde eine bessere Figur beim Herrn Unterpräfekten spielen würde, als dieser oder jener höhere Beamte in Plassans. Dieser Bauerssohn, bloß von Handelssorgen und durch die sitzende Lebensweise dick geworden hatte in der That eine zwar nichtssagende, aber doch feierliche Miene, welche recht gut einem Manne Eingang in die offiziellen Salons zu verschaffen im Stande ist.

Man behauptete, daß seine Frau ihn unterm Pantoffel habe, aber man täuschte sich. Er war rücksichtslos eigenwillig und hätte am liebsten beim Hören ihm widersprechender Ansichten dreingeschlagen. Aber Felicitas war viel zu geschmeidig, um ihm zu widersprechen; es war nicht ihre Art, mit dem Kopf gegen die Wand zu stoßen. Wenn sie etwas von ihrem Manne haben oder wenn sie ihn auf andere Wege bringen wollte, ging sie so behutsam zu Werke, daß er es kaum merkte, wie sie ihn zu kirren verstand. Übrigens hatte er stets das Gefühl, daß sie intelligenter wie er sei und ließ sich deshalb ihren Rat willig gefallen. Sie selbst warfen sich seltsamer Weise gegenseitig niemals ihre geringen Erfolge vor, wohl aber entfesselte jedesmal die Erwähnung der Kindererziehung mit ihren Kosten einen Familienzwist, aber auch nur in diesem Falle allein.

Die Revolution von 1848 fand mithin alle Mitglieder

Digitized by Google

des Hauses Rougon im Alarmzustande, voller Verzweiflung über das bisherige Pech und voll Hoffnung, dem Glück Gewalt anthun zu können, wann und wo es sich zeigte. Es war eine Banditenfamilie auf dem Anstande. Eugen paßte in Paris auf; Aristides dachte daran, Plassans unter seine Botmäßigkeit zu zwingen; der Vater und die Mutter, die vielleicht noch gieriger waren, hofften ihr eigenes Schäfchen ins Trockene zu bringen und auch noch von ihrer Söhne Raub zu profitieren. Nur Pascal als zurückgezogener Verehrer der Wissenschaft führte das unbesorgte, köstliche Leben eines für Ideale Schwärmenden in seinem kleinen saubern Häuschen in der Neustadt.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

In Plassans mit seinem kleinstädtischen Leben, wo die Trennung der Gesellschaftsklassen im Jahre 1848 so genau durchgeführt war, verhallte der Gegenschlag der politischen Ereignisse fast ungehört. Noch heutzutage gelangt die Stimme des Volkes dort nicht zur Geltung; die vornehmen Bürger verwenden alle ihr Klugheit, der Adel seine stumme Verzweiflung und der Klerus seine schlaue Hinterlist darauf, sie zu ersticken.

Mögen draußen Königreiche geraubt oder Republiken gegründet werden, in dem Städtchen verursacht das keine Aufregung. In Plassans schläft man, wenn man in Paris kämpft. Aber wie ruhig auch und gleichgültig die Oberfläche scheint, man kann auf dem Grunde doch ein heimliches Wühlen und Arbeiten wahrnehmen, das nicht ohne Interesse ist, wenn man es genauer studiert. Wenn Flintenschüsse in den Straßen auch eine Seltenheit sind, so spielen sich doch um so heftigere Intriguen in den Salons der Neustadt und des vornehmen Viertels von Saint-Marc ab. Bis zum Jahre 1830 kam das Volk gar nicht in Frage. Auch heute noch thut man so, als ob es gar nicht vorhanden wäre. Die Geistlichkeit, die vornehmeren Bürger

Digitized by Google

und Adligen geben den Ton an. Namentlich sind es die äußerst zahlreichen Geistlichen, die in der Politik dem Orte Gesetze vorschreiben; nicht mit offenem Visier kämpfen sie, sondern im Dunkeln, verkappt, so daß kaum alle zehn Jahre ein Schritt vorwärts gemacht werden kann. Dies Fischen im Trüben, das vor allem jegliches Aufsehen vermieden wissen will, erfordert eine ganz besondere Schlauheit, ein Sichhineinleben in kleinliche Dinge, leidenschaftslose Geduld und Ausdauer.

So kommt es, daß diese provinziale schwerfällige Langsamkeit, über die man sich in Paris lustig macht, voller Falschheit, Heimtücke und Verrat steckt, die den heimlichen Sieg oder die versteckte Niederlage entscheiden. Diese guten Leute töten meuchlings und hinterrücks mit Nasenstübern, wenn die Pariser öffentlich mit Kanonen losschießen.

Die politische Geschichte von Plassans bietet wie die aller kleinen Landstädtchen der Provence, eine merkwürdige Eigentümlichkeit. Bis zum Jahre 1830 waren die Einwohner eifrige Katholiken, die zur Beichte und Kommunion gingen, und glühende Royalisten. Das Volk schwor bei Gott und den legitimistischen Königen.

Sodann fand ein seltsamer Umschwung statt. Der Glaube schwand, die Arbeiter- und Bürger-Bevölkerung ließ die Sache der Legitimität im Stich und überließ sich allmählich dem großen demokratischen Zuge, der durch unsere Zeit geht.

Als die Revolution von 1848 ausbrach, waren es nur noch die Adligen und die Geistlichkeit, welche für den Triumph Heinrichs V. schwärmten und arbeiteten. Lange Zeit schon hatten sie die Thronbesteigung der Orleans als einen lächerlichen Versuch angesehen, der früher oder später mit der Rückkehr der Bourbonen endigen müsse. Obwohl ihre Aussichten vor der Hand gering waren, gaben sie den

Digitized by Google

Kampf doch nicht auf. Sie waren empört über den Abfall ihrer ehemaligen Getreuen und gaben sich alle Mühe, dieselben wieder für ihre Sache zu gewinnen. Das Viertel von Saint-Marc, von der Geistlichkeit aller Kirchspiele unterstützt, machte sich ans Werk.

In den Bürgerkreisen und namentlich im Volke war die Begeisterung kurz nach den Tagen des Februar groß. Die republikanischen Neulinge beeilten sich, ihre revolutionäre Fieberhitze geflissentlich zu zeigen. Allein diese schöne Flamme erwies sich für die Rentiers der Neustadt als ein kurzes prasselndes Strohfeuer. Die kleinen Eigentümer, zurückgezogene Kaufleute, die dem lieben Gott die Tage weggestohlen oder ihr Schäfchen unter der Monarchie ins Trockene gebracht hatten, wurden bald von panischem Schrecken ergriffen. Die Republik mit ihrem aufgeregten, unruhigen Treiben war ihnen mit Bezug auf ihre Kasse und ihr Egoisten-Dasein unbequem. So erklärte sich denn auch, als im Jahre 1849 die klerikale Reaktion eintrat, fast die ganze Bürgerschaft von Plassans für die konservative Partei, von der sie mit offenen Armen empfangen wurde. Niemals hatte die Neustadt mit dem Saint-Marc-Viertel so enge Verbindungen gehabt. Einige Adlige ließen sich sogar soweit herab, Advokaten und ehemaligen Ölhändlern die Hand zu geben. Diese unverhoffte Vertraulichkeit setzte das neue Viertel in einen Freudenrausch, der von jetzt ab der republikanischen Regierung einen erbitterten Widerstand entgegensetzte. Um eine derartige Annäherung zu erreichen, hatte die Geistlichkeit all ihre Geschicklichkeit und Geduld aufwenden müssen. Im Grunde genommen war der Adel von Plassans platt zu Boden gelegt und ohne Aussicht, je wieder auf die Beine zu kommen. Zwar hielt er fest an seinem Glauben, aber er war unthätig, schläfrig und überließ es dem Himmel, Wandel zu schaffen, am liebsten

Digitized by Google

hätten sie nur durch bloßes Schweigen protestiert, denn sie hatten das unbestimmte Gefühl, als seien ihre Götter tot und sie selbst könnten nichts weiter ausrichten. Selbst in dieser Zeit des Umsturzes, als die Katastrophe von 1848 ihnen einen Augenblick neue Hoffnungen auf die Rückkehr der Bourbonen einflößen konnte, zeigten sich die Adligen träge und gleichgültig. Sie sprachen zwar davon, sich ins Gewühl zu stürzen, verließen aber kaum ihr warmes Plätzchen am Herde. Der Klerus bekämpfte unaufhörlich dies Gefühl der Schwäche und Resignation. Er that es mit einer Art von Leidenschaft. Sobald ein Priester verzweifelt, kämpft er nur um so hartnäckiger. Die Politik der Kirche ist es von jeher gewesen, geradezu aufs Ziel los zu gehen ohne alle Rücksichtnahme, und den Erfolg für ihre Bestrebungen, wenn er nötig ist, künftigen Zeiten zu überlassen, aber keine Minute bei fortgesetzten Anstrengungen zu verlieren, sondern immer vorwärts zu steuern.

So war es auch in Plassans der Klerus, der die Zügel der Reaktion führte. Der Adel gab nur den Namen dazu her, weiter nichts. Die Geistlichkeit versteckte sich hinter den Adel, gab ihm Weisungen, bot ihm Lockspeisen, ja erreichte es sogar, ihm Parteidisziplin beizubringen. Als sie ihn soweit gebracht hatte, seinen Widerwillen in dem Maße zu besiegen, um gemeinsame Sache mit dem Bürgerstande zu machen, da glaubte sie sich schon des Sieges gewiß.

Das Terrain war wundervoll präpariert; diese alte königstreue Stadt mit einer friedlichen Bürgerbevölkerung und seinen ängstlichen Kaufleuten mußte unausbleiblich früher oder später sich der Ordnungspartei anschließen. Die Geistlichkeit führte mit ihrer gelehrten Taktik diese Bekehrung nur etwas schneller aus. Nachdem sie die

Digitized by Google

Eigentümer der Neustadt für sich gewonnen hatte, wußte sie sogar die kleinen Detailliſten des alten Viertels für ihre Sache einzunehmen. Und von da ab war die Reaktion in der Stadt herrſchend.

Alle möglichen Meinungen waren in dieſer Reaktion vertreten; es war ein buntes Gemiſch von umgeſattelten Liberalen, von Legitimiſten, Orleaniſten, Bonapartiſten und Klerikalen. Das hatte aber zu dieſer Zeit nichts auf ſich. Es handelte ſich einzig und allein darum, der Republik den Garaus zu machen. Und die Republik lag bereits in ihren letzten Zügen.

Nur ein kleiner Bruchteil des Volkes, etwa tauſend Arbeiter höchſtens von den zehntauſend Seelen der Stadt, waren für den Freiheitsbaum begeiſtert, der mitten auf dem Platze vor der Unterpräfektur aufgepflanzt war.

Die feinſten politiſchen Köpfe von Plaſſans, die, welche für die reaktionäre Bewegung arbeiteten, witterten erſt ziemlich ſpät das Nahen des Kaiſerreichs. Die Popularität des Prinzen Ludwig Napoleon erſchien ihnen nur als vorübergehende Laune der Menge, die nichts auf ſich habe. Die Perſon des Prinzen ſelbſt flößte ihnen eine nicht eben hohe Bewunderung ein. Sie hielten ihn für eine Null, einen hohlen Schwärmer, der nicht fähig ſei, Hand an Frankreich zu legen und vor allem ſich in der Macht zu behaupten. In ihren Augen war er nur ein Inſtrument, deſſen ſie ſich bedienen wollten; er ſollte erſt aufräumen und wenn die Zeit gekommen ſei, wo der wahre Kronerbe ſich zeigen mußte, würde man ihm die Thür weiſen.

Indeß die Zeit verſtrich, ſie wurden unruhig. Dann erſt ging ihnen ein Schimmer auf, daß man ſie zum Narren hatte. Aber man ließ ihnen nicht einmal mehr Zeit, eine Partei zu ergreifen; der Staatsſtreich blitzte über ihrem Haupte, und ſie hatten nur noch Beifall zu

Digitized by Google

rufen. Die Unholdin Republik war meuchlings abgethan. Es war das auf alle Fälle ein Triumph.

Der Klerus und Adel nahmen die Thatsachen mit Resignation hin und schoben die Verwirklichung ihrer Hoffnungen für später auf. War es doch schon Rache, daß sie sich mit den Bonapartisten vereinigen konnten, um die letzten Republikaner zu vernichten.

Diese Ereignisse begründeten das Glück des Hauses Rougon. Sie hatten in den verschiedenen Phasen dieser Krise die Hand dazwischen gehabt und wurden auf den Ruinen der Freiheit groß. Auf Kosten der Republik bereicherten sich diese beutegierigen Biedermänner; nachdem man dieselbe erwürgt hatte, halfen sie bei ihrer Beraubung.

Gleich nach den Tagen des Februar sah Felicitas, welche die feinste Spürnase in der Familie hatte, sehr wohl ein, daß sie endlich sich auf einer guten Fährte befanden.

Sie begann damit, ihren Mann aufzustacheln, um ihn aus seiner trägen Ruhe zu bringen. Die ersten Nachrichten von der Revolution waren Peter in die Glieder gefahren. Als seine Frau aber ihm begreiflich gemacht hatte, daß sie bei dem Umsturze wenig zu verlieren und viel zu gewinnen hätten, ordnete er sich schnell ihrer Meinung unter.

„Ich weiß zwar nicht, was Du thun mußt," sagte Felicitas immer wieder, „aber ich glaube, daß etwas gemacht werden kann. Sagte uns Herr von Carnavant nicht neulich, daß er reich würde, wenn Heinrich V. jemals ans Ruder käme, und daß dieser König alle die, welche für seine Rückkehr gearbeitet haben werden, reichlich belohnen würde? Vielleicht liegt unser Glück auf diesem Wege. Es wäre jetzt hohe Zeit, endlich einmal einen glücklichen Griff zu thun."

Der Marquis von Carnavant war jener Adlige, der

Digitized by Google

nach der Chronique scandaleuse der Stadt ein intimes Verhältnis mit der Mutter von Felicitas gehabt hatte. Er kam in der That von Zeit zu Zeit die Gatten zu besuchen. Es war ein kleiner, dürrer, lebhafter Mann, der damals schon fünfundsiebzig Jahre alt war. Die bösen Zungen behaupteten, daß Madame Rougon ihm ähnlich sehe, und wirklich hatte diese, je älter sie wurde, die Züge und das Benehmen des Marquis angenommen. Man sagte dem Marquis nach, daß die Weiber ihm den letzten Rest seines Vermögens gekostet hatten, das schon zur Zeit der Emigration von seinem Vater stark angegriffen worden war. Er gestand übrigens seine Armut unumwunden ein. Er hatte bei einem Verwandten, dem Grafen von Valqueyras, Aufnahme gefunden, bei dem er als Schmarotzer lebte, an der gräflichen Tafel aß und eine kleine Mansarden-Wohnung im Hotel bewohnte.

„Kleine," sagte er oft und streichelte dabei ihre Wangen, „wenn Heinrich V. mir jemals mein Vermögen wieder giebt, setze ich Dich zur Erbin ein."

Felicitas, die er noch immer „Kleine" nannte, zählte bereits fünfzig Jahre. Durch seine vertraulichen Hätscheleien und fortwährenden Versprechungen war Felicitas auf den Gedanken gekommen, ihren Mann ins politische Lager zu treiben. Oft hatte sich Herr von Carnavant bitter darüber beklagt, ihr nicht hierbei behülflich sein zu können. Doch zweifelte sie nicht daran, daß er sich ihr gegenüber als Vater erweisen werde, sobald er zu Ansehen gelangt sein würde. Peter, dem seine Frau die Situation in verblümter Weise auseinandersetzte, erklärte sich bereit, den Weg, welchen man ihm weisen werde, einzuschlagen.

Die eigentümliche Stellung, die der Marquis einnahm, machte ihn gleich vom Beginn der Republik an zum

Digitized by Google

lebhaftesten Parteigänger der reaktionären Bewegung in Plassans.

Dieser kleine rührige Mann, der alles bei der Rückkehr seiner legitimen Könige zu gewinnen hatte, nahm sich mit fieberhaftem Eifer ihrer Sache an, um sie zum Siege zu führen. Während die reichen Adligen des Viertels Saint-Marc sich einer stummen Verzweiflung schläfrig überließen, weil sie vielleicht fürchteten, sich zu kompromittieren und von neuem exiliert zu werden, war er überall thätig, machte Propaganda und warb seine Getreuen. Er war eine Waffe, deren Griff von unsichtbarer Hand gehalten wurde. Bald wurden seine Besuche bei den Rougons täglich wiederholt. Ihm fehlte ein Mittelpunkt für seine Operationen. Da sein Verwandter, Herr von Valqueyras, ihm untersagt hatte, Gesinnungsgenossen in sein Hotel einzuführen, wählte er den gelben Salon von Felicitas. Übrigens stellte sich bald heraus, daß er in Peter eine wirksame Stütze gefunden hatte. Er konnte doch nicht selbst die Sache der Legitimität den kleinen Krämern und Arbeitern des alten Viertels plausibel machen; man würde ihn ausgezischt haben. Peter dagegen hatte in der Mitte dieser Leute gelebt, sprach ihre Sprache, kannte ihre Bedürfnisse und konnte sie in aller Gemütlichkeit bearbeiten. Auf diese Weise machte er sich unentbehrlich. In noch nicht vierzehn Tagen waren die Rougons royalistischer als der König.

Als der Marquis den Eifer Peters wahrnahm, versteckte er sich schlau hinter ihm. Weshalb sollte er seine Haut zu Markte tragen, wenn ein breitschultriger Mensch sich die Mühe gab, alle Dummheiten der Partei auf seinen Nacken zu nehmen. Er überließ lieber Peter den Vorsitz, der sich wichtig machte und als Tonangeber auftrat, während der Marquis sich damit begnügte, ihn zurückzuhalten

Digitized by Google

oder anzuspornen, je nachdem die Sachlage es erheischte. So dauerte es denn nicht lange, bis der ehemalige Ölhändler eine Rolle spielte. Wenn sie Abends unter sich waren, sagte Felicitas wohl zu ihm:

„Nur vorwärts! Fürchte nichts. Wir sind auf dem richtigen Wege. Wenn das so fortgeht, werden wir reich werden, einen Salon haben wie der Einnehmer und Soireen, wie er, geben."

Es hatte sich bei den Rougons eine konservative Stammgesellschaft gebildet, die jeden Abend im gelben Salon zusammen kamen, um gegen die Republik loszuziehen. Unter ihnen befanden sich drei bis vier zurückgezogene Großhändler, die für ihre Renten besorgt waren und die aus vollem Halse nach einer verständigen und starken Regierung schrieen. Ein ehemaliger Mandelhändler, ein Mitglied des Stadtrats, Herr Isidor Granoux, war gewissermaßen das Haupt dieser Gruppe. Seine Hasenphysiognomie, die runden Augen, sein Benehmen, das gleichzeitig scheu und selbstgefällig war, gaben ihm etwas von einer Gans, die sich in der heilsamen Furcht vor dem Messer des Kochs mästet. Er sprach nur wenig, da er nicht die Worte wohl zu setzen verstand. Er hörte auch nur zu, wenn man die Republikaner beschuldigte, daß sie die Häuser der Reichen ausplündern und anstecken wollten. Doch begnügte er sich auch dann damit, rot zu werden als solle ihn der Schlag rühren, und dumpfe Schimpfworte vor sich her zu murmeln, unter denen sich immer wieder die Ausdrücke: Tagediebe, Verbrecher, Diebe und Mörder befanden.

Alle Stammgäste des gelben Salons waren indeß nicht von der Dickfelligkeit dieses Mastgänserichs. Ein reicher Hausbesitzer, Herr Roudier, mit patzigem vollem Gesicht, schwadronierte stundenlang als eingefleischter

Digitized by Google

Orleanist, den der Sturz Louis Philipps in seinen Spekulationen gestört hatte. Da war auch noch ein Kappenmacher aus Paris, der sich nach Plassans zurückgezogen hatte, ein ehemaliger Hoflieferant, dessen Sohn die Beamten-Karriere eingeschlagen hatte, und der zu den Orleans hielt, weil er dadurch seinen Sohn besser vorwärts zu bringen glaubte. Da die Revolution seine Hoffnungen getäuscht hatte, warf er sich nunmehr der Reaktion gänzlich in die Arme. Sein Vermögen, seine früheren kaufmännischen Beziehungen mit den Tuilerien, die er als besonders vertrauliche hinzustellen verstand, ferner der Nimbus, der jeden Menschen in der Provinz umgiebt, welcher sein Geld in Paris erworben hat und sich herabläßt, es in der Provinz zu verzehren, gaben ihm einen großen Einfluß im Lande; manche Leute lauschten seinen Reden wie einem Orakel.

Der schlaueste Kopf des gelben Salons war unzweifelhaft der Major Sicardot, Aristides' Schwiegervater. Von herkulischer Gestalt, mit ziegelrotem, von grauem Bart umrahmtem Gesicht, gehörte er zu den glorreichsten Gamaschenhelden der großen Armee. In den Februartagen hatte der Straßenkampf ihn namentlich erbittert, und er wurde nicht müde, immer wieder hierauf zurückzukommen und zornig zu erklären, daß es schändlich sei, sich so zu bekämpfen; dabei erwähnte er stets mit großem Stolz die Herrschaft Napoleons.

Man sah bei den Rougons auch eine Persönlichkeit mit stets feuchten Händen und schielenden Blicken, einen gewissen Vuillet, seines Zeichens Buchhändler, der für alle Betschwestern der Stadt Heiligenbilder und Rosenkränze lieferte. Vuillet hatte ein klassisches und religiöses Sortiment; er war ein gläubiger Katholik, der die Messe nie versäumte, wodurch er die Kundschaft der zahlreichen Klöster und

Digitized by Google

Pfarreien sich erworben hatte. In Folge eines genialen Einfalles hatte er auch die Herausgabe eines wöchentlich zweimal erscheinenden kleinen Blättchens übernommen, der „Zeitung von Plassans", die ausschließlich die Interessen des Klerus verfocht.

Dieses Blatt kostete ihm jährlich an tausend Frank, aber es machte ihn zum Hauptagent der Kirche und verhalf ihm dazu, die frommen Ladenhüter seines Sortiments an den Mann zu bringen. Dieser Mann ohne alle wissenschaftliche Bildung, der sogar noch orthographische Schnitzer machte, redigierte persönlich die Artikel der Zeitung mit einer Demut und Galle, die sein Talent ersetzen mußten. Daher hatte denn auch der Marquis beim Beginn seines Feldzuges es sich angelegen sein lassen, sich dieser Küstergestalt mit seinem plumpen und interessierten Blättchen zu vergewissern. Seit dem Februar enthielten die Artikel der Zeitung weniger Fehler; der Marquis sah sie durch.

Man kann sich nunmehr vorstellen, welch merkwürdiges Schauspiel der gelbe Salon der Rougons allabendlich darbot. Alle Meinungen platzten dort aufeinander, aber alle Stimmen belferten gegen die Republik. In diesem Haß befand sich die gemeinschaftliche Grundlage. Der Marquis, der nie eine Versammlung versäumte, schlug übrigens durch seine Gegenwart die kleinen Zänkereien nieder, die zwischen dem Major und den andern Anhängern entstanden.

Diese Bürgerlichen fühlten sich insgeheim geschmeichelt durch den adligen Händedruck, der ihnen beim Kommen und Gehen zu Teil wurde. Nur Roudier, als Freigeist aus der Rue Saint-Honoré, meinte, daß der Marquis keinen Heller besitze und daß er sich nichts aus dem Marquis mache. Dieser aber behielt stets seine liebenswürdige lächelnde Miene als Adliger; er gab sich mit diesen Bürger-

Digitized by Google

lichen ab, ohne daß ihm jemals ein Ausdruck der Verachtung entfuhr oder auch nur ein Blick, der seine höhere Stellung ihnen gegenüber andeutete. Seine Schmarotzer-Existenz hatte ihn geschmeidig gemacht. Er war die Seele der Gruppe. Er kommandierte im Namen unbekannter Persönlichkeiten, deren Namen er nie nannte; „sie wünschen dies, aber das wünschen sie nicht," sagte er. Diese versteckten Götter, die über das Geschick Plassans' wachten, ohne sich unmittelbar mit den öffentlichen Angelegenheiten abzugeben, mußten wohl gewisse Priester sein, die großen Politiker der Provinz. Wenn der Marquis jenes „Sie" aussprach, flößte er damit der Gesellschaft einen wunderbaren Respekt ein, und Vuillet deutete durch sein schwärmerisch-bigottes Benehmen an, daß er sie vollkommen kenne.

Die glücklichste Person von Allen war hierbei Felicitas. Endlich fing sie doch an, Gesellschaft in ihrem Salon zu empfangen. Zwar schämte sie sich etwas über ihr altes Mobiliar von gelbem Sammet, doch tröstete sie sich mit dem Gedanken an die prächtige Zimmerausstattung, die sie sich kaufen würde, wenn erst die gute Sache triumphieren würde. Die Rougons glaubten schließlich selbst in allem Ernst an ihren Royalismus. Felicitas ging sogar so weit, zu behaupten, — wenn Roudier nicht dabei war — daß die Julimonarchie daran Schuld gewesen sei, wenn ihr Ölhandel nicht besser floriert habe. Auf diese Art gab sie ihrer Armut einen politischen Anstrich. Sie verfuhr gegen jedermann mit ausgesuchter Höflichkeit, selbst Granoux empfand das, wenn sie jeden Abend eine neue verbindliche Art erfand, beim Abschiede ihn aufzuwecken.

Der Salon gelangte bald als Sammelplatz der Konservativen aller Parteischattierungen zu täglich größerer Ausdehnung und erheblichem Einfluß durch die den verschiedensten Lebensstellungen angehörigen Mitglieder, und

Digitized by Google

namentlich Dank der heimlichen Direktion, die jeder von ihnen durch den Klerus erhielt, wurde er das reaktionäre Zentrum, dessen Arme über ganz Plassans reichten. Die Taktik des Marquis, sich im Hintergrunde zu halten, ließ Rougon als das Oberhaupt der Gesellschaft erscheinen. Die Versamlungen fanden bei ihm statt und das genügte, um ihn in den Augen der weniger weitsehenden Menge zum Chef dieser Leute zu machen und die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Man traute ihm zu, daß er die Arbeit allein besorge, und hielt ihn für den Hauptmatador dieser Bewegung, die der konservativen Partei allmählich die ehedem größten Heißsporne der Republikaner zuführte.

Es giebt gewisse Situationen, aus denen nur anrüchige Leute Nutzen ziehen können. Sie begründen ihr Glück da, wo besser gestellte und einflußreichere es niemals wagen würden, das ihrige zu riskieren. Gewiß schienen Roudier, Granoux und die Übrigen durch ihre Stellung als reiche und angesehene Leute tausendmal geeigneter zu Parteihäuptern wie Peter. Aber keiner von ihnen hätte seine Zustimmung gegeben, aus seinem Salon einen politischen Mittelpunkt zu machen; ihre Überzeugungen gingen nicht so weit, sich offen zu kompromittieren; kurz, es waren nur Schreihälse und Provinz Gevattern, die wohl bei einem Nachbar über die Republik losziehen wollten, aber nur wenn der Nachbar die Verantwortlichkeit für ihr Geschwätz übernahm. Die Partei war ihnen zu gewagt. In der Bürgerschaft von Plassans waren nur die Rougons fähig, diese Rolle zu übernehmen, deren gierige, nimmersatte Habgier sie zu solchen extremen Schritten trieb.

Im April 1849 verließ Eugen plötzlich Paris und kam auf vierzehn Tage nach Hause auf Besuch. Man hat nie so recht den Zweck dieser Reise erfahren, kann

Digitized by Google

aber vorausſetzen und vermuten, daß er herbeikam, um die Stimmung ſeiner Vaterſtadt mit Bezug auf eine erfolgreiche Kandidatur als Abgeordneter der geſetzgebenden Verſammlung zu erforſchen, die nächſtens die konſtituierende erſetzen ſollte. Er war zu ſchlau, um das Riſiko eines Durchfalls zu übernehmen. Die öffentliche Meinung ſchien ihm zweifelsohne wenig günſtig, denn er hielt ſich von jedem Verſuche fern. Man wußte übrigens in Plaſſans gar nicht, was er geworden war und was er in Paris machte. Man fand bei ſeiner Rückkehr, daß er nicht mehr ſo dick und ſchläfrig ausſehe. Man drängte ſich um ihn und verſuchte etwas aus ihm herauszubekommen. Aber er heuchelte Unwiſſenheit, und während er die Andern zum Ausſprechen ihrer Meinungen animierte, blieb er ſelbſt zugeknöpft. Findigere Geiſter würden herausgefunden haben, daß er ſich unter dem Anſchein harmloſen Umherſchlenderns ſehr viel um die politiſche Stimmung der Stadt kümmerte. Er ſchien das Terrain mehr noch im Auftrage einer Partei zu ſondieren, als im eignen Intereſſe.

Obwohl er auf jede perſönliche Hoffnung verzichtet hatte, blieb er doch bis zum Ausgang des Monats in Plaſſans, wo er namentlich ſehr eifrig den Verſammlungen des gelben Salons beiwohnte. Sobald dieſelbe begonnen, ſetzte er ſich möglichſt weit vom Schein der Lampe entfernt in eine Fenſtervertiefung. dort blieb er den ganzen Abend über, das Kinn auf die rechte Hand geſtützt, und hörte gewiſſenhaft zu. Selbſt die gröbſten Dummheiten ließen ihn unempfindlich. Er nickte allem Beifall zu, ſelbſt dem unzuſammenhängenden Brummen von Granoux. Wenn man ihn um ſeine Meinung fragte, ſo wiederholte er höflich die Anſicht der Majorität. Durch nichts ließ er ſich in ſeiner abwartenden, geduldigen Haltung ſtören, weder

Digitized by Google

durch die haltlosen Träumereien des Marquis, der von den Bourbonen sprach, als befinde man sich gleich nach den Ereignissen von 1815, noch durch die bürgerlichen Auslassungen Roudiers, der mit Wehmut die Menge von Strümpfen aufzählte, die er einstmals dem Bürgerkönig geliefert hatte. Er befand sich im Gegenteil recht wohl inmitten dieses babylonischen Turmbaues der Politik. Mitunter, wenn alle diese Leutchen auf die Republik loshämmerten, sah man ein Lächeln in seinen Augen blitzen, ohne daß jedoch seine Mundwinkel daran teilnahmen. Die andächtige Art, in welcher er lauschte, sowie seine unwandelbare verbindliche Haltung hatten ihm bald die Sympathie Aller erworben. Man hielt ihn für eine Null, aber doch für einen netten Menschen.

Wenn ein ehemaliger Öl- oder Mandelhändler beim allgemeinen Durcheinandersprechen nicht seine Meinung anbringen konnte über die Mittel und Wege, Frankreich zu retten, wenn es nach ihm ginge, dann flüchtete er sich zu Eugen und schrie ihm seine wundervollen Pläne ins Ohr. Eugen wiegte leise sein Haupt hin und her, als sei er entzückt über die prächtigen Sachen, die er hörte. Nur Vuillet sah ihn mit mißtrauischen Blicken an. Dieser Buchhändler, der noch dazu halber Küster und Journalist war, sprach weniger als die andern, beobachtete aber dafür um so mehr. Er hatte bemerkt, daß der Advokat zuweilen in abgelegenen Ecken mit dem Major Sicardot plauderte, und nahm sich vor, sie zu überwachen, konnte aber niemals auch nur ein Sterbenswörtchen ergattern. Sobald er sich näherte, deutete ein Augenblinken Eugens dem Major an, zu schweigen.

Von dieser Zeit ab sprach Sicardot von den Napoleoniden nur noch mit geheimnisvollem Lächeln.

Zwei Tage, bevor Eugen nach Paris wieder zurück-

Digitized by Google

kehrte, begegnete ihm auf der Promenade Sauvaire sein Bruder Aristides, der ihn einige Schritte begleitete und augenscheinlich einen Rat, einen Fingerzeig erwartete. Aristides befand sich in großer Verwirrung. Seitdem die Republik proklamiert worden war, hatte er sich mit lebhafter Begeisterung der neuen Regierung angeschlossen. Seine durch zwei Studienjahre in Paris noch erhöhte Intelligenz sah weiter als die Hartschädel von Plassans; er ahnte die Ohnmacht der Legitimisten und Orleanisten, ohne klar zu unterscheiden, welches der dritte Spitzbube sein könnte, der die Republik stehlen würde. Auf gut Glück hatte er sich auf die Seite der Sieger geschlagen, hatte allen Verkehr mit seinem Vater abgebrochen, den er öffentlich für einen alten Narren ausgab, der sich von dem Adel an der Nase herumführen lasse.

„Meine Mutter ist doch eine intelligente Frau," fügte er hinzu. „Niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß sie ihren Mann einer Partei in die Arme treiben würde, deren Aussichten so problematisch sind. Sie werden schließlich noch ganz auf den Hund kommen. Aber die Weiber verstehen nun einmal nichts von Politik."

Er selbst wollte sich so teuer als möglich verkaufen. Seine größte Sorge war es daher, zu wissen, wie und von wo der Wind wehte, um sich stets denen beizugesellen, die ihn, wenn die Stunde ihres Triumphes geschlagen, königlich belohnen konnten. Unglücklicherweise tappte er im Dunkeln; er fühlte, daß er ohne Kompaß in seiner abgelegenen Provinz in der Irre gehen müsse, ohne belehrende Fingerzeige. So lange ihm indes der Gang der Ereignisse keinen andern zuverlässigern Weg zeigte, blieb er seiner Haltung als eifriger Republikaner treu, die er gleich vom ersten Tage ab angenommen hatte. Dieser Haltung hatte er es auch zu verdanken, daß er in der

Digitized by Google

Unterpräfektur verblieb; ja daß man sogar sein Gehal erhöhte.

Von dem sehnsüchtigen Bedürfnis, eine Rolle zu spielen, gedrängt, bewog er einen Buchhändler, einen Nebenbuhler Vuillets, eine demokratische Zeitung zu gründen, deren schneidigster Redakteur er wurde. Der „Independant" führte unter seiner Aegide einen erbarmungslosen Krieg gegen die Reaktion. Dabei wurde er jedoch durch die Hochflut wider Willen etwas weiter getrieben, als er zu gehen die Absicht hatte; er schrieb schließlich ordentliche Brandartikel, bei deren Überlesen ihm selbst angst und bange wurde. Man schenkte namentlich in Plassans einer Reihe von Angriffsartikeln große Aufmerksamkeit, die der Sohn gegen die Personen, welche sich bei seinem Vater im gelben Salon einfanden, gerichtet hatte. Der Reichtum Roudiers und Granoux' brachte Aristides so außer sich' daß er alle kluge Besonnenheit verlor. Durch neidische, bittere Hungerleidergefühle angetrieben, hatte er sich die wohlhabende Bourgeoisie zur unversöhnlichen Feindin gemacht, als Eugens Ankunft und die Art und Weise, mi der er sich in Plassans benahm, ihn in Verwirrung brachte. Er traute seinem Bruder eine große Gewandtheit zu. Nach seiner Meinung schlief dieser dicke träumerisch dreinschauende Bursche nur mit einem Auge, wie Katzen, wenn sie auf der Lauer vor einem Mäuseloch stehen. Und nun brachte Eugen ganze Abende im gelben Salon zu und lauschte andächtig auf diese Hinterwäldler, die er, Aristides, mit seinem unerbittlichen Spott überschüttet hatte! Als er durch Stadtklatsch hörte, daß sein Bruder mit Granoux und dem Marquis auf dem freundschaftlichsten Fuße stand, da fragte er sich ängstlich, was er eigentlich noch glauben solle. Sollte er sich in einem solchen Maße getäuscht haben? Sollten die Legitimisten oder Orleanisten irgend welche

Digitized by Google

Aussicht auf Erfolg haben? Dieser Gedanke war ihm unerträglich. Er verlor sein Gleichgewicht, und wie das denn in solchen Fällen zu gehen pflegt, warf er sich mit noch größerer Wut auf die Konservativen, um sich für seine Blindheit zu rächen.

Am Tage bevor er seinen Bruder auf der Promenade Sauvaire traf, hatte er im „Independant" einen schrecklichen Artikel über die Schleichwege der Geistlichkeit veröffentlicht, als Antwort für eine Notiz Vuillets, der die Republikaner beschuldigt hatte, sie wollten die Kirchen niederreißen. Vuillet war der Sündenbock und Packesel von Aristides. Keine Woche verging, ohne daß sich die beiden Journalisten die größten Grobheiten gegenseitig an den Hals warfen. In der Provinz huldigt man noch der Umschreibung und deshalb weist der Fischweiber-Katechismus lauter gebildete Ausdrücke auf. Aristides nannte seinen Gegner z. B. „Bruder Judas" oder auch „Diener des heiligen Antonius"; und Vuillet gab diese Höflichkeit ebenso zurück, indem er die Republik als ein „blutgeschwollenes Ungeheuer behandelte, dessen ehrlose Zuhälterin die Guillotine sei".

Um seinem Bruder auf den Zahn zu fühlen, begnügte Aristides sich damit, ihn zu fragen, ob er seinen gestrigen Artikel gelesen habe und was er von ihm halte. Er wollte eben nicht augenfällig seine Unsicherheit zeigen, oder seine Unruhe eingestehen.

Eugen zuckte kaum merklich mit den Achseln.

„Du bist ein Dummkopf, lieber Bruder," sagte er geradezu.

„Dann giebst Du also diesem Vuillet Recht," rief erbleichend der Journalist, „dann glaubst Du also an Vuillets Triumph?"

„Ich?! . . . Vuillet! . . ."

Digitized by Google

Er wollte offenbar noch sagen: „Vuillet ist gerade so ein Dummkopf wie Du.“ Aber als er das verzerrte Gesicht seines Bruders sah, der sich ängstlich an ihn anklammerte, schien er mißtrauisch zu werden.

„Vuillet hat seine guten Seiten,“ sagte er gelassen.

Und Aristides fühlte sich beim Verlassen seines Bruders noch verwirrter als je zuvor. Eugen mußte sich offenbar einen schlechten Scherz mit ihm haben erlauben wollen, war doch Vuillet entschieden eine der schmierigsten Persönlichkeiten, die man sich denken kann. Er nahm sich vor, schlau zu sein und sich nicht weiter mehr zu binden, so daß er die Hände frei hätte, falls seine Hülfe eines Tags von einer Partei in Anspruch genommen werden sollte, um der Republik den Garaus zu machen.

Am Tage seiner Abreise, eine Stunde bevor er die Post bestieg, nahm Eugen seinen Vater ins Schlafzimmer und hatte mit ihm eine lange Unterredung. Felicitas war im Salon zurückgeblieben und strengte sich vergeblich an, zu horchen. Die beiden Männer sprachen leise, als hätten sie gefürchtet, daß auch nur ein Wörtchen draußen hätte gehört werden können. Als sie endlich wieder aus dem Schlafzimmer kamen, sahen sie sehr erregt aus. Nachdem er seinen Vater und seine Mutter geküßt hatte, sagte Eugen, dessen Stimme fast schleppend zu sein pflegte, mit Lebhaftigkeit und Erregtheit:

„Du hast mich doch vollkommen verstanden, lieber Vater? Dort liegt unser Glück. Wir müssen aus allen Kräften arbeiten nach dieser Richtung hin. Verlaß Dich ganz auf mich.“

„Ich werde Deine Ratschläge treulich befolgen,“ antwortete Rougon. „Vergiß nur das Eine nicht, das ich mir als Preis meiner Bemühungen von Dir erbeten habe.“

„Wenn wir Glück haben, so soll Dein Wunsch erfüllt

Digitized by Google

werden, das schwöre ich Dir. Übrigens werde ich Dir schreiben, Dich leiten, je nach der Wendung, welche die Ereignisse nehmen werden. Nur keine große Angst, aber auch keine übertriebene Gefühlswallung und Begeisterung. Gehorcht mir nur blindlings."

„Was führt Ihr denn eigentlich im Schilde?" fragte Felicitas neugierig.

„Meine liebe Mutter," antwortete Eugen mit einem Lächeln, „Du hast mir bisher zu wenig zugetraut, um Dir jetzt schon meine Hoffnungen mitzuteilen, die im Grunde genommen erst noch auf Mutmaßungen beruhen und auf Wahrscheinlichkeitsrechnungen. Um mich zu verstehen, muß man an mich glauben. Übrigens wird der Vater Dir schon alles mitteilen, wenn die richtige Stunde dazu gekommen ist."

Und als Felicitas sich beleidigt stellte, sagte er ihr noch ins Ohr, indem er sie wiederum küßte:

„Ich rechne auf Dich, obwohl Du mich verleugnet hast. Zu viel Intelligenz würde uns für den Augenblick nur schaden. Sobald der Entscheidungskampf gekommen ist, sollst Du die Sache als Führerin in die Hand nehmen."

Er ging ab, dann öffnete er nochmals die Thür und sagte in herrischem Tone:

„Vor allem traut Aristides nicht; das ist ein Wirrkopf, der Alles verderben würde. Ich kenne ihn gut und weiß bestimmt, daß er immer wieder seine eigenen Wege gehen wird. Habt nur kein Mitleid mit ihm, denn wenn wir unser Glück machen, wird er schon sein Teil sich zu holen wissen."

Als Eugen abgereist war, versuchte Felicitas, in das Geheimnis, welches ihr verborgen war, zu dringen. Sie kannte ihren Mann zu gut, um eine offene Frage an ihn zu richten; er würde ihr nur voller Zorn geantwortet

Digitized by Google

haben, daß sie das nichts anginge. Aber trotz der schlauen Kriegslist, die sie entfaltete, gelang es ihr doch nicht, auch nur das Geringste herauszubekommen. Eugen hatte sich in diesen unruhigen Zeitläuften, in denen die strengste Diskretion geboten war, seine Vertrauten mit sicherm Takt ausgewählt. Peter fühlte sich durch seines Sohnes Vertrauen geschmeichelt und hüllte sich noch mehr in seine passive Schwerfälligkeit, die aus ihm ein undurchdringliches, ernstes Wesen machte.

Als Felicitas begriffen hatte, daß sie nichts aus ihm herausbekommen werde, hörte sie auf, sich um ihn zu bekümmern. Nur eine einzige Neugierde noch prickelte sie auf das heftigste. Die beiden Männer hatten von einem Preise gesprochen, den Peter selbst sich ausbedungen hatte. Was für ein Preis konnte das wohl sein? Dies war Felicitas wichtiger zu wissen, als politische Fragen zu erörtern, über die sie sich im Grunde genommen lustig machte. Sie wußte, daß ihr Mann sich teuer müsse verkauft haben, sie hätte aber für ihr Leben gern gewußt, worum es sich eigentlich handelte. Als sie eines Abends sich mit Peter, der in guter Laune war, im Schlafzimmer befand, brachte sie das Gespräch auf die Unannehmlichkeiten, denen sie ihrer Armut wegen ausgesetzt seien.

„Das muß endlich einmal aufhören," sagte sie; „wir kommen an den Bettelstab mit dem vielen Holz und Öl, seitdem diese Herren uns besuchen. Und wer wird schließlich die Rechnung bezahlen? Vielleicht Niemand."

Ihr Mann ging in die ihm gelegte Falle. Ein selbstgefälliges überlegenes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Nur Geduld," sagte er.

Dann fügte er, seiner Frau schlauer Weise in die Augen sehend, hinzu:

Digitized by Google

„Wärst Du damit einverstanden, die Frau eines Hauptsteuereinnehmers zu sein?“

Felicitas schoß vor Freude das Blut in den Kopf. Sie richtete sich im Bett auf und klatschte wie ein Kind in ihre alten dürren Hände.

„Wirklich? . . .“ stammelte sie hervor. „In Plaſſans? . . .“

Peter machte, ohne zu antworten, ein bejahendes Zeichen. Er weidete sich an dem Erstaunen seiner Genossin. Sie war ganz hin vor Erregung.

„Aber dazu gehört ja eine enorme Kaution!“ konnte sie endlich hervorbringen. „Ich habe mir sagen lassen, daß Herr Peirotte, unser Nachbar, achtzigtausend Frank hat im Staatsschatz hinterlegen müssen.“

„Ei!“ antwortete der ehemalige Ölhändler, „das geht mich nichts an. Eugen bringt das alles in Ordnung. Er läßt mir die Kaution durch einen Pariser Bankier vorstrecken . . . Ich habe mir einen Posten ausgesucht, verstehst Du, der 'was Ordentliches einbringt. Eugen machte anfänglich ein langes Gesicht. Er meinte, man müsse reich sein, um eine derartige Stellung einzunehmen oder zu beanspruchen, und daß man hierzu gewöhnlich nur einflußreiche Leute zu nehmen pflege. Aber ich ließ nicht locker und er gab nach. Um Einnehmer zu sein, ist es nicht nötig, Latein und Griechisch zu verstehen; ich halte mir, wie Herr Peirotte, einen Bevollmächtigten, der das ganze Geschäft besorgt.“

Felicitas hörte, innerlich frohlockend, zu.

„Ich konnte mir wohl denken,“ fuhr er fort, „was unserm lieben Sohn Bedenken einflößte. Man liebt uns hier nicht sonderlich. Man weiß, daß wir kein Vermögen besitzen; das wird allerhand Klatschgeschichten aufbringen. Aber basta! In kritischen Augenblicken muß sich das alles

Digitized by Google

geben. Eugen wollte mich in einer andern Stadt dazu ernennen lassen, aber ich habe das abgelehnt; ich will in Plassans bleiben."

„Ja, ja, wir müssen hier bleiben," sagte die alte Frau lebhaft. „Hier haben wir gelitten, hier müssen wir auch triumphieren. Ach! ich werde sie schon ausstechen, alle diese schönen Mail-Spaziergängerinnen, die jetzt noch verächtlich auf meine Wollkleider herabsehen! . . . Aber ich habe nicht an den Einnehmerposten gedacht: ich glaubte, Du würdest nach der Maire-Würde streben."

„Maire! geh mir doch damit ab! . . . Der Posten ist unentgeltlich! . . . Eugen sprach mir ebenfalls von der Mairie, aber ich habe ihm geantwortet: Ich nehme es an, wenn Du mir fünfzehntausend Frank Rente verschaffst."

Diese Unterhaltung, in der es große Zahlen nur so regnete, war für Felicitas ein Hochgenuß. Sie frohlockte und empfand eine Art von innerlichem Kitzel. Endlich nahm sie eine scheinheilige Miene an und fragte mit mehr Sammlung:

„Nun gut, wir wollen 'mal ausrechnen, wie viel Du dann verdienst."

„Je nun," sagte Peter, „die feste Besoldung beläuft sich, glaube ich, auf dreitausend Frank."

„Dreitausend Frank," zählte Felicitas.

„Dann kommen dazu so und soviel Prozente von den Erhebungen, die in Plassans wohl eine Summe von zwölftausend Frank ausmachen dürften."

„Das macht fünfzehntausend Frank."

„Jawohl, fünfzehntausend Frank ungefähr. Das verdient Peirotte. Aber das ist noch nicht alles. Peirotte macht auch Börsengeschäfte für seine eigene Rechnung. Das ist gestattet. Vielleicht werde ich auch so etwas riskieren, wenn ich spüre, daß die Chancen günstig sind."

Digitized by Google

„Sagen wir dann zwanzigtausend . . . Zwanzigtausend Frank Rente!“ wiederholte Felicitas, von dieser Ziffer überwältigt.

„Man muß aber die Vorschüsse zurückzahlen,“ warf Peter ein.

„Schadet nichts,“ versetzte Felicitas, „wir werden reicher sein als viele von diesen Herren . . . Soll denn der Marquis und die Andern auch ihren Anteil an dem Kuchen haben?“

„Nein, nein, Alles nur für uns.“

Und als sie noch mehr in ihn drang, glaubte Peter, daß sie ihm sein Geheimnis entlocken wollte, und er runzelte die Stirn.

„Genug geschwatzt,“ sagte er plötzlich. „Es ist schon spät, wir wollen schlafen. Es könnte uns Unglück bringen, daß wir alles vorher schon berechnet haben. Ich habe den Posten noch nicht. Sei vor allen Dingen auf Deiner Hut.“

Auch nachdem die Lampe ausgelöscht war, konnte Felicitas nicht schlafen. Mit geschlossenen Augen baute sie wundervolle Luftschlösser. Die zwanzigtausend Frank führten vor ihren Augen im Dunkeln einen diabolischen Hexentanz auf. Sie bewohnte bereits ein schönes Haus in der Neustadt, besaß eine luxuriöse Einrichtung wie Herr Peirotte, gab Abendgesellschaften und war in den neidischen Mäulern der ganzen Stadt wegen ihres Glücks. Was ihre Eitelkeit am meisten kitzelte, war die schöne Stellung, welche ihr Mann alsdann einnehmen würde. Er würde alsdann dem Roudier, dem Granoux und all den andern geachteten Bürgern die Renten auszuzahlen haben. Sie kamen zwar schon heute in ihren Salon, aber doch nur so, wie man in ein Kaffeehaus geht, um laut zu diskurieren und die Tagesneuigkeiten zu vernehmen. Sie hatte sehr wohl die nonchalante Art wahrgenommen, mit

Digitized by Google

der diese Herren in ihren Salon eintraten. Selbst der Marquis mit seiner ironischen Höflichkeit fing an, ihr zu mißfallen. Daher war es für sie ein köstliches Rachegefühl, das sie auf das Zärtlichste in sich groß zog: allein den Triumph davon zu tragen und den ganzen „Kuchen", wie sie sich ausdrückte, für sich zu behalten. Später, wenn diese plumpen Gesellen sich mit dem Hut in der Hand bei dem Herrn Einnehmer Rougon einfinden würden, wollte sie ihnen schon zeigen, was sie wert seien. Die ganze Nacht gingen ihr solche Gedanken im Kopf herum. Als sie am nächsten Tage die Läden öffnete, fiel ihr erster Blick instinktmäßig auf die Fenster des Herrn Peirotte an der andern Seite der Straße. Sie lächelte, während sie die breiten Damastvorhänge, die hinter den Spiegelscheiben hingen, betrachtete.

Die Hoffnungen Felicitas' wurden nur noch gieriger. Wie allen Frauen, war ihr der geheimnisvolle Anstrich durchaus nicht zuwider. Dies versteckte Ziel, dem ihr Mann zustrebte, erregte in ihr ein leidenschaftlicheres Interesse, als es je die legitimistischen Schleichwege des Herrn von Carnavant vermocht hatten. Sie gab ohne allzu großes Bedauern die Hoffnungen auf, die sich auf das erfolgreiche Operieren des Marquis stützten, da ja durch andere Mittel ihr Mann größere pekuniäre Erfolge sich sichern zu können behauptete. Sie war im übrigen äußerst behutsam und klug.

Zwar im Grunde war es noch immer eine ängstliche Neugierde, die sie folterte. Sie studierte die geringsten Bewegungen Peters und versuchte, ihn zu durchschauen. Wie, wenn er einen falschen Weg einschlagen sollte? Wenn Eugen ihn in irgend eine halsbrecherische Geschichte verwickelte, aus der sie noch verhungerter und ärmer hervorgehen würden? Indeß der Glaube kam über sie. Eugen hatte

Digitized by Google

mit einer solchen Autorität befohlen, daß sie schließlich an ihn glauben mußte. Die Macht des Unbekannten that auch hier wieder ihre Dienste. Peter sprach geheimnisvoll von hochstehenden Persönlichkeiten, mit denen ihr Sohn in Paris verkehrte; sie selbst wußte nicht, was man dabei thun konnte, solange es noch unmöglich war, die Augen zu schließen wegen der politischen Extravaganzen des Aristides in Plassans. In ihrem eigenen Salon genierte man sich kaum, den demokratischen Journalisten mit äußerster Härte zu kritisieren. Granoux nannte ihn halblaut einen Räuber, und Roudier hatte schon zwei- bis dreimal zu Felicitas gesagt:

„Ihr Sohn schreibt nette Geschichten! Erst gestern wieder hat er unsern Freund Vuillet mit empörendem Cynismus angegriffen."

Der ganze Salon stimmte damit überein. Der Major Sicardot sprach davon, seinen Schwiegersohn zu ohrfeigen. Peter verleugnete seinen Sohn auf das Bestimmteste. Die arme Mutter ließ den Kopf hängen und unterdrückte ihre Thränen. Zuweilen hatte sie zwar nicht übel Lust loszufahren und Roudier zuzurufen, daß ihr liebes Kind trotz seiner Fehler viel mehr wert sei, als er und die andern alle zusammen genommen. Aber ihr Mund war gesiegelt, wollte sie nicht die mühsam errungene Situation wieder in Frage stellen. Da sie sah, daß die ganze Stadt auf Aristides übel zu sprechen war, meinte sie in ihrer Verzweiflung, daß der Unglückselige sich zu Grunde richte. Zweimal war sie mit ihm zusammen gekommen und hatte ihn inständigst beschworen, wieder sich ihnen anzuschließen und nicht mehr den gelben Salon durch seine Angriffe zu reizen.

Aristides antwortete ihr, daß er nichts mit solchen Dingen zu thun haben wolle, und daß gerade sie einen

Digitized by Google

groben Fehler begehe, sich und ihren Mann dem Marquis zur Verfügung zu stellen. Sie mußte ihn aufgeben, nahm sich aber vor, wenn Eugens Glück blühte, ihn zu zwingen, die Beute mit dem armen Jungen, der immer ihr Lieblingssöhnchen gewesen war und es noch blieb, möglichst rechtschaffen zu teilen.

Peter Rougon lebte nach der Abreise seines ältesten Sohnes nach wie vor mit der Reaktion. Nichts schien sich in den Ansichten der Mitglieder des gelben Salons geändert zu haben. An jedem Abend kamen dieselben Leute dorthin, um für die Monarchie Propaganda zu machen. Der Hausherr stimmte ihnen bei und assistierte ihnen mit demselben Eifer wie früher. Eugen hatte Plassans am ersten Mai verlassen. Einige Tage später war der gelbe Salon in enthusiastischer Aufregung. Man kommentierte nämlich den Brief des Präsidenten der Republik an den General Oudinot, in welchem die Belagerung Roms beschlossen war. Diesen Brief betrachtete man als einen glänzenden Sieg, den man der festen Haltung der reaktionären Partei verdanke.

Seit 1848 gab es in den Kammern Debatten über die römische Frage. Es war einem Bonaparte vorbehalten, durch seine Intervention eine entstehende Republik zu unterdrücken. Der Marquis erklärte, daß man nicht besser der Sache der Legitimität habe in die Hände arbeiten können. Vuillet schrieb einen herrlichen Artikel. Die Begeisterung kannte keine Grenzen mehr, als einen Monat später der Major Sicardot eines Abends zu den Rougons kam und der Gesellschaft meldete, daß die französische Armee unter den Mauern Roms fechte. Während jeder etwas Anderes rief, ging er auf Peter zu und drückte ihm in bedeutsamer Weise die Hand. Darauf begann er, sobald er Platz genommen hatte, das Loblied des Präsidenten der Republik

Digitized by Google

anzuſtimmen, der, wie er ſagte, allein Frankreich aus den Klauen der Monarchie retten könne.

„Laß er ſie nur ſo raſch als möglich daraus erretten," unterbrach ihn der Marquis, „und alsdann in richtiger Würdigung ſeiner Pflicht nicht vergeſſen, ſie in die Hände ſeiner legitimen Herren zurückzulegen!"

Peter ſchien dieſer ſchönen Antwort lebhaft beizuſtimmen. Nachdem er ſo erſt Beweiſe ſeines glühenden Royalismus abgelegt hatte, wagte er zu ſagen, daß Prinz Louis Napoleon ſeine Sympathien in dieſer Sache habe. Dann folgten zwiſchen ihm und dem Major kurze Bemerkungen in Dialogform, welche die ausgezeichneten Abſichten des Präſidenten verherrlichten und die man für präpariert und auswendig gelernt hätte halten mögen. Zum erſten Mal fand der Bonapartismus in dem gelben Salon Eingang. Übrigens war der Prinz ſchon ſeit der Wahl vom zehnten Dezember hier mit einer gewiſſen Milde behandelt worden. Man zog ihn tauſendmal dem Cavaignac vor, und die ganze reaktionäre Bande hatte für ihn geſtimmt. Aber man betrachtete ihn doch mehr noch als einen Mitſchuldigen, wie als einen Freund; dazu traute man dieſem Mitſchuldigen noch nicht einmal recht, man begann ihn zu beſchuldigen, er wolle die Kaſtanien, nachdem er ſie aus dem Feuer geholt hatte, für ſich behalten. An jenem Abend jedoch hörte man, durch die römiſche Campagne günſtig geſtimmt, Peters und des Majors Lobreden mit Wohlwollen an.

Die Gruppe Granoux und Roudier verlangte bereits, daß der Präſident alle dieſe Verbrecher von Republikanern füſilieren laſſen ſolle. Der Marquis betrachtete gedankenvoll eine Teppichroſette und lehnte ſich ans Kamin. Als er endlich den Kopf in die Höhe hob, ſchwieg Peter plötzlich; es ſchien, als habe dieſer den Effekt ſeiner Worte

Digitized by Google

heimlich auf dem Gesicht des Marquis zu verfolgen gesucht. Herr von Carnavant begnügte sich, Felicitas mit seinem Lächeln anzusehen. Dies rasche Spiel entging den Bürgern, die sich dort befanden. Nur Vuillet sagte mit scharfer Stimme:

„Ich sehe Ihren Bonaparte lieber in London als in Paris. Dann würden unsere Angelegenheiten rascher von Statten gehen."

Der ehemalige Ölhändler entfärbte sich etwas, da er glaubte, zu weit gegangen zu sein.

„Ich hänge nicht an „meinem" Bonaparte," sagte er mit ziemlicher Festigkeit; „Sie wissen, wohin ich ihn schicken würde, wenn ich Herr wäre; ich behaupte nur, daß der römische Feldzug sein Gutes hat."

Felicitas war dieser Szene mit staunender Neugier gefolgt. Sie sprach davon nicht wieder zu ihrem Manne, und das bewies, daß sie dieselbe für die Grundlage eines geheimen Operationsplanes hielt. Das Lächeln des Marquis, dessen vollständige Bedeutung sie nicht verstand, gab ihr viel zu denken.

Von diesem Tage ab ließ Rougon von Zeit zu Zeit, wenn die Gelegenheit sich darbot, ein Wort zu Gunsten des Präsidenten der Republik mit einfließen. An solchen Abenden spielte der Major Sicardot die Rolle eines gefälligen Spießgesellen. Im übrigen dominierte noch die klerikale Meinung in dem gelben Salon.

Namentlich im folgenden Jahre klangte diese Gruppe von Reaktionären einen entscheidenden Einfluß als Folge der retrograden Bewegung, die sich in Paris vollzog. All die antiliberalen Maßregeln, als deren Quintessenz die römische Expedition anzusehen ist, verschafften in Plassans der Partei Rougon definitiv die Oberhand. Die Spießbürger sahen frohlockend die Republik im Todeskampfe

Digitized by Google

und beeilten sich, sich um die Konservativen zu scharen. Die Stunde des Hauses Rougon war gekommen. Die Neustadt bereitete ihm fast eine Ovation an dem Tage, als man den Freiheitsbaum absägte, der auf dem Platz der Unterpräfektur gepflanzt war. Dieser Baum, eine junge Pappel vom Ufer der Viorne, war nach und nach vertrocknet zum großen Leidwesen der republikanischen Arbeiter, die alle Sonntage sich zu ihm begaben und den Fortschritt seiner Krankheit wahrnahmen, ohne zu begreifen, was die Ursache dieses langsamen Dahinsiechens sein könne. Ein Hutmacherlehrling behauptete endlich, daß er gesehen habe, wie eine Frau aus dem Rougonschen Hause gekommen sei und einen Kübel vergifteten Wassers am Fuße des Baumes ausgegossen habe. Seitdem wurde es als historisches Faktum erzählt, daß Felicitas in Person jede Nacht sich herbemühte, um den Pappelbaum mit Vitriol zu begießen. Als der Baum verdorrt war, erklärte die Stadtverordnetenversammlung, daß die Würde der Republik seine Entfernung erheische. Da man die unzufriedene Stimmung der Arbeiter-Bevölkerung fürchtete, wählte man die Zeit der vorgerückten Abenddämmerung dazu. Die konservativen Rentiers der Neustadt hatten Wind bekommen von dem kleinen Feste und kamen alle auf den Platz der Unterpräfektur, um sich das Fällen eines Freiheitsbaumes anzusehen. Die Gesellschaft des gelben Salons hatte sich an den Fenstern postiert. Als die Pappel dumpf erkrachte und in der Dämmerung dahinsank mit der tragischen Strammität eines zum Tode verwundeten Helden, da glaubte Felicitas ein weißes Schnupftuch flattern lassen zu müssen. Beifallsgeheul erhob sich in der Menge und die Gaffer erwiderten den Gruß, indem sie ebenfalls mit ihren Taschentüchern wehten. Eine Gruppe kam sogar bis unter das Fenster und rief:

Digitized by Google

„Wir wollen sie begraben, wir wollen sie begraben!“

Sie sprachen zweifelsohne von der Republik. Felicitas hätte vor Aufregung beinahe einen Nervenschlag bekommen. Das war ein schöner Abend für den gelben Salon.

Der Marquis hatte noch immer sein geheimnisvolles Lächeln, wenn er Felicitas ansah. Dieses kleine alte Männchen war viel zu schlau und gerieben, um nicht zu merken, wohin das Alles in Frankreich hinauswollte. Er war einer der ersten, der das Kaiserreich witterte. Als später die gesetzgebende Versammlung sich in vergeblichen Klagen erging, als die Orleanisten und die Legitimisten selbst stillschweigend den Gedanken an einen Staatsstreich hinnahmen, sagte er sich, daß die Partie entschieden verloren sei. Übrigens sah nur er die Dinge klar voraus. Vuillet merkte zwar sehr wohl, daß die von seiner Zeitung verfochtene Sache Heinrichs V. immer jämmerlicher wurde, aber er machte sich nichts daraus; ihm kam es nur darauf an, die gefügige Kreatur der Geistlichkeit zu sein; seine ganze Politik lief darauf hinaus, soviel Heiligenbilder und Rosenkränze als möglich abzusetzen. Was Roudier und Granoux anbetraf, so lebten sie dahin in duselnder Verblendung. Es war nicht einmal sicher, daß sie eine Meinung hatten. Sie wollten in Ruhe essen und schlafen darauf beschränkten sich ihre politischen Bestrebungen.

Nachdem der Marquis seinen Hoffnungen Valet gesagt hatte, kam er nichtsdestoweniger noch immer regelmäßig zu Rougons. Es machte ihm Spaß, dort zu sein. Das Aufeinanderplatzen ehrgeiziger Meinungen, das Auskramen spießbürgerlicher Dummheiten bot ihm schließlich jeden Abend ein unterhaltendes Schauspiel. Ihn überlief ein Schauer wenn er daran dachte, sich in seinem kleinen Stübchen, das er der Gnade des Grafen von Valquebras verdankte einzupferchen. Mit einer gewissen Schadenfreude behielt

Digitized by Google

er seine Überzeugung für sich, daß die Stunde der Bourbonen noch nicht gekommen sei. Er that so, als merkte er nichts und arbeitete nach wie vor an dem Triumph der Legitimität, und stellte sich immer noch der Geistlichkeit und dem Adel zur Verfügung. Vom ersten Tage ab hatte er Peters Taktik durchschaut und glaubte, daß Felicitas ebenfalls darum wisse.

Als er eines Abends der Erste war, fand er die alte Frau allein im Salon.

„Nun, Kleine?“ fragte er sie mit lächelnder Vertraulichkeit, „gehen Eure Geschäfte? . . . Warum, zum Henker, spielst Du mit mir Versteck?“

„Ich spiele nicht Versteck,“ antwortete Felicitas, die nicht wußte, was er meinte.

„Seht mal, sie glaubt, einen alten Fuchs, wie mich, hintergehen zu können! Ei, mein liebes Kind, behandle mich als Freund! Ich bin völlig erbötig, Dir insgeheim beizustehen . . . Also, sei offen!“

Felicitas wurde es auf einmal klar, wie sie sich zu benehmen hatte. Sie konnte ja nichts sagen, aber vielleicht konnte sie auf diese Weise Alles erfahren, wenn sie hübsch still schwieg.

„Du lächelst?“ fuhr Herr von Carnavant fort. „Das ist der Anfang eines Geständnisses. Ich dachte mir gleich, daß Du dahinter steckteſt. Peter ist zu schwerfällig, um den netten Verrat, den Ihr im Schilde führt, auszuhecken . . . Na, ich wünsche von ganzem Herzen, daß die Bonapartes Euch geben mögen, was ich sonst von den Bourbonen für Dich gefordert haben würde.“

Diese einfache Bemerkung bestätigte die Mutmaßungen, welche die Alte schon längere Zeit gehabt hatte.

„Nicht wahr? Der Prinz Louis hat alle Anwartschaft?“ fragte sie lebhaft.

Digitized by Google

„Wirst Du mich verraten, wenn ich es Dir sage, daß ich's glaube?“ antwortete lachend der Marquis. „Ich habe bereits Trauer angelegt, Kleine. Ich bin ein alter Narr, der schon so gut wie gestorben und begraben ist. Ich habe ja auch überdies nur für Dich gearbeitet. Da Du aber auch ohne mich es verstanden hast, die richtige Straße einzuschlagen, so werde ich mich zu trösten wissen, wenn ich Dich über meine Niederlage triumphieren sehe . . . Vor allem spiele aber nicht mehr die Geheimnisvolle, sondern vertraue Dich mir an, wenn Du in Not bist.“

Und dann fügte er mit dem skeptischen Lächeln eines heruntergekommenen Edelmanns hinzu:

„Ei, ich kann ja auch ein bischen Verräter spielen.“

In diesem Augenblick kam die Herde von ehemaligen Öl- und Mandelhändlern an.

„Ach, die lieben Reaktionäre!“ brummte noch Herr von Carnavant. „Siehst Du, Kleine, die größte Kunst in der Politik besteht darin, zwei gute Augen zu haben, wenn die andern alle blind sind. Du hast die schönsten Ausspielkarten in der Hand.“

Am nächsten Morgen wollte Felicitas, die seit dieser Unterredung wie auf Nadeln stand, Gewißheit haben.

Man befand sich damals in den ersten Tagen des Jahres 1851. Schon länger als anderthalb Jahre hatte Rougon regelmäßig alle vierzehn Tage einen Brief von seinem Sohn Eugen erhalten. Er schloß sich in sein Schlafzimmer ein, um diese Briefe zu lesen, die er sodann in einem alten Sekretär verschloß, dessen Schlüssel er sorgfältig in einer Westentasche bewahrte.

Wenn seine Frau ihn ausfragen wollte, begnügte er sich damit, ihr zu sagen: „Eugen schreibt mir, daß es ihm gut geht.“

Schon seit langer Zeit hatte Felicitas daran gedacht,

Digitized by Google

sich der Briefe ihres Sohnes zu bemächtigen. Am Morgen des nächsten Tages, während Peter noch schlief, stand sie auf, ging auf den Fußspitzen und nahm ihm aus der Westentasche den Sekretärschlüssel heraus, für den sie den Kommodenschlüssel hineinsteckte, der von derselben Größe war. Als dann ihr Mann ausgegangen war, schloß sie sich ihrerseits nun ein, leerte die Schublade und las mit fieberhafter Neugier die Briefe.

Herr von Carnavant hatte sich nicht getäuscht, und ihre eigenen Mutmaßungen wurden bestätigt. Es waren da ungefähr vierzig Briefe, aus deren Inhalt sie die große bonapartistische Bewegung ersehen konnte, die im Kaiserreich ihren Abschluß finden sollte. Es war eine Art von kurzgefaßter Zeitung, welche die Thatsachen auseinandersetzte, wie sie sich zugetragen hatten, und aus jeder von ihnen hoffnungsreiche Schlüsse zog oder Pläne angab. Eugen lebte im Glauben. Er sprach zu seinem Vater vom Prinzen Louis Napoleon wie von einem notwendigen, vom Geschick dazu ersehenen Manne, der allein nur im Stande sei, Licht und Klarheit in die Situation zu bringen. Er hatte schon an ihn geglaubt, bevor er nach Frankreich zurückgekommen war, als noch der Bonapartismus für eine lächerliche Chimäre galt. Felicitas erfuhr, daß ihr Sohn seit 1848 ein geheimer, äußerst thätiger Agent war. Obgleich er sich nicht klar über seine Lage in Paris aussprach, so war es doch offenbar, daß er für das Kaiserreich unter der Oberleitung von Persönlichkeiten arbeitete, die er mit einer gewissen Vertraulichkeit namhaft machte. Jeder seiner Briefe konstatierte die Fortschritte, welche ihre Sache machte, und stellte eine baldige günstige Lösung in Aussicht. Sie schlossen gewöhnlich mit der Einschärfung von Verhaltungsmaßregeln für Peter in Plassans. Felicitas konnte sich nunmehr manche Redensarten und Handlungen

Digitized by Google

ihres Gatten erklären, deren Nutzen ihr früher entgangen war. Peter gehorchte eben nur seinem Sohne und folgte blindlings dem, was dieser ihm empfahl.

Als die Alte ihre Lektüre beendet hatte, war ihr alles klar. Der ganze Plan, nach dem Eugen arbeitete, erschien vor ihr aufgerollt. Er rechnete darauf, sein politisches Glück in dem Wirrwarr zu machen und mit Einem Schlage seinen Eltern die Schuld für seine Ausbildung dadurch abzahlen zu können, daß er ihnen ein Stück von der Beute zuwarf, wenn diese verteilt werden würde. Vorausgesetzt, daß sein Vater ihm beistände und sich nützlich machte im Interesse der Sache, würde es ihm nicht schwer fallen, ihm einen Hauptsteuereinnehmer-Posten zu erwirken. Man würde ihn nicht abweisen können, da er bis über die Ohren in der ganzen Sache drinstecke und zu den geheimsten Besorgungen verwandt worden sei. Seine Briefe waren eine einfache Zuvorkommenheit von seiner Seite; er wollte mit ihnen verhindern, daß sich die Rougons bloßstellen und allerhand Dummheiten begehen sollten. Felicitas empfand denn auch eine tiefe Dankbarkeit. Sie las verschiedene Briefstellen wiederholt durch, namentlich diejenigen, in denen Eugen in allgemeinen Ausdrücken von der Schlußkatastrophe sprach. Diese Katastrophe, deren Tragweite und Form sie nicht einmal mutmaßen konnte, wurde in ihren Augen zu einer Art von Weltuntergang; Gott würde die Auserwählten zu seiner Rechten und die Verdammten zu seiner Linken aufstellen; sie aber würde mitten unter den Auserwählten sein.

In der folgenden Nacht praktizierte sie wieder den Sekretärschlüssel in Rogons Tasche und nahm sich vor, von nun ab stets dasselbe Mittel anzuwenden, um jeden neueingetroffenen Brief zu lesen. Gleichzeitig entschied sie sich dafür, sich zu stellen, als ob sie von nichts wüßte. Von diesem Tage

Digitized by Google

ab unterstützte sie, so gut sie nur konnte, ihren Mann bei seinen Bestrebungen. Während Peter noch immer allein zu arbeiten glaubte, war sie es sehr häufig, welche das Gespräch auf jenes gewünschte Gebiet hinüberzuleiten verstand und Parteigenossen für den entscheidenden Moment warb.

Sie litt unter dem Mißtrauen Eugens. Sie wollte ihm später, nachdem alles glücklich abgelaufen sein würde, sagen: „Ich wußte Alles, und weit entfernt etwas zu schädigen, habe ich den Triumph nur um so sicherer herbeigeführt."

Niemals machte ein Genosse weniger Lärm und mehr Arbeit. Der Marquis, den sie zum Vertrauten hatte, war darüber erstaunt und verwundert.

Nur das Los ihres lieben Aristides machte ihr noch Sorgen. Seitdem sie den Glauben ihres ältesten Sohnes teilte, setzten sie die Wutausbrüche in den Artikeln des „Indépendant" noch mehr in Angst als früher. Sie wünschte aufs innigste, den unglückseligen Republikaner zu napoleonischen Ideen bekehrt zu sehen; aber sie wußte nicht, auf welche Weise sie das bewerkstelligen sollte. Sie erinnerte sich daran, wie großen Nachdruck Eugen darauf gelegt hatte, als er ihnen Mißtrauen gegen Aristides anempfahl. Sie trug diesen Fall Herrn von Carnavant vor, der ebenfalls vollständig Eugens Ansicht teilte.

„Meine Kleine," sagte er zu ihr, „in der Politik muß man verstehen, egoistisch zu sein. Wenn Sie Ihren Sohn bekehrten und der „Indépendant" sich daran machte, den Bonapartismus zu verteidigen, so wäre das ein harter Schlag für die ganze Partei. Der „Indépendant" ist gerichtet; sein bloßer Titel genügt, um alle Bürger von Plassans in Wut zu versetzen. Lassen Sie den lieben Aristides nur herumpatschen, dadurch bekommen junge

Digitized by Google

Leute Erfahrung. Er scheint mir nicht der Mann zu sein, der lange die Rolle eines Märtyrers zu spielen bemüht ist."

In dem unwiderstehlichen Drange, allen Ihrigen den richtigen Weg der Wahrheit, den sie jetzt zu kennen glaubte, zu weisen, wollte Felicitas sogar ihren Sohn Pascal hofmeistern. Der Arzt kümmerte sich um Politik blutwenig; er hatte den Egoismus eines Gelehrten, der sich ganz seinen Untersuchungen widmet. Reiche hätten einstürzen können, während er ein Experiment vorhatte, ohne daß er den Kopf gewendet hätte. Schließlich hatte er jedoch den dringenden Bitten seiner Mutter nachgegeben, die ihm mehr wie je vorwarf, als Brummbär zu leben.

„Wenn Du die gute Gesellschaft besuchtest," sagte sie zu ihm, „würdest Du auch Kunden aus den höhern Kreisen haben. Komm doch wenigens und bringe Deine Abende in unserm Salon zu. Du wirst die Bekanntschaft der Herren Roudier, Granoux und Sicardot machen, alles Leute, die gut situiert sind und die für Deine Besuche vier bis fünf Frank zahlen. Die Armen werden Dich nicht reich machen."

Der Gedanke, in die Höhe zu kommen und die ganze Familie wohlhabend zu sehen, war bei Felicitas bis zur Monomanie entwickelt. Pascal verbrachte also, um sie nicht zu betrüben, einige Abende in dem gelben Salon. Er langweilte sich weniger als er befürchtet hatte.

Beim ersten Male war er überrascht über den Grad von Dummheit, zu dem ein wohlhabender Mensch hinabsinken kann. Die ehemaligen Öl- und Mandelhändler, selbst der Marquis und der Major machten ihm den Eindruck von merkwürdigen Tieren, die zu studieren es ihm bisher an Gelegenheit gefehlt hatte.

Er beobachtete mit dem Interesse eines Naturforschers ihre zur Grimasse karikierten Masken und fand in ihnen

Digitized by Google

ihre Beschäftigung und ihre Neigungen ausgeprägt. Er hörte sich ihre hohlen Schwätzereien an, als wenn er aus dem Miauen von Katzen oder Gebell von Hunden einen Sinn hätte herausbringen wollen. Zu dieser Zeit beschäftigte er sich viel mit vergleichender Naturgeschichte; er wendete auf die menschliche Rasse die Beobachtungen an, die ihm über die Art und Weise, wie die Vererbung sich bei den Tieren verhält, bereits gelungen waren. Manchmal auch glaubte er, wenn er sich im gelben Salon befand, sich in einer Menagerie zu befinden, ein Vergleich, der ihn stets heiter stimmte. Er griff die Ähnlichkeiten zwischen einem jeden dieser altfränkischen Bürger und irgend einem Tiere seiner Bekanntschaft heraus. Der Marquis erinnerte ihn genau an eine große grüne Heuschrecke mit seiner Magerkeit und seinem winzigen schlauen Kopfe. Vuillet machte ihm den verschwommenen und giftigen Eindruck einer Kröte. Roudier kam als fetter Hammel besser bei ihm weg; der alte Major ebenfalls als alte zahnlose Dogge. Aber der wunderliche Granoux war ihm ein beständiges Rätsel. Einen ganzen Abend hindurch beschäftigte er sich damit, seinen Gesichtswinkel zu messen. Wenn er hörte, wie er eine allgemeine Schimpferei gegen die Republikaner, diese „Bluthunde", ausstieß, glaubte er immer das Plärren eines Kalbes zu hören, und er konnte ihn nicht sehen, wenn er aufstand, ohne sich zu denken: Jetzt setzt er sich auf alle Viere und trollt sich aus dem Salon.

„Plaudere doch," sagte seine Mutter ganz leise zu ihm, „gieb Dir doch Mühe, die Kundschaft dieser Herren zu erwerben."

„Ich bin ja nicht Tierarzt," antwortete er endlich, als sie ihn zum Äußersten trieb.

Felicitas nahm ihn eines Abends beiseite und ver-

Digitized by Google

suchte ihn auszufragen. Sie war froh, daß er mit einer gewissen Beständigkeit zu ihr kam. Sie glaubte ihn für die Gesellschaft gewonnen, da sie sich nicht einen Augenblick denken konnte, welch seltsames Amusement er darin fand, reiche Leute so ins Lächerliche zu ziehen. Sie nährte in sich den Gedanken, aus ihm in Plassans den Arzt der feinen Welt zu machen. Es wäre schon hinreichend gewesen, wenn Leute wie Granoux und Roudier für ihn gewonnen worden wären und ihn protegiert hätten.

Vor allem wollte sie ihm die politischen Ideen der Familie einimpfen, da sie einsah, daß ein Arzt viel dabei gewinnen konnte, wenn er sich zum begeisterten Parteigänger desjenigen Regiments machte, das auf die Republik folgen mußte.

„Mein Freund," sagte sie zu ihm, „da Du ja vernünftig geworden zu sein scheinst, mußt Du auch an Deine Zukunft denken . . . Man beschuldigt Dich, Republikaner zu sein, weil Du dumm genug bist, alles Lumpenpack der Stadt umsonst zu behandeln. Sei einmal offen, welches sind Deine wirklichen Ansichten?"

Pascal sah auf seine Mutter mit naivem Erstaunen. Dann antwortete er lächelnd:

„Meine wirklichen Ansichten? davon verstehe ich nicht allzu viel . . . Man beschuldigt mich, Republikaner zu sein, sagst Du? Gut denn, ich fühle mich dadurch durchaus nicht verletzt. Ich bin es ohne Bedenken, wenn man unter diesem Wort einen Mann versteht, der das Glück der ganzen Welt erstrebt."

„Aber Du wirst auf keinen grünen Zweig kommen," unterbrach ihn Felicitas lebhaft. „Man wird Dich wie eine Zitrone ausquetschen. Sieh nur Deine Brüder an, sie suchen doch wenigstens Karriere zu machen."

Pascal sah ein, daß er sich nicht wegen seines Ge-

Digitized by Google

lehrten-Egoismus zu verteidigen brauchte. Seine Mutter rechnete es ihm einfach als Schuld an, daß er nicht die politische Situation auszunutzen versuche. Er mußte, wenn auch etwas bitter, lachen und lenkte das Gespräch auf etwas Anderes. Niemals konnte Felicitas ihn dazu bringen, den Vorteil des politischen Parteigetriebes für sich auszubeuten, noch vermochte sie ihn zu bewegen sich der Partei anzuschließen, welche nach ihrer Berechnung den Sieg davontragen mußte. Dennoch kam er von Zeit zu Zeit und brachte einen Abend im gelben Salon zu. Für Granoux faßte er ein Interesse, wie für ein vorsündflutliches Tier.

Inzwischen gingen die Ereignisse ihren steten Schritt. Das Jahr 1851 war für die Politiker in Plassans ein Jahr der Angst und des Grausens, woraus die heimliche Sache der Rougons ihren Nutzen zog.

Die widersprechendsten Nachrichten kamen von Paris an; bald trugen die Republikaner den Sieg davon, bald vernichtete die konservative Partei die Republik. Das Echo der Debatten, welche in der gesetzgebenden Versammlung gehalten wurden, hallte in der entlegenen Provinz bald in vergrößertem, übertriebenem Maßstabe wieder, bald in abgeschwächtem, aber immer so verändert, daß selbst die weitsehendsten in völliger Nacht wandelten. Es gab nur ein allgemeines Gefühl, nämlich daß eine Lösung der Verwicklung nahe bevorstehe. Aber die Unbestimmtheit, wenn diese Lösung vor sich gehen werde, hielt dies Völkchen feiger Spießbürger in fortwährender Aufregung und Angst. Alle wünschten sehnlichst das Ende herbei. Sie waren vor Ungewißheit krank und hätten sich in die Arme des Großtürken geworfen, wenn der Großtürke geruht hätte, Frankreich aus der Anarchie zu erretten.

Das Lächeln des Marquis wurde schärfer. Eines

Digitized by Google

Abends näherte er sich im gelben Salon Felicitas und sagte ihr ins Ohr, während Granoux seine unartikulierten Schimpfereien in den Bart brummte:

„Vorwärts, Kleine, die Frucht ist reif . . . Aber Ihr müßt Euch jetzt nützlich machen."

Oft schon hatte Felicitas, welche die Briefe Eugens zu lesen fortfuhr, diese Notwendigkeit begriffen, sich nützlich zu machen. Konnte eine Entscheidungskrise doch von einem Tage zum andern eintreten! Sie hatte sich gefragt, in welcher Weise die Rougons ihre Dienste zu leisten hätten. Schließlich fragte sie den Marquis um Rat.

„Alles hängt von den Ereignissen ab," antwortete der kleine Greis. „Wenn das Departement ruhig bleibt, wenn keine Insurrektion in Plassans ausbricht, wird es Euch schwer halten, Euch hervorzuthun und der neuen Regierung Dienste zu leisten. Ich rate Euch alsdann ruhig zu Hause zu bleiben und die Wohlthaten abzuwarten, die Euch Euer Sohn Eugen zukommen lassen wird. Wenn aber das Volk sich erhebt und wenn unsere tapfern Bürger sich bedroht glauben, dann giebt es eine prächtige Rolle zu spielen ... Dein Mann ist ein wenig dickfellig . . ."

„O," sagte Felicitas, „ich nehme es auf mich, ihn geschmeidig zu machen . . . Glauben Sie denn, daß das Departement sich erheben wird?"

„Meiner Ansicht nach ganz bestimmt. Plassans wird sich vielleicht nicht rühren; die Reaktion hat hier schon zu bedeutende Siege gefeiert. Aber die Nachbarstädte, die Flecken und das platte Land namentlich sind schon seit lange von geheimen Gesellschaften bearbeitet worden und gehören zur fortgeschrittenen republikanischen Partei. Sobald ein Staatsstreich ausbricht, wird man die Glocken in der ganzen Gegend läuten hören von den Wäldern der Seille bis zum Plateau von Sainte-Roure."

Digitized by Google

Felictas ſann nach.

„Alſo,“ warf ſie hin, „Sie meinen, daß eine Inſurrektion notwendig iſt, um unſer Glück feſter zu begründen?“

„Das iſt meine Meinung,“ antwortete Herr von Carnavant.

Und dann fügte er noch mit einem Anflug ironiſchen Lächelns hinzu:

„Man begründet eine neue Dynaſtie nur, wenn Alles drunter und drüber geht. Das Blut iſt ein gutes Bindemittel. Es wird ſich gut ausnehmen, daß das Haus Rougon, wie gewiſſe erlauchte Familien, von einem Blutbade ſeinem Anfang nimmt und nach dieſem datiert.“

Dieſe Worte begleitete er mit einem Hohngelächter, ſo daß es Felicitas eiskalt überlief. Aber ſie war ein ſtarkes Weib, und der Anblick der ſchönen Fenſtervorhänge des Herrn Peirotte, welche ſie jeden Morgen andächtig betrachtete, fachte ihre Wut immer wieder von Neuem an. Wenn ſie fühlte, daß ihre Kräfte abnahmen, ſtellte ſie ſich ans Fenſter und betrachtete ſinnend das Haus des Steuererhebers. Das waren ihre Tuillerien. Sie hätte die größten Extravaganzen begehen können, hätte ſie dadurch ihren Einzug erkauft in jenes gelobte Land, auf deſſen Schwelle ſie ſchon ſo viele Jahre von Sehnſucht und Ehrgeiz verzehrt wurde.

Die Unterredung, welche ſie mit dem Marquis gehabt hatte, zeigte ihr vollends die Situation im klarſten Lichte. Wenige Tage ſpäter konnte ſie einen Brief Eugens leſen, in welchem der Staatsſtreich-Beamte ebenfalls auf eine Inſurrektion rechnete, um ſeinem Vater Gelegenheit zu geben, ſich wichtig zu machen. Eugen kannte ſein Departement. Alle ſeine Ratſchläge hatten den Zweck gehabt, den Reaktionären des gelben Salons ſoviel Einfluß wie nur

Digitized by Google

möglich zu verschaffen, damit im kritischen Moment die Rougons das Heft in den Händen hätten.

Und in der That war denn auch, wie er es gewünscht hatte, der gelbe Salon im November 1851 Herr von Plassans. Roudier vertrat dort die reiche Bourgeoisie; seine Haltung würde ganz entschieden auf die der ganzen Neustadt von entschiedenstem Einfluß sein. Granoux war noch mehr wert; er hatte den Stadtrat hinter sich, dessen einflußreiches Mitglied er war, woraus man einen Schluß auf die andern Mitglieder ziehen kann. Durch den Major Sicardot ferner, der durch die Bemühungen des Marquis zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt worden war, stand dem gelben Salon die bewaffnete Macht zu Gebote. Die Rougons, diese armen, übelberüchtigten Leutchen, hatten mithin die Werkzeuge zu ihrem Glück recht geschickt um sich gruppiert. Ein Jeder mußte ihnen aus Feigheit oder aus Dummheit gehorchen und blindlings an ihrer Erhöhung arbeiten. Sie hatten nur noch den Einfluß der Übrigen zu fürchten, die im selben Sinne wie sie handeln und ihnen dadurch zum Teil den Lohn ihrer Anstrengungen rauben konnten. Davor hatten sie die größte Furcht; denn sie wollten ganz allein die Rolle der Erretter spielen. Sie wußten schon im voraus, daß die Geistlichkeit und der Adel ihnen eher beistehen als entgegenarbeiten würden. Falls aber der Unterpräfekt, der Maire und die übrigen Beamten sich auf die Hinterbeine stellen und ohne weiteres die Insurrektion unterdrücken würden, das wäre ein harter Schlag für sie; sie würden dann weder Zeit noch die Mittel haben, sich nützlich zu machen. Sie dachten am liebsten an eine vollständige Zurückhaltung und allgemeine Kopflosigkeit der höheren Beamten. Wenn die gesamte regelrechte Verwaltung auseinanderginge und sie nur einen einzigen Tag Herren des

Digitized by Google

Geſchickes von Plaſſans ſein könnten, dann wäre ihr Glück in ſolider Weiſe gegründet. Glücklicherweiſe für ſie gab es in der ganzen Verwaltung nicht Einen Mann, deſſen Überzeugungstreue oder Arbeitsluſt ihn angetrieben hätte, die Partie zu wagen. Der Unterpräfekt war ein liberaler Kopf, den die exekutive Gewalt in Plaſſans vergeſſen hatte, ohne Zweifel wegen des guten Rufes, in dem die Stadt ſtand. Er war ein furchtſamer Charakter, der zu einem Gewaltſtreich nicht fähig war und den die Inſurrektion in die größte Verlegenheit brachte. Die Rougons, die da wußten, daß er der demokratiſchen Sache günſtig ſei, und die demgemäß ſeinen Eifer nicht fürchteten, fragten ſich nur aus Neugierde, welche Haltung er nehmen werde.

Der Stadtrat flößte ihnen kaum eine Beſorgnis ein. Der Maire, Herr Garçonnet, war ein Legitimiſt, deſſen Wahl das Viertel Saint-Marc im Jahre 1849 glücklich durchgeſetzt hatte. Er verabſcheute die Republikaner und behandelte ſie in wegwerfendſter Weiſe; aber er war mit einzelnen Mitgliedern des Klerus zu ſehr befreundet, um ſeine Hand zu einem bonapartiſtiſchen Staatsſtreich hergeben zu können. Die andern Würdenträger befanden ſich in demſelben Falle. Die Friedensrichter, der Poſtdirektor, der Steuererheber, ebenſo wie der Hauptſteuereinnehmer, Herr Peirotte, hatten ihre Stellen durch klerikal-reaktionären Einfluß erhalten und konnten deswegen das Kaiſerreich nicht mit beſonders großem Frohlocken begrüßen.

Die Rougons wußten zwar noch nicht, auf welche Weiſe ſie dieſe Leute bei Seite ſchieben und Platz für ſich ſelbſt würden ſchaffen können, gaben ſich jedoch ſchon großen Hoffnungen hin, da ſie niemand fanden, der ihnen ihre Erretterrolle ſtreitig machte.

Die Kataſtrophe näherte ſich. Als in den letzten

Digitized by Google

Tagen des Novembers das Gerücht von einem Staatsstreich sich verbreitete und man den Prinz-Präsidenten beschuldigte, sich zum Kaiser ausrufen lassen zu wollen, schrie Granoux:

„Ei, wir werden ihn dazu ausrufen lassen, wenn er nur diese Hallunken von Republikanern niederschießen läßt."

Dieser Ausruf Granoux's, welchen man eingeschlafen glaubte, rief eine große Aufregung hervor. Der Marquis that so, als habe er nichts gehört; aber alle Bürger nickten beistimmend mit dem Kopfe und pflichteten dem ehemaligen Mandelhändler bei. Roudier, der sich nichts daraus machte, ganz laut seinen Beifall kund zu thun, weil er reich war, erklärte sogar, daß die Position sich nicht länger halten lasse und daß Frankreich so bald als möglich aus dem Sumpf gezogen werden müsse, gleichviel von welcher Hand. Und während er so sprach, schielte er nach Herrn von Carnavant hinüber.

Der Marquis beobachtete noch Stillschweigen, was man für ein Zugeständnis und als Beistimmung auslegte. Die Rotte der Konservativen verließ die legitime Sache und wagte es von nun ab, ihre Gelübde dem Kaiserreiche zu widmen.

„Meine Freunde," sagte der Major Sicardot, indem er sich erhob, „nur ein Napoleon kann heute die bedrohten Personen und ihr Eigentum beschützen ... Fürchtet nichts! ich habe die nötigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, damit die Ordnung in Plassans aufrecht erhalten bleibt.

Der Major hatte in der That, im Einverständnis mit Rougon, in einer Art Stallschuppen neben den Wällen eine Menge Patronen und eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Gewehren versteckt. Zu gleicher Zeit hatte er sich der Mitwirkung derjenigen Nationalgardisten vergewissert, auf deren Hülfe er glaubte zählen zu dürfen.

Digitized by Google

Seine Worte machten einen recht günstigen Eindruck auf die Besucher an diesem Abend, und als man auseinander ging, sprachen die friedlichen Bürger des gelben Salons von nichts als dem Niedermetzeln der „Roten", wenn sie es wagen sollten, sich zu rühren.

Am 1. Dezember erhielt Peter Rougon einen Brief von Eugen, den er sofort im Schlafzimmer wie gewöhnlich durchlas. Felicitas bemerkte, daß er sehr aufgeregt aussah, als er aus dem Zimmer trat. Sie strich den ganzen Tag über am Sekretär vorbei, doch als die Nacht gekommen war, konnte sie es nicht länger aushalten. Kaum war ihr Gatte eingeschlafen, als sie sich auch schon leise erhob, den Sekretärschlüssel aus der Westentasche nahm und sich dann des Briefes bemächtigte, wobei sie so wenig Geräusch als möglich machte. Eugen benachrichtigte seinen Vater in zehn Zeilen, daß die Krisis stattfinden werde, und riet ihm, seine Mutter mit allem bekannt zu machen. Die Stunde, sie von Allem zu unterrichten, sei gekommen; möglicherweise könne er in die Lage kommen, ihre Ratschläge zu gebrauchen.

Am folgenden Morgen erwartete Felicitas eine vertrauliche Mitteilung, doch diese blieb aus. Sie wagte es nicht, ihre Neugierde einzugestehen, sondern fuhr fort, Unwissenheit zu heucheln, während sie wütend war über das dumme Mißtrauen ihres Gatten, der sie offenbar für zu geschwätzig hielt und für zu schwach wie andere Frauen. Peter aber schrieb in seinem ehelichen Mannesstolz, der sich dem Weibe so sehr überlegen vorkommt, all ihr bisheriges Unglück seiner Frau zu. Seitdem er, wie er glaubte, allein das Ruder in den Händen hielt, schien alles nach Wunsch zu gehen.

Felicitas war darüber so ärgerlich, daß sie am liebsten ihm entgegengearbeitet hätte, wenn sie den Triumph

Digitized by Google

nicht ebenso inbrünstig herbeigesehnt hätte wie Peter. Sie fuhr fort, thätig am Erringen des Erfolges zu arbeiten; aber sie suchte sich zu rächen.

„Ach," dachte sie, „wenn ich ihm nur einmal gehörig Angst einjagen könnte, wenn er eine tüchtige Dummheit machte! ... Dann würde ich ihn demütig zu mir kommen sehen, um einen Rat zu erbitten, dann würde ich es ihm wieder heimzahlen können."

Was sie verdroß, war die Haltung als allmächtiger Herr, die Peter offenbar annehmen würde, wenn er ohne ihre Hülfe triumphieren sollte. Als sie diesen Bauernsohn geheiratet und ihm den Vorzug gegeben hatte vor irgend einem Schreiber beim Rechtsanwalt, hatte sie sich vorgenommen, sich seiner zu bedienen wie eines solide gebauten Hampelmannes, den sie an der Strippe hielte. Und nun, siehe da, am Entscheidungstage wollte dieser Hampelmann in seiner blinden Plumpheit allein seinen Weg gehen! Dagegen sträubte sich ihre listige Verschlagenheit, dagegen empörte sich die fieberhafte Thätigkeit der alten Frau. Sie wußte, daß Peter zu einem brutalen Entschlusse fähig sei, etwa zu einem solchen, wie er seiner Mutter gegenüber ihn angewendet hatte, als er sie die Quittung über 50,000 Frank unterzeichnen ließ; das Werkzeug war gut und nicht besonders skrupulös, aber sie fühlte das Bedürfnis, es zu lenken, namentlich unter den gegenwärtigen Umständen, die viel Gewandtheit erforderten.

Die offizielle Nachricht vom Staatsstreich kam in Plassans erst am Nachmittag des 3. Dezembers, an einem Donnerstage, an. Um sieben Uhr abends war die Versammlung im gelben Salon vollzählig. Obwohl man die Katastrophe lebhaft herbeigesehnt hatte, so zeigte sich doch auf den meisten Gesichtern eine unbestimmte Unruhe. Man sprach über die Ereignisse, kommentierte sie und schwatzte ein Langes und Breites darüber.

Digitized by Google

Peter sah etwas bleich aus wie die Übrigen; er glaubte überflüssiger Weise den Entscheidungsakt des Prinzen Louis vor den anwesenden Legitimisten und Orleanisten verteidigen zu müssen.

„Man spricht von einem Appell an das Volk," sagte er, „die Nation wird alsdann erwägen können, welche Regierung sie wählen will. . . . Der Präsident ist der Mann, der sich vor unsern legitimen Herren zurückziehen wird."

Nur der Marquis, der seine ganz edelmännische Kaltblütigkeit bewahrt hatte, nahm diese Worte mit einem Lächeln auf. Den Übrigen war es bei der drängenden Not der Zeit ganz gleichgültig, wer später ans Ruder gelangte. Alle Meinungen traten in den Hintergrund. Roudier vergaß sogar seine Vorliebe für die Orleans als alter Ladeninhaber und fuhr derb dazwischen. Alle riefen:

„Was nützt alles Reden! Sorgen wir lieber dafür, daß die Ordnung aufrecht erhalten bleibt."

Die braven Leutchen hatten eine fürchterliche Angst vor den Republikanern. Die Stadt hatte jedoch bei dem Bekanntwerden der Pariser Ereignisse nur eine leichte Aufregung gezeigt. Man hatte sich vor den Anschlagzetteln, die an dem Thor der Unterpräfektur geklebt waren, versammelt; auch verbreitete sich das Gerücht, daß einige Hundert Arbeiter die Arbeit verlassen hätten und einen Widerstand zu organisieren versuchten. Das war aber auch Alles. Kein ernstlicher Tumult schien ausbrechen zu wollen.

Die Haltung, welche die umliegenden Städte und Dörfer einnehmen würden, war weit mehr beunruhigend. Aber man kannte noch nicht die Art und Weise, mit der sie den Staatsstreich aufgenommen hatten.

Gegen neun Uhr langte Granoux ganz außer Atem

Digitized by Google

an; er kam aus einer Stadtratssitzung, die sofort zusammenberufen worden war. Mit vor Aufregung zitternder Stimme teilte er mit, daß der Maire, Herr Garçonnet, mit allem Vorbehalt sich entschlossen gezeigt habe, durch die energischsten Mittel die Ordnung aufrecht zu erhalten. Aber die Nachricht, die am meisten Eindruck auf den gelben Salon hervorbrachte, war die von der Demission des Unterpräfekten. Dieser Würdenträger hatte es auf das Entschiedenste von sich gewiesen, den Einwohnern von Plassans die Depeschen des Ministers des Innern bekannt zu machen; er habe soeben, wie Granoux versicherte, die Stadt verlassen und erst auf Befehl des Maire seien die Depeschen angeschlagen worden. Das ist vielleicht der einzige Unterpräfekt in Frankreich, der den Mut seiner demokratischen Überzeugung gezeigt hat.

Während die feste Haltung des Herrn Garçonnet die Rougons insgeheim verdroß, machten sie sich über die Flucht des Unterpräfekten, der ihnen den Platz freiließ, lustig. Es wurde an diesem denkwürdigen Abend beschlossen, daß die Gruppe des gelben Salons den Staatsstreich acceptierte und sich offen zu Gunsten der geschehenen Fakta erklärte.

Vuillet wurde beauftragt, sofort einen Artikel in diesem Sinne zu schreiben, den die „Gazette" am nächsten Tage bringen sollte. Er sowohl wie auch der Marquis erhoben keinen Einspruch. Sie hatten ohne Zweifel Instruktionen von mysteriösen Persönlichkeiten erhalten, auf die sie sich hin und wieder in aller Demut bezogen. Der Adel und die Geistlichkeit gingen schon in sich und liehen ihren Einfluß den Siegern, um den gemeinschaftlichen Feind, die Republik, zu vernichten.

An demselben Abende hatte Aristides, während der gelbe Salon seine Entschlüsse faßte, den Kopf voll Grund-

Digitized by Google

eis gehen. Nie hatte ein Spieler, der sein letztes Geldstück auf eine Karte setzt, eine solche Angst ausgestanden wie er. Während des Tages gab die Demission seines Chefs ihm viel zu denken. Er hörte, wie dieser wiederholt ausrief, daß der Staatsstreich elendiglich im Sande verrinnen werde.

Dieser ehrliche, aber beschränkte Würdenträger glaubte an den endgültigen Triumph der Demokraten, ohne jedoch den Mut zu besitzen, für diesen Triumph zu arbeiten, indem er Widerstand leistete.

Aristides horchte wie gewöhnlich an den Thüren der Unterpräfektur, um Genaueres zu erfahren; er fühlte, daß er im Dunkeln umhertappte, und klammerte sich an die Neuigkeiten an, die er der Administration ablauschte oder vielmehr stahl. Die Meinung des Unterpräfekten ging ihm durch den Kopf; aber er wurde dadurch nicht klüger. Er dachte: „Warum geht er denn fort, wenn er so gewiß weiß, daß der Prinz-Präsident unterliegen wird?"

Da er jedoch auf alle Fälle irgend eine Partei ergreifen mußte, entschloß er sich, in der Opposition zu verharren. Er schrieb einen Artikel, der dem Staatsstreich scharf zu Leibe ging, und trug ihn noch am selben Abend zum „Indépendant" für die nächste Morgennummer. Er hatte schon die Abzüge dieses Artikels korrigiert und war fast in heiterer Stimmung auf dem Wege nach Hause begriffen, als er beim Passieren der Rue de la Banne unwillkürlich zu den Fenstern der Rougons emporsah, die hell erleuchtet waren.

„Was mögen die da wohl für Komplotte aushecken!" fragte sich der Journalist neugierig und erregt.

Es überkam ihn plötzlich eine Art von rasender Neugierde, zu wissen, welche Meinung der gelbe Salon den letzten Ereignissen gegenüber festhielt.

Digitized by Google

Zwar traute er der reaktionären Gruppe nur eine mittelmäßige Intelligenz zu; aber seine Zweifel kamen ihm wieder in den Kopf; er befand sich in einer jener Stunden, wo man den Rat eines vierjährigen Kindes annehmen möchte.

Er konnte nicht daran denken, in diesem Augenblick bei seinem Vater einzutreten nach der Fehde, die er mit Granour und den Übrigen gehabt hatte. Dennoch stieg er die Treppe hinauf und dachte noch an die traurige Gestalt, die er spielen würde, wenn man ihn auf der Treppe überraschte. Als er an der Thür des Salons angekommen war, konnte er nur ein verworrenes Geräusch von Stimmen wahrnehmen.

„Ich bin doch ein Kind," sagte er, „die Furcht macht mich zum Dummkopf."

Und wieder wollte er hinabgehen, als er seine Mutter hörte, die jemand das Geleite gab.

Er hatte noch gerade Zeit, sich in ein dunkles Loch einzuzwängen, welches eine kleine Treppe bildete, die auf den Boden des Hauses führte. Die Thür that sich auf und der Marquis erschien, gefolgt von Felicitas.

Herr von Carnavant zog sich gewöhnlich früher zurück als die Rentiers der Neustadt, wahrscheinlich um nicht mit ihnen auf der Straße Händedrücke austauschen zu müssen.

„Ei, Kleine," sagte er auf der Treppe mit flüsternder Stimme, „diese Leute sind doch wirklich noch feiger, als ich mir gedacht hatte. Mit solchen Männern steht Frankreich jedem zu Diensten, der es sich aneignen will."

Und mit Bitterkeit fügte er noch, als wenn er mit sich selbst spräche, hinzu:

„Die Monarchie ist augenscheinlich zu anständig geworden für die modernen Zeiten. Ihre Zeit ist zu Ende."

Digitized by Google

„Eugen hatte die Katastrophe seinem Vater bereits gemeldet," sagte Felicitas. „Der Triumph des Prinzen Louis scheint ihm gesichert."

„O, da könnt Ihr kühn drauf los marschieren," antwortete der Marquis und stieg die ersten Stufen hinunter. „In zwei bis drei Tagen ist das Land in Ordnung und hübsch geknebelt. Bis auf morgen, Kleine!"

Felicitas schloß wieder die Thür. Aristides ging in seinem dunkeln Loche mit einem Male ein Licht auf. Ohne nur so lange zu warten, bis der Marquis auf der Straße war, sprang er die Treppe, immer vier Stufen zugleich, hinunter und stürzte wie närrisch hinaus. Dann schlug er den Weg nach der Druckerei des „Indépendant" ein. Ein Meer von Gedanken schoß ihm durch den Kopf.

Er war wütend; er beschuldigte seine Familie, ihn zum Besten gehalten zu haben. Wie! Eugen teilte seinen Eltern alle Neuigkeiten und Verhaltungsmaßregeln mit, und niemals hatte seine Mutter ihn die Briefe seines ältesten Bruders lesen lassen, deren Fingerzeichen er blindlings gefolgt sein würde?!

Und jetzt erst erfuhr er zufällig, daß sein ältester Bruder den Erfolg des Staatsstreiches für gesichert hielt! Übrigens bestätigten sich jetzt bei ihm auch manche Ahnungen, die dieser Dummkopf von Unterpräfekt nur in ihm erstickt hatte. Namentlich war er gegen seinen Vater aufgebracht, den er für dumm genug gehalten hatte, ein Legitimist zu sein, der sich aber im richtigen Augenblick als Bonapartist entpuppte.

„Sie haben mich nette Dummheiten begehen lassen," murmelte er vor sich hin während des Laufens. „Ich bin jetzt ein prächtiges Herrchen. Ach! Was man doch durchmachen muß! Granday ist mir in allen Stücken überlegen."

Er trat wie ein Sausewind in das Bureau des In-

Digitized by Google

dependant und forderte mit erstickter Stimme seinen Artikel. Der Artikel war schon gesetzt. Er ließ die Form auseinandernehmen und beruhigte sich nicht eher, als bis er selbst den Artikel unbrauchbar gemacht hatte, indem er die Lettern wie rasend durcheinander mischte als wären es Dominosteine.

Der Verleger, welcher die Zeitung herausgab, sah seinem Beginnen verdutzt zu. Im Grunde war ihm die ganze Sache lieb, denn der Artikel war ihm gefährlich vorgekommen. Aber er brauchte durchaus Stoff, wenn der „Independant" erscheinen sollte.

„Sie werden mir also etwas anderes geben?" fragte er.

„Gewiß," antwortete Aristides.

Er setzte sich an einen Tisch und begann einen recht warm gehaltenen Panegyrikus über den Staatsstreich zu schreiben. Von der ersten Zeile ab schwur er, daß der Prinz Louis die Republik soeben gerettet habe. Aber er hatte noch keine Seite geschrieben, als er inne hielt und die Fortsetzung zu suchen schien. Sein Fuchsgesicht geriet in Unruhe.

„Ich muß nach Hause gehen," sagte er endlich. „Ich sende Ihnen das dann sofort zu. Wenn es nötig sein sollte, lassen Sie das Blatt ein wenig später erscheinen."

Zu Hause angekommen, ging er mit langsamen Schritten, in Betrachtungen versunken, auf und ab.

Weshalb sollte er sich so rasch in die Reihen der Bonapartisten eindrängen? Eugen sei zwar ein intelligenter Junge, aber vielleicht hatte seine Mutter auch die Tragweite einer einfachen Redensart in seinem Briefe überschätzt. Auf jeden Fall war es besser, eine abwartende Stellung einzunehmen und zu schweigen.

Eine Stunde später eilte Angela zum Verleger und that so, als ob sie ganz unglücklich wäre.

Digitized by Google

„Mein Mann hat sich soeben empfindlich verletzt," sagte sie. „Er hat sich beim Nachhausekommen vier Finger in der Thür zerquetscht und konnte mir noch trotz heftiger Schmerzen folgende kleine Notiz diktieren, die er Sie bittet, morgen zu veröffentlichen."

Am folgenden Morgen bestand der „Independant" fast ausschließlich aus „gemischten Nachrichten"; am Kopf des Blattes befand sich in der ersten Spalte folgende Notiz:

„Ein bedauerlicher Unfall ist unserm hervorragenden Mitarbeiter, Herrn Aristides Rougon, zugestoßen, so daß wir leider seine Artikel einige Zeit hindurch werden entbehren müssen. Dies Stillschweigen wird ihm jedenfalls in den gegenwärtigen ernsten Zeitläufen hart genug ankommen. Aber keiner unserer Leser wird an den aufrichtigen Wünschen zweifeln, welche sein patriotisches Gefühl für Frankreichs Glück und Wohlergehen hegt."

Diese etwas auf Schrauben gesetzte Erklärung war reiflich überlegt worden. Dem letzten Satz konnte man eine Auslegung zu Gunsten sämmtlicher Parteien geben. Auf diese Weise sparte sich Aristides nach dem Siege ein prächtiges Lob für den Sieger auf. Den nächsten Tag zeigte er sich in der ganzen Stadt mit dem Arm in einer Binde. Seine Mutter war herbeigeeilt, da die Notiz der Zeitung sie erschreckt hatte, aber er weigerte sich ihr die Hand zu zeigen und sprach zu ihr überhaupt in einem so bittern Tone, daß der alten Frau ein Licht aufging.

„Das wird nicht viel auf sich haben," sagte sie zu ihm beim Abschied in halb spöttischem Tone. „Du brauchst nichts als Ruhe."

Dank diesem angeblichen Unglücksfall, sowie der Abreise des Unterpräfekten wurde der „Independant" nicht weiter beunruhigt, wie es die meisten Zeitungen demokratischer Richtung in den Departements wurden.

Digitized by Google

Der Tag des vierten Dezembers verlief in Plassans mit verhältnismäßiger Ruhe. Gegen Abend fand eine Kundgebung des Volkes statt, das aber beim bloßen Anblick der Gendarmen auseinanderstob. Eine Arbeitergruppe begab sich zu Herrn Garçonnet, um ihn um Mitteilung der neuesten Depeschen von Paris zu ersuchen, aber er wies dies Ansinnen mit Stolz zurück; als diese Gruppe sich zurückzog, wurden die Rufe laut: Es lebe die Republik! Es lebe die Konstitution!

Dann kehrte alles in Ordnung nach Hause.

Der gelbe Salon erklärte, nachdem er dieser unschuldigen Promenade alle mögliche und unmögliche Bedeutung beigelegt hatte, daß Alles vorzüglich von Statten gehe.

Aber die Tage des fünften und sechsten Dezembers waren schon beunruhigender. Man hörte nach und nach von der Insurrektion der umliegenden Ortschaften: der ganze Süden des Departements griff zu den Waffen; la Palud und Saint-Martin-de-Vaulx hatten sich zuerst erhoben und den Dörfern Gavanos, Nazères, Poujals, Valqueyras und Vervoux das Beispiel gegeben. Da begann eine wahre Panik im gelben Salon um sich zu greifen. Was sie am meisten beunruhigte, war der Umstand, daß Plassans isoliert mitten in dem revoltierenden Lande lag. Insurgentenbanden konnten im Lande umherstreifen und alle Verbindung abschneiden.

Granoux erzählte immer wieder mit verstörter Miene, daß der Herr Maire ohne alle Nachrichten sei. Und schon sprachen Leute davon, daß das Blut in Marseille in Strömen fließe und daß ein furchtbarer Aufstand in Paris ausgebrochen sei. Der Major Sicardot war empört über die Feigheit der Spießbürger und sprach davon, an der Spitze seiner Leute sterben zu wollen.

Digitized by Google

Am siebenten, einem Sonntag, hatte die Angst den höchsten Gipfel erreicht. Von sechs Uhr ab war der gelbe Salon, in dem sich eine Art reaktionären Komités in Permanenz befand, von einer Menge blasser und zitternder Biedermänner angefüllt, die mit gedämpfter Stimme unter einander sprachen, als wären sie in einer Totenkammer.

Man hatte in Erfahrung gebracht, daß eine Kolonne von Insurgenten, etwa dreitausend Mann stark, sich in Alboise versammelt hätte, einem Flecken, der etwa drei Stunden von Plassans entfernt war. Zwar behauptete man, daß diese Kolonne ihren Weg nach der Departementshauptstadt nehmen werde, so daß Plassans links liegen blieb; aber der Feldzugsplan konnte ja geändert werden, und es war den feigen Rentiers schon viel zu viel, die Insurgenten einige Kilometer ab in der Nähe zu wissen; dachten sie doch, daß die rohen Arbeiterfäuste sie schon an der Gurgel gepackt hielten. Sie hatten am Morgen schon einen kleinen Vorgeschmack der Revolte gehabt: die Handvoll Republikaner von Plassans hatten sich nämlich entschlossen, zu ihren Brüdern von la Palud und Saint-Martin-de-Vaulx zu stoßen, da sie einsahen, daß in der Stadt nichts Vernünftiges auszurichten sei. Die erste Gruppe war so gegen elf Uhr durch das Römerthor abmarschiert unter dem Gesange der Marseillaise und hatte einige Fensterscheiben eingeworfen. Eines von Granoux' Fenstern war zersplittert, und dieser erzählte das Faktum überall mit Zittern und Zagen.

Der gelbe Salon wurde inzwischen von einer lebhaften Angst heimgesucht. Der Major hatte seinen Diener abgeschickt, um über den vorhabenden Marsch der Insurgenten genaue Erkundigungen einzuziehen und nun erwartete man

Digitized by Google

die Rückkehr dieses Menschen, indem man sich in den wunderlichsten Vermutungen erging.

Die Versammlung war vollzählig beisammen. Roudier und Granoux lagen lang ausgestreckt in ihren Lehnsesseln und warfen sich bekümmerte Blicke zu, während hinter ihnen die eingeschüchterte Gruppe der zur Ruhe gesetzten Kaufleute lamentierte. Vuillet schien nicht allzusehr von Furcht bewegt; er dachte nur an die Maßregeln, die er treffen wollte, um seinen Laden und seine Person vor den Insurgenten in Sicherheit zu bringen; er erwägte, ob es sicherer sei, sich auf dem Boden oder im Keller zu verstecken, und neigte mehr zum Keller hin.

Peter und der Major gingen im Zimmer auf und ab und wechselten hin und wieder ein Wort mit einander. Der ehemalige Ölhändler klammerte sich an seinen Freund Sicardot krampfhaft an, um etwas Kourrage von ihm zu erhalten. Dieser, der die Katastrophe schon seit langer Zeit erwartet hatte, versuchte, sich einen guten, mutigen Anstrich zu geben trotz der Aufregung, die fast seine Kehle zuschnürte. Was den Marquis betrifft, der geschniegelt und heiterer als je aussah, so sprach er in einer Ecke mit Felicitas, die ordentlich vor Freude strahlte.

Endlich läutete die Glocke. Die Herren fuhren auseinander, als wenn sie einen Flintenschuß gehört hätten. Während Felicitas öffnen ging, herrschte Totenstille im Salon; die blassen, angsterfüllten Gesichter wendeten sich alle der Thür zu. Der Diener des Majors erschien ganz außer Atem auf der Schwelle und sagte ohne weiteres zu seinem Herrn:

„Herr Major, die Insurgenten werden in einer Stunde hier sein.“

Das wirkte wie ein Kanonenschuß. Jeder erhob sich von seinem Sitze und fing zu schreien an. Arme wurden zur Decke emporgestreckt; einige Minuten hindurch war es

Digitized by Google

unmöglich, etwas zu verstehen. Man umringte den Boten und setzte ihm mit Fragen zu.

„Himmel-Donner-Wetter!" schrie endlich der Major, „blöke doch nicht so! Ruhe! oder ich stehe für nichts mehr!"

Alle ließen sich wieder auf ihre Sitze niederfallen und stießen tiefe Seufzer aus. Nun konnte man einige Einzelheiten erfahren. Der Bote hatte die Kolonne in les Tulettes gesehen und sich beeilt, wieder zurückzukommen.

„Es sind mindestens dreitausend," sagte er. „Sie marschieren wie Soldaten, bataillonsweise. Ich glaube sogar Gefangene in ihrer Mitte gesehen zu haben."

„Was! Gefangene?" schrien die geängsteten Bürger.

„Das versteht sich von selbst!" unterbrach der Marquis mit seiner Flötenstimme. „Man hat mir hinterbracht, daß die Insurgenten solche Personen arretieren, die wegen ihrer konservativen Ansichten bekannt sind."

Diese Nachricht setzte den gelben Salon erst recht in Bestürzung. Einige der Bürger standen auf und schlichen sich eilends aus der Thür, da sie überlegten, daß sie nicht allzuviel Zeit mehr zu verlieren hätten, um ein gesichertes Versteck ausfindig zu machen.

Die Meldung von den durch die Insurgenten vollzogenen Verhaftungen schien Felicitas betroffen zu machen. Sie nahm den Marquis beiseite und fragte ihn:

„Was machen denn diese Leute mit den Männern, die sie arretieren?"

„Ei, sie führen sie mit sich fort," antwortete Herr von Carnavant. „Sie werden sie wohl für ausgezeichnete Geiseln halten."

„So?" antwortete die alte Frau mit eigentümlicher Betonung.

Dann schenkte sie wieder gedankenvoll der merkwürdigen Szene panischen Schreckens ihre Aufmerksamkeit, die

Digitized by Google

ſich im Salon abſpielte. Nach und nach machten ſich die Spießer aus dem Staube und bald blieb nur noch Vuillet und Roudier da, die bei der angehenden Gefahr etwas Mut zeigten. Was Granoux anbetrifft, ſo blieb er gleichfalls da in ſeiner Ecke, weil die Beine ihm jeden Dienſt verſagten.

„Meiner Treu, das iſt auch beſſer ſo," ſagte Sicardot mit Bezug auf das Ausreißen der andern Parteigenoſſen. „Dieſe Haſenfüße hätten mich noch ſchließlich wild gemacht. Seit zwei Jahren ſprechen ſie von nichts als davon, alle Republikaner der Umgegend über die Klinge ſpringen laſſen zu wollen, und jetzt werden ſie ihnen noch nicht einmal eine Groſchenmakete zwiſchen die Füße werfen."

Er nahm ſeinen Hut und ging ſchon der Thür zu.

„Ganz recht," fuhr er fort, „die Zeit iſt koſtbar . . . Kommen Sie, Rougon."

Felicitas ſchien auf dieſen Augenblick gewartet zu haben. Sie warf ſich zwiſchen die Thür und ihren Gatten, der ſich übrigens nicht allzuſehr beeilte, dem ſchrecklichen, Sicardot zu folgen.

„Ich will's nicht haben, daß Du fortgehſt," ſchrie ſie, indem ſie eine plötzliche Verzweiflung heuchelte. „Nie werde ich es zugeben, daß Du mich verläßt. Dieſes Pack würde Dich umbringen."

Der Major blieb verdutzt ſtehen.

„Schwerenot!" knurrte er, „wenn die Weiber jetzt auch noch anfangen zu heulen . . . Kommen Sie doch, Rougon."

„Nein, nein," fuhr die alte Frau fort und that ſo, als werde ſie von immer größerer Furcht getrieben, „nein, er wird Ihnen nicht folgen; eher halte ich ihn bei ſeinen Rockſchößen feſt."

Der Marquis betrachtete neugierig Felicitas, da er

Digitized by Google

nicht wußte, was er von diesem Auftritt denken sollte. War dies wirklich dieselbe Frau, die noch vor Kurzem so heiter geplaudert hatte? Was für eine Komödie führte sie denn jetzt auf?

Peter machte inzwischen Miene, als wolle er mit aller Gewalt fortgehen; sah er doch, daß seine Frau ihn zurückhielt.

„Ich sage Dir, Du gehst nicht fort," wiederholte die Alte, die sich an seinen Arm festgeklammert hatte.

Und dann wandte sie sich zum Major:

„Wie können Sie nur an Widerstand denken? Es sind dreitausend, und Sie werden noch keine hundert Leute, die etwas Mut besitzen, zusammen kriegen. Sie werden sich nutzlos niedermachen lassen."

„Ei! das ist unsere Pflicht," sagte Sicardot ungeduldig.

Felicitas brach in Schluchzen aus.

„Wenn sie ihn mir nicht töten, machen sie ihn zum Gefangenen," fuhr sie, ihren Mann scharf ansehend, fort. „Mein Gott! Was soll aus mir werden, allein, in einer verlassenen Stadt!"

„Aber glauben Sie denn," rief der Major, „daß wir etwa nicht arretiert werden würden, wenn wir es zulassen, daß diese Insurgenten in die Stadt einziehen? Ich setze meinen Eid zum Pfande, daß nach Verlauf einer Viertelstunde der Maire und alle Würdenträger Gefangene sind, ohne Ihres Gemals und der Stammgäste dieses Salons zu gedenken?"

Der Marquis glaubte ein flüchtiges Lächeln um Felicitas' Lippen spielen zu sehen, während sie ängstlich erwiderte:

„Sie glauben wirklich?"

„Alle Wetter!" versetzte Sicardot, „die Republikaner sind doch nicht so dumm, daß sie Feinde hinter sich ließen.

Digitized by Google

Morgen wird Plassans der Spitzen der Behörden und der guten Bürger beraubt sein.“

Bei diesen Worten, die sie auf geschickte Weise provoziert hatte, ließ Felicitas den Arm ihres Gatten los. Peter machte keine Anstalten mehr, fortzugehen. Dank der Dazwischenkunft seiner Frau, deren kluge Taktik ihm übrigens entging und deren heimliche Mitwissenschaft er keinen Augenblick argwöhnte, hatte er einen vollständigen Kriegsplan gefunden, den er zu verfolgen gedachte.

„Man müßte doch ein wenig überlegen, bevor man einen Entschluß faßte,“ meinte er zum Major. „Meine Frau hat vielleicht nicht so ganz Unrecht, wenn sie uns vorwirft, daß wir die wahren Interessen unserer Familien hintansetzen.“

„Nein, gewiß nicht, Madame Rougon hat durchaus nicht Unrecht,“ schrie Granoux, der die Schreckensrufe Felicitas' mit dem Entzücken eines Feiglings angehört hatte.

Der Major stülpte mit energischer Geste seinen Hut auf den Kopf und sagte kurz und bündig:

„Unrecht oder Recht, das ist einerlei. Ich bin Kommandant der Nationalgarde; ich sollte schon in der Mairie sein. Gestehen Sie nur ein, daß Sie Furcht haben und daß Sie mich im Stich lassen . . . Also guten Abend!“

Er hatte schon die Thürklinke erfaßt, als Rougon ihn mit Lebhaftigkeit zurückhielt.

„Hören Sie, Sicardot,“ sagte er.

Und als er sah, wie Vuillet seine langen Ohren spitzte, zog er ihn in eine Ecke und explizierte ihm da mit leiser Stimme, daß es guter alter Kriegsbrauch sei, hinter den Insurgenten einige energische Männer zu lassen, welche die Ordnung in der Stadt wiederherzustellen im Stande wären. Und da der wilde Kommandant darauf bestand,

Digitized by Google

seinen Posten nicht zu verlassen, so bot er sich selbst an, das Oberhaupt dieses Reservekorps zu sein.

„Geben Sie mir," sagte er zu ihm, „den Schlüssel zum Schuppen, in dem sich die Waffen und die Munition befinden und lassen Sie einigen von unsern Leuten, etwa fünfzig, den Auftrag zukommen, sich nicht eher zu rühren, als bis ich sie rufe."

Sicardot gab schließlich zu diesen klugen Maßregeln seine Einwilligung. Er vertraute ihm den Schlüssel zum Schuppen an. Obwohl er sehr wohl das Unnütze eines Widerstandes im gegenwärtigen Augenblicke einsah, wollte er doch mit seiner Person auf alle Fälle für die „gute Sache" eintreten.

Während dieser Unterredung flüsterte der Marquis einige Worte Felicitas ins Ohr. Er machte ihr ohne Zweifel ein Kompliment über ihren Theaterkniff. Die alte Frau konnte ein flüchtiges Lächeln nicht zurückhalten. Und als Sicardot sich mit Handschlag von Rougon zu verabschieden anschickte, nahm sie wieder ihre erschreckte Miene an und fragte ihn:

„Also Sie wollen uns wirklich verlassen?"

„Noch nie hat sich ein alter Soldat Napoleons von gemeinem Gesindel ins Bockshorn jagen lassen," antwortete er.

Er war schon auf der Treppe, als Granoux emporschnellte und ihm zurief:

„Wenn Sie zur Mairie gehen, benachrichtigen Sie doch den Maire von dem, was vorgeht. Ich will rasch zu meiner Frau laufen, um die zu beruhigen."

Felicitas hatte sich jetzt ihrerseits zum Ohr des Marquis geneigt und flüsterte ihm mit verhaltener Freude zu:

„Meiner Treu! Ich sehe es ganz gern, daß dieser

Digitized by Google

verteufelte Major sich arretieren lassen will. Er hat zuviel Eifer."

Inzwischen hatte Rougon Herrn Granoux wieder in den Salon zurückgeführt. Roudier hatte von seiner Ecke aus stillschweigend die Szene verfolgt und nur mit energischen Kopf- und Handbewegungen die klugen Maßregeln unterstützt; er gesellte sich jetzt zu ihnen. Als auch der Marquis und Vuillet sich erhoben hatten, sagte Peter:

„Jetzt, da wir unter uns sind als friedliche Leute, schlage ich vor, daß wir uns verstecken, um einer unausbleiblichen Haftnahme zu entgehen, und frei zu sein, wenn wir wieder das Heft in Händen haben."

Granoux hätte ihn beinahe umarmt; auch Roudier und Vuillet atmeten erleichtert auf.

„Ich werde Ihrer bald bedürfen, meine Herren," fuhr der Ölhändler, sich wichtig machend, fort. „Uns steht die Ehre bevor, die Ordnung in Plassans wieder herzustellen."

„Rechnen Sie auf uns," rief Vuillet begeistert aus, so daß Felicitas davon beunruhigt wurde.

Die Zeit drängte. Die seltsamen Verteidiger von Plassans, die sich versteckten, um besser die Stadt verteidigen zu können, beeilten sich in ihre Schlupfwinkel zu gelangen.

Als Peter mit seiner Frau allein war, legte er ihr ans Herz, sich nicht etwa zu verbarrikadieren und, falls man sie fragen sollte, zu antworten, daß er sich auf einer kleinen Reise befinde. Und als sie sich dumm stellte und etwas Schrecken heuchelte, ja ihn sogar fragte, was denn aus alledem werden sollte, gab er ihr die barsche Antwort:

„Das geht Dich nichts an. Überlaß es mir allein, unsere Angelegenheiten zu ordnen. Wir werden uns dabei um so besser befinden."

Digitized by Google

Einige Minuten später schlich er rasch die Rue de la Banne entlang. Als er auf der Promenade Sauvaire angelangt war, sah er eine Bande von Arbeitern in Waffen aus dem alten Viertel kommen, welche die Marseillaise sangen.

„Verdammt!“ dachte er, „es war die höchste Zeit. Die Stadt fängt jetzt schon an, aufrührerisch zu werden.“

Er beschleunigte seine Schritte und schlug die Richtung nach dem Römerthor zu ein.

Kalter Schweiß brach ihm bei der langsamen Gemächlichkeit, mit welcher der Wächter ihm das Thor öffnete, aus.

Sobald er einige Schritte auf der Chaussee gethan hatte, nahm er beim Strahl des Mondes wahr, wie die Kolonnen der Insurgenten am andern Ende der Vorstadt einrückten. Ihre Gewehrläufe glitzerten im Mondlicht.

Er fing zu laufen an und war bald in der Sackgasse Saint-Mittre und bei seiner Mutter, die er schon seit langen Jahren nicht mehr besucht hatte.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Anton Macquart kehrte nach Napoleons Sturz nach Plassans zurück. Er hatte das kaum glaubliche Glück gehabt, keine der letzten und mörderischen Feldzüge des Kaiserreiches mitzumachen. Er hatte sich von einem Waffenplatz zum andern „gedrückt", ohne daß er aus dem unthätigen Soldatenleben hätte heraustreten müssen. Dies Leben war dazu angethan, seine natürlichen Lasteranlagen vollends zu entwickeln und zur Reife zu bringen. Seine Faulheit begann er mit Gründen zu stützen: sie wurde eine berechtigte; seine Trunksucht, die ihm eine unzählige Menge von Strafen einbrachte, war von jetzt ab in seinen Augen ein „moralisches Bedürfnis." Was ihn aber zum hartgesottensten Taugenichts machte, war die hehre Verachtung, die er für die armen Teufel hegte, die den Tag über arbeiteten, um Abends essen zu können.

„Ich habe zu Hause Geld", sagte er oft zu seinen Kameraden; „wenn ich meine Zeit abgedient habe, so kann ich als Rentner leben."

Dieses Bewußtsein und seine arge Unwissenheit ließen ihn nicht einmal bis zum Korporal aufsteigen.

Seit seiner Aushebung war er nicht ein einziges

Digitized by Google

Mal auf Urlaub in Plassans gewesen, da sein Bruder ihn unter tausend Vorwänden davon abzuhalten gewußt hatte. So hatte er denn auch keine Ahnung von der schlauen Manier, mit der Peter sich des Vermögens ihrer Mutter bemächtigt hatte. Adelaide hatte ihm in ihrer bodenlosen Indifferenz nur dreimal geschrieben und ihm einfach mitgeteilt, daß es ihr gut gehe.

Daß er auf seine zahllosen Bitten um Geld gewöhnlich keine Antwort erhielt, machte ihn nicht stutzig; Peters Knauserei genügte, um ihm die mühsame Art, mit der es ihm ab und zu gelang, ein elendes Zwanzigfrankstück „loszueisen," erklärlich zu machen. Das trug übrigens nur noch mehr dazu bei, seinen Groll gegen den Bruder zu erhöhen, der ihn sich im Dienste „abschinden" ließ, trotz seiner feierlichen Zusage, ihn loskaufen zu wollen. Er schwor es sich zu, bei seiner Rückkehr nicht mehr wie ein kleiner Junge gehorsam zu folgen, sondern unerbittlich auf Herausgabe seines Vermögensanteils zu bestehen, um leben zu zu können, wie es ihm behagte. Er malte sich schon im Postwagen, der ihn wieder nach Hause brachte, eine köstliche Existenz ohne Arbeit aus. Das Zusammenkrachen seiner Luftschlösser war schrecklich. Als er in der Vorstadt anlangte und nicht mehr das Rougon'sche Grundstück wiedererkannte, war er sprachlos und wie angedonnert. Er mußte sich nach der neuen Wohnung seiner Mutter erkundigen. Dort gab es einen entsetzlichen Auftritt. Adelaide teilte ihm gelassen den Verkauf ihres Grundstücks mit. Er brauste auf und ging sogar soweit, die Hand gegen sie zu erheben.

Die arme Frau sagte nur immer wieder:

„Der Bruder hat alles genommen; er wird schon für Dich sorgen, das ist abgemacht."

Endlich ließ er von ihr ab und lief zu Peter, den er

Digitized by Google

von seiner Rückkehr schon vorher benachrichtigt hatte, und der sich darauf vorbereitet hatte, ihn so zu empfangen, daß er ihm beim ersten groben Wort den Stuhl vor die Thür setzen wollte.

„Hört mal!“ sagte der Ölhändler zu ihm, der ihn nicht einmal mehr zu duzen für gut fand, „regt mir nicht die Galle auf, oder ich werfe Euch hinaus. Überhaupt kenne ich Euch gar nicht. Wir führen nicht denselben Namen. Es ist traurig genug für mich, daß meine Mutter sich schlecht geführt hat, auch ohne daß ihre Bastarde kommen und mir noch Grobheiten an den Hals werfen. Ich hatte die besten Absichten mit Bezug auf Euch; aber da Ihr Euch flegelhaft benehmt, werde ich nichts für Euch thun, absolut gar nichts.“

Anton wäre beinahe vor Zorn erstickt.

„Und mein Geld,“ schrie er; „wirst Du mir das wohl herausgeben, Du Spitzbube, oder muß ich Dich erst noch vor Gericht schleppen?“

Peter zuckte die Achseln:

„Ich habe kein Geld für Euch,“ antwortete er, kaltblütiger werdend. „Meine Mutter hat über ihr Vermögen verfügt, wie sie es für gut befand. Ich stecke sicherlich nicht meine Nase in ihre Angelegenheiten. Ich habe mit Freuden auf jede noch zu hoffende Erbschaft verzichtet. Ich bin über Eure schmutzigen Anschuldigungen erhaben.“

Und als sein Bruder, durch diese Kaltblütigkeit zur Verzweiflung gebracht, zu stottern anfing und nicht wußte, was er von all dem halten sollte, hielt er ihm Adelaidens Quittung mit ihrer Namensunterschrift vor die Augen. Nach Durchlesung dieses Schriftstücks war Anton vollständig zu Boden geschmettert.

„Es ist gut,“ sagte er in fast ruhigem Tone, „ich weiß jetzt, woran ich bin und was ich zu thun habe.“

Digitized by Google

Die Wahrheit war, daß er nicht wußte, was er thun oder lassen sollte. Da er kein sofortiges Mittel ausfindig machen konnte, um zu dem Seinen zu kommen und sich zu rächen, so geriet sein Blut in noch rasendere Fieberwallung. Er ging wieder zu seiner Mutter zurück und unterzog sie einem schmachvollen Verhör. Das unglückliche Weib konnte ihn nur wieder auf Peter verweisen.

„Glauben Sie vielleicht," schrie er frech, „daß Sie mich von Herodes zu Pilatus schicken können? Ich weiß ganz gut, wer von euch beiden die Groschen hat. Oder hast Du sie vielleicht schon durchgebracht, he? . . ."

Mit einer Anspielung auf ihre frühere schlechte Aufführung fragte er sie, ob sie nicht einen Hallunken von Mann hätte, dem sie ihre letzten Pfennige hingäbe. Er schonte nicht einmal seinen Vater, diesen Trunkenbold Macquart, wie er ihn nannte, der sie schön ausgesogen haben müsse bis an sein Lebensende, und der seine Kinder auf dem Stroh zurückgelassen hätte.

Die arme Frau hörte ihm betäubt zu. Dicke Thränen rollten ihr über die Wangen. Sie verteidigte sich, vom Schreck gelähmt, wie ein Kind, gab auf die Fragen ihres Sohnes Antwort als stände sie vor dem Richter, schwor ihm, daß sie sich gut aufführe und wiederholte immer wieder mit Nachdruck, daß sie keinen Pfennig besäße, daß Peter Alles genommen habe. Anton glaubte ihr schließlich halb und halb.

„Ach! was für ein Schurke!" murmelte er; „also deshalb kaufte er mich nicht los."

Er mußte bei seiner Mutter auf einem Strohsack in der Ecke schlafen. Er war mit völlig leeren Taschen zurückgekommen und das Gefühl, ohne alle und jede Hilfsquelle zu sein, ohne Dach und Fach, Speise und Trank,

Digitized by Google

wie ein Hund auf die Straße gejagt, während sein Bruder, wie er meinte, ein großes Haus mache und herrlich und in Freuden lebe — dies Gefühl trieb ihn zur Verzweiflung. Da er sich keine Kleidungsstücke anschaffen konnte, ging er am andern Morgen mit seinem Militärmantel und der Feldmütze aus.

Glücklicherweise fand er noch auf dem Boden eines Kleiderschranks eine alte Weste von gelblichem Sammt, die schon abgetragen und geflickt war und Macquart gehört hatte.

In diesem sonderbaren Anzuge lief er in der Stadt umher, erzählte seine Geschichte und verlangte Gerechtigkeit.

Die Leute, welche er um Rat fragte, empfingen ihn mit einer Verachtung, die ihm Thränen der Wut entlockte.

In der Provinz ist man noch unnachsichtig gegen herabgekommene Familien. Nach dem Urteil der allgemeinen Meinung, war es ganz im Charakter der Rougon-Macquarts, wenn sie sich gegenseitig zerhackten; anstatt sie auseinander zu bringen, hätten die Leute sie noch am liebsten aufeinander gehetzt, damit sie sich rauften. Peter übrigens begann Absolution zu erhalten von dem ihm durch seine Geburt anhaftenden Schandfleck. Man lachte über seine Geriebenheit; Manche gingen sogar soweit, zu sagen, daß er recht daran gethan habe, wenn er sich wirklich des Geldes bemächtigt haben sollte; das wäre eine ganz gute Lektion für die verlotterten Personen der Stadt.

Anton kehrte entmutigt nach Hause zurück. Ein Advokat hatte ihm mit wegwerfender Miene geraten, sie möchten doch ihre schmutzige Wäsche innerhalb der Familie waschen. Vorher hatte er sich nämlich auf geschickte Art informiert, ob er die zur Führung eines Prozesses nötige Summe hatte oder nicht. Nach dem Ausspruch dieses Mannes schien die Sache sehr verwickelt, könne sich sehr

Digitized by Google

lange hinziehen und der Erfolg wäre zweifelhaft. Übrigens gehöre dazu Geld, viel Geld.

An diesem Abend war Antons Benehmen gegen seine Mutter noch abstoßender. Da er nicht wußte, an wem er sich rächen solle, nahm er seine Beschuldigungen von gestern wieder auf; er quälte die Unglückliche, die vor Scham und Schreck zitterte, bis um Mitternacht. Da Adelaide ihm mitgeteilt hatte, daß Peter ihr ein Jahrgeld zahlte, stand es für ihn fest, daß sein Bruder die 50,000 Franken eingesteckt hatte. Aber er that so in seiner gereizten Stimmung, als hege er noch Zweifel daran, und dieses boshafte Raffinement gab ihm einige Erleichterung. Er wurde nicht müde, sie auszuforschen mit einer Miene, die seinen Verdacht verriet und immer noch seinen Glauben andeutete, als habe sie ihr Vermögen selbst leichtsinnig verpraßt.

Bei diesem letzten Stoß taumelte sie und warf sich auf eine alte Kiste, auf der sie die ganze Nacht unter Schluchzen zubrachte.

Anton begriff bald, daß er alleinstehend und ohne Hilfsquellen nichts gegen seinen Bruder ausrichten könne. Er versuchte deshalb anfänglich Adelaide für sich zu gewinnen. Wenn sie eine Klage einreichte, so mußte das erhebliche Folgen nach sich ziehen. Aber die arme Frau, sonst so energielos und verschüchtert, weigerte sich mit Entschiedenheit, sobald Anton davon zu sprechen anfing, ihren ältesten Sohn zu beunruhigen.

„Ich bin eine Unglückliche," stammelte sie. „Du hast Recht, wenn Du zornig bist. Aber, siehst Du, ich würde mir Gewissensbisse daraus machen, wenn ich eins meiner Kinder ins Gefängnis brächte. Nein, lieber lasse ich mich von Dir schlagen."

Digitized by Google

Er merkte, daß er nur Thränen von ihr zu erwarten hätte, und begnügte sich damit, ihr zu sagen, daß sie gerechterweise bestraft sei, und daß er kein Mitleid mit ihr habe. Am Abend hatte Adelaide in Folge der fortgesetzten aufreibenden Zänkereien mit ihrem Sohne einen ihrer Nervenanfälle, in dem sie starr und steif wie eine Tote mit offnen Augen dalag.

Der junge Mann warf sie auf ihr Bett und machte sich dann, ohne sie nur aufzuschnüren, daran, Alles im Hause durchzustöbern, um zu sehen, ob die Unglückliche nicht irgendwo einige Ersparnisse versteckt hätte.

Er fand etwa vierzig Frank, bemächtigte sich derselben und während seine Mutter noch starr und ohne Atem dalag, ging er ruhig auf die Post und ließ sich nach Marseille einschreiben.

Er hatte nämlich gedacht, daß Mouret, der Hutmacher, welcher seine Schwester Ursula geheiratet hatte, ebenfalls über Peters Gaunerei empört sein müsse und ohne Zweifel die Interessen seiner Frau wahrnehmen werde. Aber er fand nicht den Mann in ihm, wie er ihn sich vorgestellt hatte. Mouret sagte ihm ohne Umschweife, daß er sich daran gewöhnt habe, Ursula als eine Waise zu betrachten, und daß er um keinen Preis mit seiner Familie in Zwist geraten wolle. Es ginge ihnen, Gott sei Dank! ganz gut.

Anton, dessen Aufnahme eine kühle gewesen war, beeilte sich, wieder mit der Post zurückzufahren. Aber bevor er abzog, wollte er sich doch noch für die heimliche Verachtung, die er in den Augen des Hutmachers las, rächen. Da seine Schwester ihm bleich und niedergedrückt vorgekommen war, hatte er die feige Grausamkeit, zu ihrem Gatten beim Abschiede zu sagen:

„Nehmt Euch in Acht, meine Schwester ist von jeher

Digitized by Google

schwächlich gewesen und ich habe sie noch viel mehr verändert gefunden; Ihr könntet sie verlieren."

Die Thränen, welche dem Manne ins Auge traten, zeigten ihm, daß er eine wunde Stelle berührt hatte. — Warum kramten sie auch gar zu sehr ihr Glück aus!

Als Anton nach Plassans zurückgekehrt war, wurde er durch die Gewißheit, daß ihm seine Hände gebunden seien, noch herausfordernder und drohender.

Einen Monat hindurch sah man ihn fortwährend auf der Gasse. Er lief durch die Straßen und erzählte Jedem, der ihn anhören wollte, seine Geschichte. Sobald er glücklich ein Zwanzigsousstück von seiner Mutter ergattert hatte, ging er es in einer Kneipe vertrinken und schrie dort laut, daß sein Bruder eine Kanaille sei, die er aber schon zu fassen wissen werde. An solchen Orten verschaffte ihm die süße Bruderschaft, die unter Säufern herrscht, ein teilnehmendes Auditorium. Das ganze Gesindel der Stadt nahm sich aufs wärmste seiner Klagen an. Alles schimpfte weidlich auf diesen Hallunken Rougon, der einen tapfern Soldaten darben ließe, und die Sitzung schloß gewöhnlich mit der allgemeinen Verurteilung der Reichen.

Anton spazierte noch immer infolge der Eingebung eines raffinierten Rachegefühls mit seiner Feldmütze, seinem Kommißmantel und der alten gelben Sammetweste umher, obwohl seine Mutter ihm angeboten hatte, passendere Kleidungsstücke für ihn zu kaufen. Er prunkte geflissentlich mit seinen Lumpen und trug sie des Sonntags auf den belebtesten Straßen, selbst der Promenade Sauvaire, zur Schau.

Ein besonderes Vergnügen machte es ihm, zehnmal des Tages an dem Magazin Peters vorbeizugehen.

Er riß absichtlich die Löcher seiner Kleider weiter

Digitized by Google

auf, ging langsamer und fing manchmal vor der Thür ein Gespräch mit jemand an, um nur länger in der Straße zu bleiben. Er brachte auch wohl einen seiner Freunde und Spießgesellen, einen Trunkenbold wie er, mit, dem er den Diebstahl der fünfzigtausend Franken erzählte, seinen Bericht mit bunt ausgestoßenen Schimpf- und Drohreden untermischend, so daß die ganze Straße es hören konnte und seine Grobheiten an ihre Adresse in den Laden gelangten.

„Er wird zuletzt noch vor unsrer Thür betteln kommen," sagte Felicitas voller Verzweiflung.

Die eitle kleine Frau litt entsetzlich bei diesem Skandal. Oft kam zu dieser Zeit über sie ein Gefühl heimlichen Bedauerns, Rougon geheiratet zu haben; seine Familie war doch gar zu schrecklich. Sie hätte wer weiß wieviel darum gegeben, daß Anton nicht mehr in seinen Lumpen umherlief. Aber Peter, der über das Betragen seines Bruders außer sich war, hatte verboten, auch nur den Namen seines Bruders in seiner Gegenwart auszusprechen. Wenn seine Frau ihm begreiflich zu machen suchte, daß es vielleicht besser wäre, ihm einige Sous zu geben, nur um ihn los zu werden, schrie er sie wütend an:

„Nein, nichts da, keinen Heller! Laß ihn umkommen!"

Indeß mußte er schließlich sich selbst eingestehen, daß die Haltung Antons unerträglich wurde. Eines Tages rief Felicitas „diesen Menschen", wie sie ihn mit verächtlicher Geberde nannte, hinein, da sie mit ihm ins Reine kommen wollte. „Dieser Mensch" war gerade im besten Zuge, sie als Schwindlerin einem seiner Kameraden, der noch lumpiger aussah, wie er, hinzustellen. Alle Beide waren angetrunken.

Digitized by Google

„Komm doch, man ruft uns dahinein," sagte Anton zu seinem Genossen spöttisch mit schwerfälliger Zunge.

Felicitas zog sich zurück und sagte halblaut:

„Wir wünschen nur mit Euch zu sprechen."

„Pah!" antwortete der junge Mann, „der Kamerad ist ein guter Kerl. Er kann Alles hören. Das ist mein Zeuge."

Der Zeuge setzte sich plump auf einen Stuhl. Er nahm seine Kopfbedeckung nicht ab und fing an, sich mit dem stumpfsinnigen Lächeln eines Trunkenbolds und eines Flegels, der sich auf seine Unverschämtheit etwas zu gute thut, umzuschauen. Felicitas, die sich schämte, stellte sich vor die Thür des Ladens, damit man von außen nicht sehen sollte, was für eine sonderbare Gesellschaft bei ihr war. Glücklicherweise kam ihr Mann ihr zu Hülfe. Ein heftiger Zank entspann sich zwischen ihm und seinem Bruder. Dieser wiederholte wohl zwanzigmal dieselben beschuldigenden Redensarten, da seine schwere Zunge nichts weiter lallen konnte. Zuletzt fing er sogar zu weinen an und nicht viel fehlte daran, so wäre sein Zechgenosse diesem Beispiel gefolgt. Peter hatte sich auf sehr würdevolle Art verteidigt.

„Hört," sagte er schließlich, „Ihr seid unglücklich und ich habe Mitleid mit Euch. Obwohl Ihr mich grausam beschimpft habt, will ich doch nicht vergessen, daß wir ein und dieselbe Mutter haben. Aber wenn ich Euch eine Kleinigkeit gebe, so merkt Euch, daß ich es aus gutem Willen thue, nicht aus Furcht . . . Wollt Ihr hundert Franken, um Euch auf die Beine zu helfen?"

Dieses unerwartete Anerbieten von hundert Franken blendete den Zechgenossen Antons. Er sah denselben mit einem entzückten Gesichtsausdruck an, als wollte er sagen: „Wenn der Herr hundert Franken anbietet, wollen wir ihm weiter keine Dummheiten an den Kopf werfen."

Digitized by Google

Aber Anton beabsichtigte aus der geneigten Stimmung seines Bruders, ihm zu helfen, mehr herauszuschlagen. Er fragte ihn, ob er ihn zum Narren haben wolle; er verlange sein Teil: zehntausend Franken.

„Das ist nicht recht von Dir," stammelte sein Freund.

Schließlich, als Peter die Geduld verlor und davon sprach, alle Beide zur Thür hinauszuwerfen, ließ Anton von seinen Forderungen etwas nach und beanspruchte auf einmal bloß noch tausend Franken. Sie zankten sich noch eine gute Viertelstunde wegen dieser Summe, dann trat Felicitas dazwischen. Denn schon fingen die Leute an, vor dem Laden stehen zu bleiben.

„Hört," sagte sie rasch, „mein Mann wird Euch zweihundert Franken geben, und ich will mich damit befassen, Euch einen ordentlichen Anzug zu besorgen und die Miete für Euer Logis für ein ganzes Jahr zu bezahlen."

Rougon zeigte sich hierüber ärgerlich. Aber Antons Zechgenosse schrie voller Freude:

„Abgemacht; mein Freund ist damit einverstanden."

Und Anton erklärte in der That, wenn auch mit einigem Widerstreben, daß er dies Anerbieten annähme. Er merkte, daß er mehr nicht bekommen würde. So wurde denn nun abgemacht, daß man ihm das Geld und die Kleider am nächsten Tage schicken werde, und daß er nach einigen Tagen, sobald Felicitas das Zimmer für ihn gemietet haben würde, daselbst einziehen könne. Der Trunkenbold, welcher sich beim Adieusagen in respektvollen allgemeinen Danksagungen, als wenn die Gabe Rougons ihm selbst zu Teil geworden wäre, erging, zog schließlich mit unterwürfigen und linkischen Kratzfüßen ab.

Eine Woche später bewohnte Anton ein großes Zimmer im alten Stadtviertel, in das Felicitas, auf das förmliche Versprechen des jungen Mannes hin, sie von jetzt ab

Digitized by Google

auch nicht mehr beläſtigen zu wollen, ein Bett, einen Tiſch und Stühle hatte ſtellen laſſen. Sie hielt mehr, als ſie anfänglich verſprochen hatte.

Adelaide ſah ihren Sohn ohne Bedauern abziehen. Durch den kurzen Aufenthalt, den er bei ihr genommen, war ſie mehr als drei Monate lang zu Waſſer und Brot verurteilt. Anton hatte ſchnell die zweihundert Franken vertrunken und verſchlemmt. Er hatte nicht im entfernteſten daran gedacht, ſie in irgend einem kleinen Handel anzulegen, der ihm ſein Fortkommen ſicherte.

Als er wieder ohne Pfennig daſtand, auch kein Gewerbe verſtand, ihm überdies jede geordnete Beſchäftigung in der Seele zuwider war, wollte er nochmals in die Kaſſe der Rougons einen Griff thun. Aber die Verhältniſſe lagen nicht mehr ſo wie früher, es gelang ihm nicht mehr, ſie einzuſchüchtern. Peter benutzte ſogar dieſe günſtige Gelegenheit, ihn zur Thür hinauszuwerfen und ihm zu verbieten, jemals wieder den Fuß über ſeine Schwelle zu ſetzen.

Anton fing nun wieder ſeine alten Beſchuldigungen an vorzubringen; aber niemand ſchenkte ihm Gehör. Die Stadt kannte die Freigebigkeit ſeines Bruders, da Felicitas dieſelbe in Aufſehen erregender Weiſe überall ausposaunt hatte, und gab ihm Unrecht, ja behandelte ihn als Taugenichts. Hunger thut bekanntlich weh. Er drohte, wie ſein Vater Schmuggler zu werden und irgend einen Bubenſtreich zu verüben, um die Ehre der Familie zu beſudeln. Aber die Rougons zuckten die Achſeln; ſie wußten, daß er zu feige ſei, um ſeine Haut zu Markte zu tragen. Schließlich entſchloß ſich Anton, in ſtummer Wut über ſeine Nächſten und die ganze Geſellſchaft Arbeit zu ſuchen.

Er hatte in einer Vorſtadt-Kneipe die Bekanntſchaft eines Korbflechters gemacht, der zu Hauſe arbeitete, und erbot ſich, ihm zu helfen. In kurzer Zeit lernte er, Körbe

Digitized by Google

aller Art zu flechten; es war dies eine grobe Arbeit, die nicht viel einbrachte, sich aber bequem und leicht verkaufen ließ.

Bald arbeitete er auf eigene Rechnung. Dieses wenig anstrengende Handwerk sagte ihm zu. Er konnte arbeiten, wenn er wollte, und das war es namentlich was er verlangte: Herr seiner Trägheit zu sein.

Wenn es nicht mehr anders ging, machte er sich an die Arbeit und flocht in aller Eile ein Dutzend Körbchen, die er auf dem Markt verkaufte. Solange das Geld vorhielt, bummelte er herum, lief in die Weinschenken und hielt seine Verdauungssiesta draußen im Freien, im Sonnenschein. Wenn er dann aber nichts mehr hatte und einen Tag gehungert hatte, nahm er seine Weidenzweige wieder zur Hand und schimpfte vor sich hin auf die Reichen, die, ohne etwas zu thun, lebten.

Das Korbmachergewerbe, wenn man es so betreibt, wirft nicht viel ab. Seine Arbeit hätte kaum hingereicht, hin und wieder ein Schnäpschen zu „genehmigen", wenn er es nicht so eingerichtet hätte, daß die Weidenzweige ihm nichts kosteten. Da er niemals welche in Plassans kaufte, sagte er, er ginge jeden Monat in eine benachbarte Stadt, um sich dort seinen Vorrat und zwar zu billigerem Preise als in Plassans, zu kaufen. Die Wahrheit jedoch war, daß er sich in dunkeln Nächten aus den Weidengebüschen der Viorne verproviantierte. Der Feldhüter überraschte ihn hierbei sogar einmal, was ihm einige Tage Gefängnis einbrachte. Von diesem Tage ab spielte er sich in der Stadt als wilder Republikaner auf. Er versicherte nämlich, daß er ruhig sein Pfeifchen geraucht habe am Ufer des Flusses, da sei der Feldhüter gekommen und habe ihn festgenommen. Er fügte noch hinzu:

„Sie wollen mich nur los werden, da sie sehr wohl

Digitized by Google

wiſſen, was für Anſichten ich habe. Aber ich fürchte ſie nicht, dieſe reichen Hallunken.“

Indeß fand Macquart nach Verlauf von zehn Jahren, daß er zu viel arbeite. Sein beſtändiger Sehnſuchtstraum war, eine Möglichkeit zu finden, gut zu leben, ohne etwas zu thun. Seine Faulheit war nicht mit Waſſer und Brot zufrieden, ſo wie die gewiſſer Faulpelze, die zufrieden ſind mit dieſem Hungerbrot, wenn ſie nur nicht die zehn Finger zu regen brauchen. Er wollte gute Mahlzeiten und ſchöne Tage des Müßigganges. Er ſprach ſchon eine Zeit lang davon, als Diener bei einem der Vornehmen des Viertels Saint-Marc ſich zu vermieten. Aber ein Stallknecht ſeiner Bekanntſchaft jagte ihm Furcht ein, indem er ihm alles das aufzählte, was man von ihm verlangen würde.

Macquart hatte ſein Korbflechten „bis zum Halſe“ ſatt; ſchon ſah er den Tag herankommen, an welchem er das nötige Weidengezweig wirklich würde kaufen müſſen, und war ſchon im Begriff, ſich als Stellvertreter zu verkaufen und wieder Soldat zu ſpielen, ein Leben, das er tauſendmal dem eines Arbeiters vorzog, als er die Bekanntſchaft einer Frau machte, deren Folge ein gänzliches Aufgeben dieſes Planes war.

Joſephine Gavaudan, in der ganzen Stadt unter dem Koſenamen „Fine“ bekannt, war ein großes derbes Weib von ungefähr dreißig Jahren. Ihr klobiges Geſicht, daß beinahe männlich ausſah, zierten am Kinn und auf den Lippen einzelne Härchen, die entſetzlich lang waren. Ihre breiten Schultern und enormen Arme flößten den Straßenjungen einen heilſamen Reſpekt ein, ſo daß ſie nicht einmal ihres Schnurrbarts wegen ſie auszulachen wagten. Bei alledem hatte Fine eine ganz weiche Stimme, wie ein Kind ſo dünn und klar. Diejenigen, welche ſie genauer kannten, behaupteten, daß ſie trotz ihres martialiſchen Aus-

Digitized by Google

ſehens von der Sanftmut eines Lammes ſei. Sie griff die Arbeit mutig an und hätte ſogar etwas Geld beiſeite legen können, wenn ſie nicht gern Liköre getrunken hätte; ſie genoß für ihr Leben gern ein Gläschen Aniſette. Oft war man gezwungen, namentlich an Sonntagabenden, ſie nach Hauſe zu tragen.

Die ganze Woche über arbeitete ſie mit der Ausdauer und Hartnäckigkeit eines Laſttieres. Sie betrieb zwei bis drei Geſchäfte; erſtlich verkaufte ſie Früchte oder gebratene Kaſtanien in der Markthalle, je nach der Jahreszeit, ſodann hatte ſie auch die Wirtſchaft einiger Rentiers zu beſorgen, half beim Aufwaſchen des Geſchirrs bei den reichen Bürgern an Galatagen und verwendete ihre Mußeſtunden mit dem Ausbeſſern alter Stühle. Namentlich in dieſer letztern Eigenſchaft war ſie von der ganzen Stadt gekannt. Im ſüdlichen Frankreich braucht man viel Strohſtühle, die dort in allgemeinem Gebrauch ſind.

Anton Macquart knüpfte mit Fine eine Bekanntſchaft in der Markthalle an. Wenn er dorthin ging, um ſeine Körbchen zu verkaufen, plazierte er ſich im Winter neben den Ofen, auf welchem ſie ihre Kaſtanien briet, der Wärme wegen. Er wunderte ſich über ihren Arbeitsmut um ſo mehr, je arbeitsſcheuer er ſelbſt war. Nach und nach entdeckte er unter der rauhen Außenſeite dieſes Mannweibes eine gewiſſe Schüchternheit und Züge heimlicher Güte. Oft ſah er, wie ſie kleinen Kindern in Lumpen eine Handvoll Kaſtanien gab, wenn ſie ſich begeiſtert vor ihrem rauchenden Ofen hinſtellten. Ein anderes Mal, wenn der Polizeiinſpektor des Marktweſens ſie herumſtieß, weinte ſie beinahe, ohne ſich an ihre derben Fäuſte zu erinnern.

Anton ſagte ſich ſchließlich, das ſei ein Weib, wie er es brauche. Sie würde für Zwei arbeiten und er würde der Herr im Hauſe ſein. Das würde ſein Laſttier ſein in

Digitized by Google

ihrer Unermüdlichkeit und ihrem Gehorsam. Was ihre Vorliebe für Likör anbetraf, so fand er dieselbe ganz natürlich. Nachdem er lange und reiflich die Vorteile einer solchen Verbindung erwogen hatte, machte er ihr seine Erklärung. Fine war entzückt. Noch nie hatte ein Mann es gewagt, sich für sie zu interessieren.

Man konnte ihr sagen, so viel man wollte, daß Anton einer der erbärmlichsten Strauchdiebe sei; sie hatte nicht den Mut in sich, der Heirat zu entsagen, die ihre starke Natur schon lange gebieterisch forderte. Am Hochzeitsabend bezog der junge Mann sogleich die Wohnung seiner Frau in der Rue Cavadière neben der Markthalle. Diese Wohnung bestand aus drei Räumen und war viel bequemer ausgestattet und möbliert, als die seinige. Mit einem Zufriedenheitsseufzer streckte er sich auf die beiden ausgezeichneten Matratzen aus, die sich im Bett befanden.

Alles ging in den ersten Tagen vortrefflich. Fine ging, wie früher, ihren vielartigen Geschäften nach. Anton aber flocht, von einer Art ehelicher Eigenliebe getrieben, die ihn selbst in Erstaunen setzte, in einer Woche mehr Körbe, als er je in einem ganzen Monat zu Stande gebracht hatte. Aber am Sonntag brach der Krieg aus. Sie hatten im Hause ein recht nettes Sümmchen, das sie gemeinschaftlich anbrachen. Nachts verhauten sich Beide in ihrer Trunkenheit zu Mus, ohne daß sie sich am nächsten Morgen besinnen konnten, wie der Streit angefangen hatte. Sie waren noch bis gegen zehn Uhr sehr zärtlich mit einander gewesen; sodann hatte Anton begonnen, Fine in brutalster Weise zu knuffen, und Fine hatte in der Verzweiflung ihre Milde beiseite gesetzt und ihm ebensoviel Faustschläge gegeben als sie Ohrfeigen empfing. Am nächsten Morgen ging sie wieder wacker an ihre Arbeit, als wenn nichts vorgefallen wäre. Aber ihr Gatte erhob sich

Digitized by Google

mit einer innerlichen Rachsucht ziemlich spät und ging aus, um den übrigen Teil des Tages im Freien rauchend zu verbringen.

Von diesem Augenblicke an fingen die Macquarts das Leben an zu führen, das sie dann später ohne wesentliche Änderung fortsetzten. Sie waren gleichsam stillschweigend übereingekommen, daß die Frau mit Aufbietung aller Kräfte für den Unterhalt ihres Mannes sorgen sollte. Fine liebte die Arbeit instinktmäßig und protestierte deshalb nicht. Sie hatte eine engelgleiche Geduld, so lange sie nicht getrunken hatte, da sie es für ganz natürlich ansah, daß ihr Mann faulenzte und sie ihm selbst die allerkleinsten Verrichtungen ersparte. Ihre kleine Schwäche, der Anisette, machte sie nicht boshaft, wohl aber gerecht; an denjenigen Abenden, an welchen sie zu tief in ihr Lieblingsfläschchen geguckt hatte und Anton mit ihr Streit anfing, fiel sie über ihn mit wuchtigen Armen her und warf ihm seine Faulenzerei und Undankbarkeit vor. Die Nachbarn waren schon an den in bestimmten Zwischenräumen sich wiederholenden Skandal in der Wohnung der Eheleute gewöhnt. Sie verklopften sich nach allen Regeln der Kunst; die Frau schlug zu wie eine Mutter, die ihren Jungen bessern will; aber der Mann berechnete voller Haß als feiger Verräter seine Hiebe, und mehrere Male hätte er die Unglückliche beinahe zum Krüppel geschlagen.

„Das würde Dir keinen großen Vorteil bringen, wenn Du mir einen Arm oder ein Bein zerbrächst," sagte sie zu ihm. „Wer sollte Dich ernähren, Du Faulpelz?"

Abgesehen von diesen Gewaltszenen begann Anton sein neues Dasein erträglich zu finden. Er steckte in gutem Zeug, aß und trank zur Genüge. Seine Korbflechterei hatte er ganz an den Nagel gehängt; hin und wieder, wenn er sich allzusehr langweilte, nahm er sich vor, für

Digitized by Google

den nächsten Markttag ein Dutzend Körbe zu flechten, aber oftmals kam er nicht einmal mit dem ersten zu Stande. Er hatte unter seinem Kanapee ein Bündel Weidengerten liegen, die er in zwanzig Jahren nicht gebrauchte.

Die Macquarts hatten drei Kinder: zwei Mädchen und einen Knaben.

Lisa, die älteste, geboren im Jahre 1827, ein Jahr nach der Verheiratung, blieb nicht lange im Hause. Es war ein feistes schönes Kind, von Gesundheit strotzend und wie Quecksilber so lebhaft, das sehr seiner Mutter ähnelte. Aber sie mußte wohl nicht ihre Ergebenheit, als Lasttier zu arbeiten, haben. Von Macquart hatte sie das Bedürfnis, im Wohlbehagen zu schwelgen, überkommen. Als sie noch ganz klein war, konnte sie gern und willig einen ganzen Tag über arbeiten, nur um einen Kuchen zu bekommen. Sie war noch nicht sieben Jahr alt, als sie sich die Zuneigung der Frau Postdirektorin, die in der Nähe wohnte, erwarb. Diese machte ein kleines Kindermädchen aus ihr, und als sie im Jahre 1839 ihren Mann verlor und sich nach Paris zurückzog, nahm sie Lisa mit sich. Die Eltern hatten sie ihr gewissermaßen geschenkt.

Die zweite Tochter, Gervaise, im nächsten Jahre geboren, war von Geburt ab lahm. Ihr rechtes Bein war schief und abgemagert. Das Kind blieb lahm, und Fine, die sah, daß es ganz bleich und schwächlich aussah, gab ihm kleine Dosen Anisette ein, damit es angeblich stärker werden solle. Das arme Geschöpf trocknete nur noch mehr ein. Es war ein großes aufgeschossenes Mädchen, deren lange Kleider um sie flatterten, als wenn nichts drin stäke. Auf ihrem abgemagertes, krüppelhaften Körper trug sie ein zierliches allerliebsten Köpfchen mit einem runden blassen Gesicht von köstlicher

Digitized by Google

Zartheit. Ihre Schwäche wurde fast zur Anmut; ihre Taille wiegte sich leicht bei jedem Schritt in einer Art von Takt.

Der Sohn der Macquarts, Jean, wurde drei Jahre später geboren. Es war ein starker Junge, der in nichts an die Magerkeit Gervaises erinnerte. Er ähnelte seiner Mutter wie die älteste Tochter, ohne ihr körperlich ähnlich zu sehen. Er zuerst hatte von allen Rougon-Macquarts ein regelmäßig geschnittenes Gesicht. Er war von ernster Natur, kalt, plump und wenig intelligent. Der Junge wuchs heran mit der hartnäckig festgehaltenen Willenskraft, sich dereinst eine unabhängige Stellung zu verschaffen. Er besuchte die Schule ohne Unterbrechung, und da er einen harten Kopf hatte, mußte er sich ihn gründlich zerbrechen, um etwas Rechnen und Orthographie hinein zu bekommen. Dann kam er in die Lehre, wo er dieselben Bemühungen machte und sich anstrengte, was um so verdienstlicher war, als er zu dem einen ganzen Tag gebrauchte, was Andere in einer Stunde kapierten.

Solange die armen Kleinen dem Hause zur Last fielen, brummte Anton. Das waren unnütze Mäuler, die ihm sein Teil beschnitten. Er hatte, wie sein Bruder, den Schwur gethan, keine Kinder mehr zu wollen, diese Freßsäcke, die ihre Eltern aufs Stroh bringen. Man mußte ihn jammern hören, seitdem sie zu fünfen zu Tische saßen, wenn die Mutter die besten Stücke dem Jean, der Lisa und Gervaise gab.

„So ist's recht," brummte er, „stopf' sie nur voll, bis sie platzen!"

Bei jedem Kleidungsstück, bei jedem Paar Schuhe, das Fine ihnen kaufte, ließ er mehrere Tage die Nase hängen. Ach! wenn er das gewußt hätte, würde er nicht

Digitized by Google

dieſe Brut ſich aufgeladen haben, die ihn zwang, nicht mehr als für vier Sous täglich Tabak zu verrauchen und die ihm zum Mittagseſſen gar zu oft Kartoffelragout eſſen ließ, ein Gericht, das er gründlich verabſcheute.

Später aber, ſeitdem er die erſten zwanzig Sousſtücke von Jean und Liſa erhielt, fand er, daß die Kinder doch auch ihre gute Seite hätten. Liſa war ſchon nicht mehr da. Er ließ ſich von den beiden, die noch bei ihm waren, ohne den geringſten Skrupel zu zeigen, verpflegen, wie er ſich ſchon von ihrer Mutter hatte ernähren laſſen. Das war ſeinerſeits eine ſchlau berechnete Spekulation. Von ihrem achten Lebensjahre ab ging die kleine Gervaiſe bei einem benachbarten Händler Mandeln zerklopfen; ſie verdiente dabei täglich zehn Sous, die der Vater großmütig in ſeine Taſche ſteckte, ohne daß ſelbſt Fine ſich nach dem Verbleib dieſes Geldes zu erkundigen getraute.

Sodann trat das junge Mädchen in die Lehre bei bei einer Plätterin ein, und als ſie ausgelernt hatte und täglich zwei Frank verdiente, verirrten ſich dieſe zwei Frank in derſelben Weiſe in Macquarts Hände.

Jean, der die Tiſchlerei erlernt hatte, wurde ebenfalls an den Zahltagen ſeines Geldes beraubt, ſobald es Macquart gelang, ihn auf dem Heimwege abzufaſſen, bevor er ſeinen Lohn der Mutter ausgehändigt hatte. Wenn dies Geld ihm entging, was ab und zu vorkam, ſo ſchmollte er in der allerärgſten Weiſe. Eine Woche lang ſah er ſeine Kinder und ſeine Frau nur von der Seite wütend an und fing mit ihnen um ein Nichts Händel an; doch hatte er wenigſtens noch ſo viel Schamgefühl, die Urſache ſeiner gereizten Stimmung nicht offen auszuſprechen. Beim nächſten Zahltage paßte er aber beſſer auf und ließ ſich dann Tage lang nicht ſehen, wenn es ihm gelungen war, den Verdienſt des Kleinen zu ergattern.

Digitized by Google

Gervaise, die mit Schlägen großgezogen wurde und sich mit den Jungen der Nachbarschaft umhertrieb, wurde Mutter in dem Alter von fünfzehn Jahren. Der Vater des Kindes war erst achtzehn Jahr alt. Es war dies ein Gerbergesell Namens Lantier. Macquart war wütend. Dann aber, als er hörte, daß Lantier's Mutter, die eine brave Frau war, das Kind zu sich nehmen wollte, beruhigte er sich. Aber Gervaise mußte bei ihm bleiben, verdiente sie doch fünfundzwanzig Sous per Tag, und er vermied es daher vom Heiraten zu sprechen.

Vier Jahre später gebar sie noch einen Knaben, den Lantier's Mutter ebenfalls für sich in Anspruch nahm. Diesmal schloß Macquart ganz und gar die Augen. Und als Fine ihm schüchtern sagte, daß es doch gut wäre, einen Schritt zu thun bei dem Gerber, um eine Situation ins Klare zu bringen und zu regeln, die schon arg beklatscht würde, erklärte er rund heraus, daß seine Tochter nicht von ihm weg solle und daß er sie ihrem Verführer später geben werde, „wenn er sich ihrer würdig gezeigt haben und so viel Geld besitzen würde, um Mobiliar zu kaufen."

Diese Zeit war die Glanzperiode Anton Macquarts. Er kleidete sich wie ein feiner Bürger in Überröcken und Hosen von feinem Tuch. Sorgfältig rasiert und fast korpulent geworden, war er nicht mehr der lumpige und verwilderte Strauchdieb, der in die Schnapskneipen lief.

Er besuchte die Kaffees, las die Zeitungen und ging auf der Promenade Sauvaire spazieren. Er spielte den Herrn, so lange er Geld in der Tasche hatte. Wenn nichts da war, blieb er zu Hause und war in der größten Verzweiflung, in seinen vier Wänden hocken zu müssen und nicht seine kleine Schale Kaffee genießen zu können; an solchen

Digitized by Google

Tagen machte er das ganze menschliche Geschlecht für seine Armut verantwortlich und redete sich in solchen Zorn und Neid hinein, daß Eine ihm oft aus Mitleid das letzte Silberstück, das im Hause aufzutreiben war, hingab, damit er nur den Abend im Kaffee zubringen konnte. Der liebe Mann besaß eine Selbstsucht sonder gleichen. Gervaise brachte monatlich bis zu sechzig Franken ins Haus und trug ärmliche Kattunkleidchen, während er sich bei einem der guten Schneider von Plassans schwarze Sammtwesten machen ließ.

Jean, dieser große Bursche, der drei bis vier Frank täglich verdiente, wurde vielleicht mit noch größerer Unverschämtheit ausgebeutelt. Das Kaffee, in welchem sein Vater sich tagelang aufhielt, befand sich grade über der Werkstatt seines Prinzipals, und während er den Hobel oder die Säge handhabte, konnte er sehen wie auf der andern Seite des Platzes „Herr" Macquart seine Schale zuckerte und mit einem kleinen Rentier Pikett spielte.

Es war sein Geld, das der alte Faulpelz verspielte. Er kam niemals ins Kaffee, er hatte nicht einmal die nötigen fünf Sous, um eine kleine Tasse Kaffee zu trinken. Anton behandelte ihn wie ein junges Mädchen, indem er ihm nicht einen Pfennig ließ und noch dazu genaue Rechenschaft von ihm verlangte, wie er seine Zeit angewendet habe. Wenn der Unglückliche, von Kameraden aufgefordert und mitgeschleppt, einen Tag einmal durch einen Landausflug verlor, an den Ufern der Viorne oder auf den Abhängen der Garrigues, so brauste sein Vater auf, hob die Hand gegen ihn auf und trug es ihm lange nach, daß er vier Frank weniger erhielt nach Ablauf des halben Monats.

So hielt er seinen Sohn in einem Zustande eigennütziger Abhängigkeit; ja, er ging manchmal so weit, die

Digitized by Google

Geliebten, welchen der junge Tischler den Hof machte, als die seinigen zu betrachten. Zu Macquarts kamen mehrere Freundinnen der Gervaise, Arbeitermädchen von sechzehn bis achtzehn Jahren, kecke, alberne Frauenzimmer, die ordentlich herausfordernd in ihrer erwachenden Mannbarkeit waren und die an manchen Abenden das Zimmer mit ihrer Ausgelassenheit und Jugendfrische erfüllten.

Der arme Jean, der von allem Vergnügen abgeschnitten und ans Haus gefesselt war aus Mangel an Geld, betrachtete diese Mädchen mit begehrlich leuchtenden Augen. Aber sein Leben als gedrückter Junge, das er führen mußte, hatte ihm eine unüberwindliche Schüchternheit und Blödigkeit eingeflößt. Er spielte zwar mit den Gefährtinnen seiner Schwester, wagte es aber kaum, sie mit den Fingerspitzen zu berühren.

Macquart zuckte mitleidsvoll mit den Achseln.

„Wie unschuldig!“ murmelte er mit einer Art von ironischer Überlegenheit.

Jede Partei hat solche Anhänger, die ihr Schande machen. Anton Macquart, von Neid und Haß verzehrt, dachte nur daran, sich an der ganzen Menschheit zu rächen. Er begrüßte daher die Republik als jene segenspendende Ära, in der es ihm gestattet sein würde, seine Taschen aus des Nachbars Kasse zu füllen und den Nachbar ohne weiteres umzubringen, falls dieser auch nur das geringste Mißvergnügen darüber bezeugen sollte. Sein Wirtshausleben mit dem vielen unverdauten Zeitungslesen hatte einen Schwätzer schrecklichster Art aus ihm gemacht. Da er viel sprach, auch als Soldat gedient hatte, so hielt man ihn natürlich für einen energischen Menschen, scharte sich um ihn und lauschte seinen Worten. Ohne gerade ein Parteihaupt zu sein, hatte er es doch zu Wege ge-

Digitized by Google

bracht, daß eine kleine Gruppe von naiven Arbeitern ihm folgte, die seinen eifersüchtigen Haß für ehrliche, überzeugungstreue Indignation hielten.

Stundenlang konnte er im Kaffee, in dem er unbegrenzten Kredit hatte, weil der Besitzer ihn fürchtete, mit lauter Stimme, so daß Alle aufsahen, im Freundeskreise schreien, daß das Volk vor Hunger umkäme und daß die Reichen zur Teilung müßten herangezogen werden.

Er selbst aber würde einem Armen auch nicht einen Sou gegeben haben.

Was ihn aber besonders zum wütendsten Republikaner machte, war sein eingefleischter Haß gegen die Rougons, die offen in die Reihen der Reaktion eingetreten waren und an denen er sich dereinst rächen zu können hoffte. Das würde ein Triumph sein, wenn er eines Tages Peter und Felicitas in seiner Hand hätte! Am meisten wurmte es ihn, daß Peters Kinder alle den höheren Ständen angehörten, der eine als Advokat, der zweite als Arzt und der dritte als Beamter, während seine Kinder als Arbeiter, wie er, sich „abplagen" mußten und seine Frau auf offenem Markte Kastanien feil hielt und die schmierigen Strohsessel des Viertels reparierte.

Sobald er auf dies Kapitel kam, bebte er vor Wut. Stundenlang wiederholte er die alten Anschuldigungen und schrie:

„Wenn mein Bruder da wäre, wo er sein sollte, so könnte ich den Rentier spielen."

Und wenn man ihn dann fragte, wo denn sein Bruder eigentlich sein sollte, antwortete er mit schrecklicher Stimme: „Im Zuchthaus!"

Felicitas hätte gern, da sie Antons Wut völlig begriff, ihm mit Geld den Mund gestopft. Aber so viel

Digitized by Google

war nicht da, um ihn zu erkaufen, und ihn in die geheimen Schliche der bonapartistischen Partei einzuweihen, wagte sie nicht. Dabei suchte Anton, seinen „Bruder", wo er nur konnte, im Kaffee und auf der Straße zu kompromittieren.

Eines Tages kam Granoux ganz erbost an und rief schon auf der Thürschwelle:

„Nein, wirklich, das wird nachgerade unerträglich; man wird bei jedem Schritt beschimpft, den man thut."

Dann wandte er sich an Peter und fuhr fort:

„Mein Herr, wenn man einen Bruder, wie es der Ihrige ist, hat, so schafft man ihn auf irgend eine Weise aus der Stadt. Ich gehe ganz harmlos über den Platz an der Unterpräfektur, da kommt dieser Elende an mir vorbei und brummt etwas in den Bart, wovon ich noch ganz deutlich „alter Hallunke" verstehen konnte.

Felicitas erbleichte und glaubte, sich bei Granoux entschuldigen zu müssen. Aber der gute Mann wollte von nichts hören und sprach schon vom Nachhausegehen. Da beeilte sich der Marquis, die Sache in Ordnung zu bringen:

„Es ist unbegreiflich," sagte er, „daß dieser Unglückliche Sie „alter Hallunke" genannt haben soll. Sind Sie auch vollkommen sicher, daß diese Beleidigung sich auf Sie bezog?"

Granoux wurde verwirrt und gab schließlich zu, daß Anton wohl auch habe sagen können: „Du gehst auch zu diesem alten Hallunken."

Herr von Carnavant strich sich das Kinn, um das Lächeln, das um seine Lippen spielte, zu verbergen.

Rougon sagte dann mit der größten Kaltblütigkeit: „Das dachte ich mir gleich. Ich werde unter dem „alten Hallunken" gemeint sein. Ich bin nur froh, daß sich die Sache aufgeklärt hat. Ich bitte Sie, meine Herren, gehen

Digitized by Google

Sie doch diesem Menschen aus dem Wege, von dem die Rede ist und den ich förmlich verleugne."

Einige Monate vor dem Staatsstreich erhielten die Rougons einen drei Seiten langen Schimpfbrief, in dem es hieß, daß, wenn jemals ihre Partei triumphieren würde, in einer Zeitung die skandalöse Geschichte der alten Liebschaften Adelaides und des Diebstahls veröffentlicht werden sollte, dessen sich Peter schuldig gemacht hätte, als er seine Mutter, die infolge ihrer Ausschweifungen blödsinnig geworden sei, eine Quittung über fünfzigtausend Frank habe unterzeichnen lassen.

Dieser Brief wirkte wie ein Keulenschlag auf Rougon. Er wußte, daß derselbe von Anton abgefaßt worden war.

„Wir müssen auf jede Weise sehen, diese Kanaille aus dem Wege zu räumen. Es ist nicht zu ertragen," sagte Peter finster.

Anton befolgte seine alte Taktik und suchte in der Familie selbst Zwiespalt zu säen. Zuerst dachte er an Aristides, als er dessen giftige Artikel im „Independant" las. Aber der junge Mann war doch nicht so dumm, mit einem solchen Mann, wie es sein Onkel war, gemeinschaftliche Sache zu machen. Er hielt ihn sich zehn Schritt vom Leibe, wie man zu sagen pflegt. Anton vergalt ihm mit gleicher Münze und sprengte aus, daß sein Neffe Aristides nichts weiter sei, als ein „Agent provocateur", ein Mensch, der andere hinterlistig ins politische Garn lockte, um sie dann zu verderben.

Da Anton auf dieser Seite also nichts ausrichten konnte, versuchte er es, die Kinder seiner Schwester Ursula für sich zu gewinnen.

Ursula war im Jahre 1839 gestorben. Die Nervenanfälle ihrer Mutter waren bei ihr zu einer langsamen Schwindsucht geworden, der sie allmählich zum Opfer fiel.

Digitized by Google

Sie hinterließ drei Kinder: ein Mädchen von achtzehn Jahren, Helene, die mit einem Beamten verheiratet war, und zwei Knaben. Der älteste Sohn, Franz, war ein junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, während der jüngste, Silvester, kaum sechs Jahre zählte.

Der Tod seiner Frau, die er anbetete, war für Mouret ein harter Schlag. Er schleppte sich noch ein Jahr lang hin, kümmerte sich aber nicht mehr viel ums Geschäft, und setzte so sein Geld, das er sich erspart hatte, zu. Dann fand man ihn eines Morgens in demselben Zimmer erhängt vor, in welchem noch Ursula's Kleider hingen.

Sein ältester Sohn, dem er eine gute Erziehung hatte geben können, trat als Kommis bei seinem Onkel Rougon ein, wo er Aristides' Stelle einnahm, als dieser das Haus verlassen hatte.

Rougon nahm übrigens, trotz seines Hasses gegen die Macquarts, diesen Neffen gern auf, da er wußte, daß derselbe arbeitsam und nüchtern war. Er brauchte eine ihm ergebene, jugendliche Stütze, um ihm im Geschäft beizustehen. Übrigens hatte er stets für die Mourets, die Geld verdienten und ihn nicht mit Forderungen inkommodierten, eine große Achtung gehabt, auch dachte er wohl daran, daß er durch die Versorgung ihres Sohnes sein Unrecht teilweise wieder gut machte; denn auch Spitzbuben haben ihre Anwandlungen von Ehrlichkeit.

Obwohl Franz sehr nach seiner Mutter ähnelte, hatte er doch den graden, rechtschaffenen Charakter seines Vaters geerbt, liebte instinktiv ein geregeltes Dasein und den sichern Verdienst eines ehrlichen Handels.

Drei Monate nach seinem Eintritt gab Peter ihm Martha, seine jüngste Tochter zur Ehe, die er auf andere Weise nicht los werden konnte. Die beiden jungen Leute

Digitized by Google

hatten sich gleich vom ersten Augenblick an gern gehabt. Ein merkwürdiger Umstand hatte ohne Zweifel ihre Zuneigung noch vermehrt, sie glichen sich nämlich auf eine erstaunliche Weise, grade so wie Bruder und Schwester. Franz hatte durch Ursula das Gesicht Adelaidens, seiner Großmutter. Martha hatte dieselben Züge, obwohl Peter Rougon seiner Mutter nicht im mindesten ähnlich sah. Die physische Ähnlichkeit hatte in diesem Falle Peter überhüpft und war bei seiner Tochter mit um so größerer Energie zum Vorschein gekommen.

Übrigens waren die jungen Gatten sich nur äußerlich ähnlich; während Franz der würdige Sohn des Hutmachers Mouret war, hatte Martha die ganze Zerfahrenheit und innere Haltlosigkeit ihrer Großmutter.

Vielleicht war es gerade ihre körperliche Ähnlichkeit und ihre moralische Unähnlichkeit, die sie einander in die Arme trieben. Vom Jahre 1840 bis 1844 hatten sie drei Kinder.

Franz blieb bei seinem Onkel bis zu dem Tage, an welchem dieser sein Geschäft aufgab. Peter wollte ihm seine Bestände des Waarenlagers abtreten, aber Franz wußte, was er von der Möglichkeit eines guten Verdienstes durch Handel in Plassans zu halten hatte, er lehnte das Anerbieten ab und zog nach Marseille, wo er sich mit seinen kleinen Ersparnissen etablierte.

Macquart durfte nicht daran denken, diesen arbeitsamen Menschen, den er für einen Knauser und Duckmäuser verschrie, in den Kreis seiner Genossen zu ziehen. Aber er glaubte, in dem zweiten Sohne, Silvester Mouret, ein geeignetes Werkzeug gefunden zu haben. Der Knabe war damals fünfzehn Jahr alt.

Als man den alten Mouret inmitten der Kleider seiner Frau aufgehängt gefunden hatte, ging Silvester noch nicht einmal zur Schule.

Digitized by Google

Sein älterer Bruder, der nicht wußte, was er mit diesem armen Jungen anfangen sollte, brachte ihn mit zu seinem Onkel. Der aber machte ein langes Gesicht, als er den Kleinen ankommen sah; offenbar hatte er nicht die Absicht, sein „Wiedergutmachen des Unrechts" soweit auszudehnen, daß er einen unnützen Esser mehr ernähren sollte.

So wuchs Silvester, den Felicitas auch nicht leiden mochte, unter Thränen auf, wie ein unglücklicher Ausgestoßener, als seine Großmutter, bei einem ihrer selten vorkommenden Besuche bei den Rougons, Mitleid mit ihm empfand und sich erbot, ihn zu sich zu nehmen.

Peter war entzückt und überließ ihr den Knaben, ohne auch nur daran zu denken, die ärmliche Pension, die er Adelaide ausgesetzt hatte, zu erhöhen. Sie mußte von nun ab für zwei ausreichen.

Adelaide war damals fast fünfundsiebzig Jahr alt. Im einsiedlerischen Leben alt geworden, war sie nicht mehr das heißblütige Mädchen, das sich dem Wilderer Macquart an den Hals geworfen hatte. Sie war steif und abgekühlt und lebte ganz allein in der Sackgasse Saint-Mittre, aus welcher sie nur monatlich einmal hinauskam, da sie sich von Kartoffeln und trockenem Gemüse nährte. Wer sie sah, glaubte eine jener alten Nonnen zu sehen, die das Klosterleben für die Welt abgestumpft hat. Die Gewohnheit langer Einsamkeit hatte sie fast stumm gemacht; ihr Augenlicht war schwächer geworden. Ein völliges Resignieren, ein langsames moralisches und physisches Dahinsiechen hatte aus der verliebten Abenteurerin eine gesetzte Matrone gemacht. Die Hände fingen ihr an zu zittern, und von all ihrer ehemaligen Glut war nichts übriggeblieben als das Andenken an selige Stunden, an Macquart, den Mann ihres Herzens, nach dessen Tode sie der Welt abgestorben schien.

Digitized by Google

Ab und zu noch wurde sie von ihren Nervenanfällen heimgesucht, die ihr den Rest zu geben drohten.

Das kindliche Lächeln des kleinen Silvester war für sie gleichsam der letzte bleiche Schimmer des Abendrots ihres Lebens. Sie hatte sich das Kind ausgebeten, weil sie es müde war, stets allein zu sein und der Gedanke sie erschreckte, einst in einer Krise allein zu sterben. Dieser Junge, der um sie her wirtschaftete, war ihr eine Beruhigung gegen den Tod. Ohne aus ihrer Einsilbigkeit herauszutreten, hatte sie ihn bald unaussprechlich lieb gewonnen.

Stundenlang konnte sie ihm zuschauen, wenn er spielte und mit seinem Lärm die sonst so ruhige Wohnung erfüllte. Vielleicht fand sie in ihm eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Wilderer Macquart.

Silvester nannte sie nur die „Tante Dide", ein Name, der der alten Frau denn auch blieb; der Name „Tante" ist nur ein einfacher Kosenamen in der Provence. Silvester hatte für seine Großmutter eine seltsame Zuneigung gemischt mit respektvoller Scheu. Als er noch ganz klein war und sie eine ihrer nervösen Krisen hatte, lief er davon und weinte, dann aber kam er furchtsam nach dem Anfalle zurück.

Später, wie er zwölf Jahr alt war, blieb er mutig da und wachte darüber, daß sie keinen Schaden erlitt oder aus dem Bett fiel. Er hielt sie stundenlang in seinen Armen, um die plötzlichen Stöße abzuschwächen, die ihre Glieder durchzuckten. Denn auch er liebte sie mit dankbarem Herzen, weil sie ihn aufgenommen und erzogen hatte, und erblickte in ihr ein außerordentliches Wesen, das unbekannten Leiden unterworfen war, das man zwar beklagen aber doch auch hochhalten müßte.

Silvester wurde so frühzeitig ein nachdenklicher, ernster

Digitized by Google

Mensch, der sich auf jede nur irgend mögliche Weise auszubilden suchte. Er lernte nur etwas Rechnen und Schreiben in der Brüderschule, die er schon mit zwölf Jahren verlassen mußte, um in die Lehre einzutreten. Es fehlte ihm noch immer an den ersten Elementen. Aber er las alle Bücher, die ihm in die Hand kamen, und machte sich so eine seltsame Bildung zurecht.

Als ganz kleiner Junge ging er oft zu einem Wagenbauer, einem braven Manne namens Vian hin, dessen Werkstatt sich am Eingang der Sackgasse, grade über dem Saint-Mittre-Platze befand, wo derselbe sein Holz aufgestapelt hielt.

Er stieg hier auf die Räder der Fuhrwerke, die zur Reparatur gebracht worden waren, und es machte ihm viel Spiel, die Handwerkszeuge in die Hand zu nehmen, die er kaum wegschleppen konnte; auch half er gern den Arbeitern, wo er nur konnte.

Als er größer geworden war, trat er bei Vian in die Lehre, der den Jungen, dem er bei Schritt und Tritt begegnete, liebgewonnen hatte und der ihn unentgeltlich annahm. Silvester wurde in kurzer Zeit ein ausgezeichneter Arbeiter. Aber er strebte höher hinaus. Er besuchte die Zeichenschule, wo er mit einem ehemaligen Gymnasiasten Freundschaft schloß, der ihm sein altes Geometrieheft borgte. Ohne Lehrer vertiefte er sich in dies Studium und wandte Wochen daran, sich den Kopf über die einfachsten Dinge von der Welt zu zerbrechen. So wurde er einer jener gelehrten Arbeiter, die kaum ihren Namen zu schreiben im Stande sind, die aber von Algebra sprechen, wie von Personen ihrer Bekanntschaft. Nichts verwirrt mehr einen Verstand, als eine solche Bildung, die auf keiner soliden Basis ruht, sondern bloßes Stückwerk ist. Gewöhnlich geben solche wissenschaftliche Brocken eine

Digitized by Google

ganz falsche Idee von den höchsten Wahrheiten und machen die Armen im Geiste vollends unerträglich. Bei Silvester jedoch bewirkten diese Streifzüge ins wissenschaftliche Gebiet nur eine erhöhte Begeisterung für alles Gute und Edle. Er wußte sehr wohl die Größe des Gebiets, das ihm verschlossen war, zu schätzen und bildete sich eine erhabene Meinung von den Dingen, die zu berühren seine Hand nicht wagte. Er lebte in der Region hoher Gedanken und schöner Worte, die er als ein Heiligtum im Herzen bewahrte, ohne sie zu begreifen. Er war ein naiver Schwärmer, der auf der Schwelle des Tempels vor Lichtern auf den Knieen liegt, die er von weitem für Sterne hält.

Des Nachts las er im Bett; eine Lampe hing ihm zu Häupten an einem Nagel, und wenn manchmal seine Großmutter von einem ihrer Nervenanfälle ergriffen wurde, konnte er ihr beim ersten Röcheln zu Hülfe eilen. In diesem abgelegenen Winkel verlebte er still seine Jünglingszeit. Wie sein Vater, hatte er einen großen Widerwillen gegen das Wirtshausleben und das Umhertreiben am Sonntage. Seine Kameraden verletzten sein Zartgefühl durch ihre rohen Scherze. Er schloß sich immer mehr an seine arme alte Großmutter an, die, wie er sah, von ihren eigenen Kindern vernachlässigt wurde. Und wenn es ihm mitunter in den Sinn kam, daß die Alte wohl für ihre alten Fehler büßen müsse, dann dachte er zugleich: „Ich bin auf der Welt da, um ihr zu verzeihen.“

In einem solchen Kopfe nehmen die republikanischen Ideen naturgemäß einen hohen Flug an.

Silvester las des Nachts zu wiederholten Malen einen Band von Rousseau, den er bei einem benachbarten Krämer ausfindig gemacht hatte. Diese Lektüre hielt ihn bis zum Morgen wach.

Der den Unglücklichen teure Sehnsuchtstraum von

Digitized by Google

sonnigem, allgemeinen Glück, die Worte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit klangen seinem Ohre wie feierliches, heiliges Glockengeläut, bei dem die Gläubigen aufs Knie sinken.

Daher glaubte er denn auch, als er hörte, daß die Republik in Frankreich proklamiert worden sei, daß Alle in himmlischer Glückseligkeit fortan leben würden. Seine Halbbildung brachte es mit sich, daß er weiter sah als die meisten Arbeiter; aber seine tief eingewurzelten naiven Ansichten, seine völlige Menschenunkenntnis führten ihn zu einem theoretischen Traume von einem Eden, in dem die ewige Gerechtigkeit herrscht.

Als er aber wahrnahm, daß doch nicht alles zu best ging in der besten aller Staatsformen, empfand er einen heftigen Schmerz. Er bildete sich nun einen andern Traum, nämlich die Menschen glücklich zu machen, wenn nötig auch mit Gewalt. Alles was gegen das Volk gerichtet war, erregte in ihm einen Grimm bis zum Rachegefühl. Obwohl sonst von milder Gesinnungsart wie ein Kind, hatte er in der Politik den wildesten Haß in sich gesogen. Er, der keiner Fliege etwas zu Leide thun konnte, sprach fortwährend davon, die Waffen zu ergreifen.

Die Freiheit war seine Leidenschaft, die alle seine Fibern in Bewegung setzte. Von Begeisterung verblendet, und zu gleicher Zeit zu unwissend und ungebildet, um tolerant zu sein, wollte er von der menschlichen Schwäche nichts wissen; er wollte eine gänzlich ideale Regierungsform haben, die ganz Gerechtigkeit und Freiheit sein sollte.

In dieser Periode suchte sein Onkel Anton ihn an sich zu ziehen und ihn auf die Rougons zu hetzen. Er sagte sich, daß dieser junge Narr, wenn er nur dazu käme, ihn in der richtigen Weise zu bearbeiten, ein gut Stück Arbeit liefern würde.

Digitized by Google

Er hätte jedoch schon im Anfange beinahe Alles verdorben, weil er in seiner egoistischen Weise die Republik als eine Ära glücklichen Nichtsthuns und endloser Schlemmerei auffaßte, was seinem Neffen bei dessen moralischer Tüchtigkeit widerstrebte. Anton begriff jedoch sofort, daß er auf dem Holzwege war, und fing nun an mit hochtönenden Redensarten um sich zu werfen, die dazu angethan waren, in Silvester eine gute Meinung von seinem Patriotismus zu erwecken.

Bald sahen sich Onkel und Neffe zwei- bis dreimal in der Woche, und während ihrer langen Debatten, in denen es sich um Wohl und Wehe des Landes handelte, suchte Anton den jungen Mann zu überreden, daß der Salon der Rougons das Haupthindernis für das Glück Frankreichs sei.

Aber hier geriet er wiederum auf den falschen Weg, als er seine Mutter eine „alte Durchtriebene" vor Silvester nannte.

Er ging sogar so weit, all die vergangenen Skandalgeschichten der armen Alten wieder aufzutischen, die der junge Mann schamrot, aber ohne ein Wort zu sprechen, anhörte.

Von diesem Tage ab widmete er seiner Großmutter nur noch größere Sorgfalt.

Macquart hatte bald heraus, daß er eine Dummheit begangen hatte, und er suchte sich jetzt die zärtliche Zuneigung Silvesters zu Nutze zu machen dadurch, daß er die Rougons beschuldigte, Adelaide in Einsamkeit und Armut verkommen zu lassen.

Wenn man ihn so anhörte, hätte man denken müssen, daß er immer einer der besten Söhne gewesen sei, sein Bruder aber hätte sich der alten Dide gegenüber auf eine höchst unedle Weise benommen. Er hatte seine Mutter beraubt und jetzt, da sie keinen Sou mehr besäße, schäme er sich ihrer.

Digitized by Google

Über diesen Punkt gab es stundenlanges Geschwätz. Silvester ergrimmte über seinen Onkel Peter zur großen Genugthuung seines Onkels Anton.

Bei jedem Besuche des jungen Mannes wiederholte sich fast dieselbe Szene. Er kam gewöhnlich des Abends, während die Familie Macquart zu Tische saß und Erdäpfelragout speiste. Wenn Jean und Gervaise sich ein Stückchen Speck auf den Teller legten, schielte der Alte stirnrunzelnd sie an.

„Du siehst, Silvester," sagte er dann mit verbissener Wut, die aber doch wie ironische Gleichgültigkeit lauten sollte, „immer Erdäpfel und nichts als Erdäpfel! Weiter kommt nichts mehr auf den Tisch. Fleisch ist nur für die Reichen da."

Silvester, obwohl er nicht viel über die Situation nachdachte, sprach doch einmal mit ruhiger Stimme den Gedanken aus, der ihm schon manchmal auf die Lippen gekommen war:

„Aber, lieber Onkel, Sie sollten arbeiten."

„Ei, jawohl!" hohnlachte Macquart, dessen offene Wunde hierdurch aufs empfindlichste berührt wurde, „Du meinst, ich soll arbeiten, was? Damit diese Hallunken von Reichen noch ihren Vorteil von mir haben sollen! Ich würde vielleicht zwanzig Sous verdienen, mir aber dafür meine gute Laune verderben. Das verlohnt sich wahrlich der Mühe."

„Je nun, man verdient so viel man kann," antwortete der junge Mann. „Zwanzig Sous sind zwanzig Sous und das ist doch eine kleine Beisteuer im Haushalt . . . Übrigens sind Sie ja ein alter Soldat, weshalb bewerben Sie sich nicht um ein Amt?"

Fine stimmte ebenfalls bei, obwohl sie es sofort bereute.

„Das habe ich ihm auch schon immer gesagt," sagte

Digitized by Google

sie. „So hat zum Beispiel der Markthalleninspektor einen Gehülfen nötig; ich habe ihm von meinem Mann gesprochen und er schien nicht abgeneigt zu sein . . .“

Macquart unterbrach sie und sah sie an, als wollte er sie mit den Augen niederschmettern.

„Ei, Du schweig doch,“ brummte er mit verhaltenem Groll, „diese Weiber wissen doch nie, was sie reden! Man will nichts von mir wissen. Man kennt meine Meinung nur zu gut.“

Wenn Jean nach dem Essen eine Zeitung zur Hand nahm, sagte er:

„Du thätest besser daran, schlafen zu gehen. Morgen kannst Du sonst nicht zur Zeit aufstehen und verlierst Deinen Tagelohn . . . Wenn ich bedenke, daß dieser Schlingel acht Frank letzte Woche weniger nach Hause gebracht hat! Aber ich habe seinen Prinzipal gebeten, ihm nicht mehr das Geld in die Finger zu geben. Ich werde es selbst abholen.“

Jean ging schlafen, um nicht weiter die Anschuldigungen seines Vaters anhören zu müssen. Er sympathisierte nicht besonders mit Silvester; die Politik war ihm langweilig.

Nun blieben nur noch die Frauen da. Wenn diese zufälligerweise leise miteinander plauderten, nachdem der Tisch abgedeckt worden war, schrie Macquart:

„Nein, diese Faulenzerei! giebt's denn nichts auszubessern, zu flicken oder zu stopfen? Wir gehen schon ganz in Lumpen . . . Höre mal, Gervaise, ich bin bei Deiner Prinzipalin gewesen und habe da nette Geschichten von Dir zu hören bekommen. Du bist zu nichts mehr zu gebrauchen.“

Gervaise, ein großes Mädchen von über zwanzig Jahren, errötete darüber, in Silvesters Gegenwart so ge-

Digitized by Google

ſcholten zu werden. Dieſem ſelbſt ward es ebenfalls unbehaglich. Er hatte von ihr ſchon allerlei ſprechen hören, was ſeinen ſtrengen Grundſätzen zuwider lief.

Wenn die beiden Frauen das Nähzeug zur Hand genommen hatten und ſich beim Flicken die Augen verdarben, machte Anton es ſich im beſten Seſſel bequem, ſchmauchte ſein Pfeifchen und genoß voller Behagen ſein Nichtsthun.

Das war die Stunde, in der der alte Schuft die Reichen anklagte, das Blut aus dem Schweiß des Volkes für ſich zu verwenden. Die kommuniſtiſchen Brocken, die er des Morgens in den Zeitungen aufgeſchnappt hatte, nahmen ſich in ſeinem Munde grotesk aus. Er ſprach von einer nahen Zeit, wo niemand mehr zu arbeiten brauchen würde. Aber unter anderm kam er immer wieder auf die Rougons zurück.

„Ich habe dieſe lumpige Felicitas geſehen," ſagte er, „ſie kaufte heute Morgen ein Huhn in der Markthalle ... Sie eſſen Huhn, dieſe Erbſchleicher!"

„Tante Dide," antwortete Silveſter, „behauptet, daß mein Onkel Peter Ihnen Gutes erwieſen hat bei Ihrer Rückkehr aus dem Dienſt. Hat er nicht eine beträchtliche Summe verausgabt, um Sie zu kleiden und für die Wohnung?"

„Eine beträchtliche Summe!" heulte Macquart außer ſich. „Deine Großmutter iſt nicht recht geſcheit! ... Dies Gerücht ſtammt von den Räubern ſelbſt her, um mir den Mund zu ſtopfen. Ich habe nichts bekommen."

Fine machte nochmals eine übelangebrachte Zwiſchenbemerkung, indem ſie ihren Mann an die zweihundert Franken erinnerte, an die Kleider und die für ihn gezahlte Jahresmiete.

Anton aber ſchrie, ſie ſolle den Mund halten.

„Zweihundert Franken! Alle Achtung!" ſchrie er. „Ich

Digitized by Google

aber will, was mir zukommt, das sind zehntausend Frank, aber keinen alten Überzieher, den mir Peter gegeben hat, weil er ihm schon zu schlecht war, so schmutzig und durchlöchert war er!"

Er log; aber niemand widersprach ihm mehr, da er zu aufgebracht war.

Dann wandte er sich an Silvester und suchte auch diesen aufzuhetzen:

„Du bist auch recht naiv, daß Du ihre Partei ergreifst!" meinte er. „Sie haben Deine Mutter beraubt und die brave Frau wäre noch nicht tot, wenn sie bessere Pflege gehabt hätte."

„Da sind Sie nicht recht berichtet, Oheim," sagte der junge Mann, „meine Mutter ist nicht gestorben, weil es ihr an Pflege gebrach; auch weiß ich, daß mein Vater nie etwas von der Familie seiner Frau würde angenommen haben."

„Papperlapapp! Rede mir doch so 'was nicht vor! Dein Vater würde gerade so gut wie jeder andere das Geld genommen haben. Wir sind unwürdigerweise hintergangen worden und müssen sehen, wieder zu dem unsrigen zu kommen."

Und Macquart fing zum hundertstenmal die Geschichte von den fünfzigtausend Frank an. Sein Neffe, der sie schon auswendig wußte samt allen Varianten, mit denen der Onkel sie ausschmückte, hörte ihm etwas ungeduldig zu.

„Wenn Du ein Mann wärst," sagte Anton zum Schluß, „so würdest Du eines Tages mit mir gehen und dann würden wir einen Höllenspektakel bei den Rougons anstellen. Nicht eher würden wir fortgehen, als bis man uns das Geld gegeben hätte."

Silvester wurde aber ernst und antwortete bestimmt: „Wenn diese Leute uns betrogen haben, so ist es

Digitized by Google

schlimm genug für sie. Ich will ihr Geld nicht haben. Sehen Sie, Onkel, es kommt uns nicht zu, unsere Familie schlecht zu machen, sie haben schlecht gehandelt und werden dereinst schrecklich dafür gestraft werden."

„Ach, wie unschuldig!" rief der Onkel. „Wenn wir erst das Heft in Händen haben, sollst Du sehen, daß ich meine kleine Rechnung allein einkassieren werde. Als ob der liebe Gott sich um uns kümmerte! Unsere Familie ist eine durch und durch gemeine Familie! Ich könnte vor Hunger eher umkommen, bevor einer dieser Schurken mir auch nur ein Stückchen trocken Brot hinwerfen würde."

Wenn Macquart auf dies Kapitel zu sprechen kam, konnte er nicht aufhören.

„Ja ja," wiederholte er, „sie würden mich wie einen Hund verrecken lassen."

Gervaise sagte dann zuweilen, ohne von ihrer Näharbeit aufzublicken, schüchtern:

„Aber, Papa, mein Kousin Pascal ist uns doch im letzten Jahr, als Du krank warst, hülfreich gewesen."

„Er hat Dich behandelt," fuhr Fine fort, „ohne auch nur einen Pfennig dafür zu verlangen, und oft hat er mir ein Fünffrankstück in die Hand gedrückt, um die Bouillon dafür machen zu können."

„Ja der! Der hätte mich auch umkommen lassen, wenn ich nicht eine so gute Konstitution gehabt hätte", rief Macquart aus. „Schweigt doch still, Ihr Dummköpfe! Sie würden es alle am liebsten sehen, wenn ich tot wäre. Wenn ich noch einmal krank werden sollte, so bitte ich Euch, nicht mehr meinen Neffen zu holen, denn ich würde schon nicht mehr so ruhig sein, wenn ich mich unter seinen Händen wüßte. Das ist ein Fünfzig-Pfennig-Doktor; er hat noch nicht einmal eine einzige Person von Stande in seiner Kundschaft."

Digitized by Google

Und da Macquart einmal dabei war, ließ er seinen Zornesgefühlen freien Lauf.

„Das ist gerade so mit dem giftigen Aristides, diesem Verräter. Läßt Du Dich etwa durch seine Artikel im „Indepéndant" hinters Licht führen, Silvester? Dann wärest Du ein rechter Narr. Sie sind nicht einmal französisch geschrieben, diese Artikel. Ich habe's immer gesagt, daß dieser Schmuggel-Republikaner Eines Sinnes ist mit seinem würdigen Vater und uns nur zum Besten hält. Du wirst sehen, wie er den Mantel wird nach dem Winde hängen . . . Und sein Bruder, der berühmte Eugen, dieser arge Dummkopf, von dem die Rougons soviel Aufhebens machen! Haben sie nicht die Unverfrorenheit zu behaupten, daß er in Paris eine schöne Stellung inne hat?! Ich kenne diese Stellung. Er ist in der Jerusalemer Straße angestellt; er ist ein Spion . . ."

„Wer hat Ihnen das gesagt? Sie wissen doch davon nichts," unterbrach ihn Silvester, dessen Rechtlichkeitsgefühl durch die unwahren Anklagen seines Onkels verletzt wurde.

„Was? Ich weiß nichts davon? Glaubst Du das wirklich? Ich sage Dir, daß er ein Spion ist . . . Mit Deiner Gutmütigkeit kommst Du nicht durch, da werden sie Dich noch einmal scheren wie ein Schaf. Du bist kein Mann. Ich will Deinem Bruder Franz nichts Übles nachsagen, aber an Deiner Stelle würde ich mich doch hübsch über die knauserige Manier, die er Dir gegenüber herauskehrt, ärgern. Er verdient schweres Geld in Marseille und schickt Dir nicht einmal ein elendes Zwanzigfrankstück zum Taschengelde. Wenn es Dir eines Tages schlecht geht, so rate ich Dir, Dich nicht an ihn zu wenden."

„Ich brauche Keinen," antwortete der junge Mann stolz und etwas erregt. „Meine Arbeit reicht für uns

Digitized by Google

hin, für mich und Tante Dide. Sie sind ungerecht, lieber Onkel."

„Nein; ich sage nur die Wahrheit, das ist Alles . . . Ich wollte Dir die Augen öffnen. Unsere Familie ist eine schmutzige Familie; das ist traurig aber wahr . . . Selbst der kleine Bengel Maximus, der Sohn des Aristides, der kaum neun Jahre alt ist, streckt mir die Zunge aus, wenn er mich begegnet. Dieses Kind wird noch einmal seine eigene Mutter durchhauen, und dann wirds ihr recht geschehen. Alle diese Leutchen verdienen es nicht, daß es ihnen gut geht, aber das ist schon immer so gewesen in den Familien: die guten leiden Hunger und die schlechten machen ihr Glück."

Alle diese schmutzige Wäsche, die Macquart vor dem jungen Mann wusch, ging diesem sehr zu Herzen.

Anton wandte schließlich noch andere Mittel an, um ihn gegen seine Verwandten aufzubringen.

„Verteidige sie nur! sprich ihnen nur zu Munde!" sagte er anscheinend ruhig. „Ich habe mich im großen und ganzen so mit ihnen abgefunden, daß ich nichts mehr mit ihnen zu thun haben will. Was ich dabei hervorheben möchte, wenn ich davon überhaupt spreche, geschieht nur aus Zärtlichkeit für meine arme Mutter, welche von dieser ganzen Klique in wahrhaft empörender Weise behandelt wird."

„Es sind Elende!" murmelte Silvester.

„Ach, Du siehst und hörst ja nichts. Wenn's bloß Schimpfworte wären, die die Rougons der braven Frau sagen, so ließe ich mir das noch gefallen. Aristides hat seinem Sohn verboten, sie jemals zu grüßen, und Felicitas spricht davon, sie in einer Irrenanstalt unterbringen zu lassen."

Digitized by Google

Der junge Mann war bleich wie die weiße Wand geworden und unterbrach seinen Onkel plötzlich.

„Hört auf!“ rief er, „ich will nichts weiter davon wissen. Das muß alles sein Ende nehmen.“

„Ich schweige, da dies Dich aufregt,“ versetzte der alte Schuft mit treuherziger Miene. „Es giebt indessen Dinge, die Du durchaus wissen mußt, wenn Du nicht die Rolle eines Dummkopfes spielen willst.“

Macquart fühlte eine innige Freude bei diesem Aufhetzen, wenn Thränen des Schmerzes in des Jünglings Augen traten. Er war ihm vielleicht noch mehr als die Andern verhaßt, weil er ein ausgezeichneter Arbeiter war und niemals trank. Deshalb erzählte er die grausamsten Dinge, damit sie das Herz des armen Jungen verwunden sollten. Dann freute er sich an seinem Blaßwerden, dem Beben seiner Hände, an seinen herzerschütternden Blicken mit all dem Behagen eines boshaften Charakters, der seine Schläge nach Berechnung austeilt. Wenn er so Silvester in die gehörige Stimmung versetzt hatte, fing er von Politik zu sprechen an.

„Man hat mir versichert,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „daß die Rougons einen Bubenstreich im Schilde führen.“

„Einen Bubenstreich?“ fragte Silvester aufmerksam.

„Jawohl, man will sich in einer der nächsten Nächte aller guten Bürger bemächtigen und sie ins Gefängnis werfen.“

Der junge Mann zweifelte anfänglich, aber sein Oheim gab ihm so genaue Details, sprach von den Proskriptionslisten, von Zeit und Stunde des Komplotts mit solcher Bestimmtheit, daß Silvester allmählich mit diesem Ammenmärchen sich beschwindeln ließ und heftig gegen die Feinde der Republik losdonnerte.

Digitized by Google

„Sie sind's," rief er, „die uns zur Ohnmacht zurückführen, wenn sie fortwährend das Land verraten. Und was wollen sie denn mit den Bürgern, die sie arretieren, anfangen?"

„Was sie damit anfangen wollen?" antwortete Macquart mit einem trocknen Lachen, „nun, sie werden in den unterirdischen Gräben der Gefängnisse einfach erschossen."

Und als der junge Mann starr vor Schreck kein Wort hervorbringen konnte, sondern ihn nur anschaute, fuhr er fort: „Das sind nicht die ersten, die man niedermeuchelt. Du brauchst bloß des Abends hinter dem Gerichtsgebäude aufzupassen, da wirst Du schon Flintenschüsse und Seufzer genug zu hören bekommen.

„O wie schändlich!" murmelte Silvester.

So führte der Oheim seinen Neffen in die hohe Politik ein. Fine und Gervaise gingen leise schlafen, ohne Aufsehen zu erregen. Die beiden Männer aber blieben bis Mitternacht zusammen und erörterten die neuesten Nachrichten von Paris oder sprachen von dem bevorstehenden unvermeidlichen Kampfe.

Der Onkel schenkte sich während dieser Unterhaltung eine Anzahl kleine Schnäpschen ein, während der Neffe trunken ward von der Begeisterung freiheitlicher Ideale.

Übrigens gelang es nicht, Silvester zu Feindseligkeiten gegen Peter Rougons Familie hinzureißen, so groß auch sonst der Einfluß Antons auf ihn ward.

Als Silvester sechzehn Jahre alt geworden war, führte Macquart ihn in die geheime Gesellschaft der „Bergbewohner" ein, die über den ganzen Süden Frankreichs verbreitet ist. Seit dieser Zeit verschlang der junge Republikaner die alte Büchse des Wilddiebs und Schmugglers mit seinen Blicken, die Adelaide über dem Kamin aufge-

Digitized by Google

hängt hatte. Eines Nachts, als seine Großmutter schlief, reinigte er sie und setzte sie in Stand. Dann hing er sie wieder an den Nagel und wartete. Er sah sich im Geiste schon als Teilnehmer der Freiheitskämpfe, denen die ganze Welt stürmisch Beifall zujauchzen würde.

Macquart sagte sich, daß er, um die Rougons zu verderben, ganz allein hinreichen würde, wenn er sie nur erst an die Wand gedrückt hätte. Seine Wut wurde noch durch die Notwendigkeit vergrößert, wieder ernstlich an die Arbeit zu gehen.

In den ersten Tagen des Jahres 1850 starb Fine plötzlich an der Brustentzündung, die sie sich beim Waschen der Familienwäsche an der Viorne geholt hatte, als sie dieselbe feucht wie sie war auf ihrem schwitzenden Rücken nach Hause geschleppt hatte. Dieser Tod setzte Macquart in heillose Bestürzung. Sein gesichertes Auskommen fiel damit weg. Als er nach einigen Tagen den Waschkessel und den Kastanienbratofen verkaufte, so wie das Handwerkszeug, das seiner Frau zur Reparatur der Strohsessel gedient hatte, da klagte er Gott und Menschen an, ihm die Verblichene geraubt zu haben. Während sie lebte, hatte er sich ihrer geschämt, jetzt aber fühlte er erst ganz den Wert der Toten. Nunmehr stürzte er sich mit um so größerer Gier auf den Verdienst seiner Kinder. Aber Gervaise ging schon einen Monat später mit ihren beiden Kindern und Lantier, dessen Mutter gestorben war, von ihm fort, da sie seiner fortwährenden Geldforderungen überdrüssig war. Das Liebespärchen begab sich nach Paris.

Anton war außer sich und wütend über seine Tochter, der er nachrief, sie werde noch im Hospital umkommen, wie es solchen Kindern gebühre. Aber durch seine Schimpfereien verbesserte sich seine Lage nicht.

Jean folgte bald dem Beispiel seiner Schwester. Er

Digitized by Google

wartete einen Zahltag ab, richtete es so ein, daß er selbst sein Geld in die Hände bekam, und sagte beim Weggehen zu einem seiner Freunde, der es dem Vater Anton wieder erzählte, daß er seinen Faulpelz von Vater nicht länger ernähren wollte und daß er, wenn dieser es sich beikommen lassen sollte, ihn durch Gendarmen zurückbringen zu lassen, entschlossen sei, weder den Hobel noch eine Säge anzurühren.

Als Anton am andern Morgen ihn vergeblich gesucht hatte und sich ohne einen Sou allein in der Wohnung befand, wo er sich zwanzig Jahre hindurch hatte nähren lassen, geriet er in die fürchterlichste Wut, die er an den Möbel ausließ, und stieß heulend die abscheulichsten Verwünschungen aus. Dann wieder winselte er wie ein Kind. Die Aussicht, wirklich arbeiten zu müssen, machte ihn faktisch krank. Als Silvester abends kam, beklagte er sich unter Thränen über seine undankbaren Kinder. War er nicht immer ein guter Vater gewesen? Aber Jean und Gervaise seien Ungeheuer, die ihn schlecht lohnten für Alles, was er für sie gethan habe. Jetzt ließen sie ihn im Stich, weil er alt sei und sie nichts mehr von ihm ablocken könnten.

„Aber, lieber Onkel," sagte Silvester, „Sie stehen doch noch in einem Alter, in dem man arbeiten kann."

Macquart hustete, krümmte sich und schüttelte traurig den Kopf, als wenn er sagen wollte, daß er keiner Anstrengung mehr gewachsen sei. Als sein Neffe von ihm ging, borgte er ihm zehn Frank ab. So lebte er einen Monat hindurch vom Verkauf der alten Effekten seiner Kinder und der kleinen Wirtschaftsgeräte. Bald hatte er nichts weiter, als einen Tisch, einen Stuhl und die Kleider auf dem Leibe. Als alle seine Hilfsquellen erschöpft waren, weinte er vor Wut und machte sich mit der verzweifelten Resignation eines Menschen, der beschlossen hat, sich das

Digitized by Google

Leben zu nehmen, daran, das Päckchen Weidenruten hervorzuholen, das ein Vierteljahrhundert lang vergessen dagelegen hatte. Als er es aufhob, war es ihm als sollte er einen steilen Berg besteigen. Und während er dann wieder Körbe flocht, klagte er das ganze Menschengeschlecht an, ihn verlassen zu haben. In dieser Zeit namentlich war es sein Lieblingsgespräch, mit den Reichen teilen zu wollen. In der Kaffeeschenke, in welcher er unbegrenzten Kredit hatte, zeigte er sich als radikaler Wüterich. Übrigens arbeitete er nicht, wenn er von Silvester oder einem Zechgenossen ein Hundertsousstück leihweise erhalten hatte. Er war nicht mehr der fein geschniegelte, rasierte „Herr" Macquart, sondern der auf seine Lumpen spekulierende, schmutzige arme Teufel, der Arbeiter wider Willen mit dem großen Maul.

Seitdem er wieder an fast jedem Markttage in der Halle saß, um seine Körbe zu verkaufen, wagte Felicitas es nicht, dorthin zu gehen. Einmal hatte er mit ihr einen entsetzlichen Auftritt gehabt. Sein Haß gegen die Rougons wuchs mit seiner Armut.

In dieser geistigen Verfassung nahm er die Kunde von dem Staatsstreich mit großer Freude auf, wie ein Hund, der Jagdbeute wittert. Er wurde einer der thätigsten Agenten der Insurrektion. Trotzdem man ihn als Faulpelz verachtete, scharten sich doch die Arbeiter um ihn, namentlich da, als der Aufstand der umliegenden Ortschaften ruchbar wurde. Um nichts in der Welt würde er aus Plassans gegangen sein, daher suchte er nach einem Vorwande, den Arbeitern, die sich Sonntag Morgens zu den übrigen Aufständischen begaben, nicht folgen zu dürfen. Am Abend desselben Tages saß er mit einigen Getreuen in einer Spelunke, als ein Genosse hereinstürzte und die Nachricht brachte, daß die Insurgenten nur noch wenige

Digitized by Google

Kilometer von Plassans entfernt seien. Das war ein Frohlocken und Jauchzen!

Macquart namentlich raste förmlich vor Begeisterung. Die unvermutete Ankunft der Insurgenten erschien ihm im Lichte einer ihm günstigen Vorsehung, und seine Hände zitterten bei dem Gedanken, daß er nunmehr bald die Rougons werde an der Kehle packen können.

Anton und seine Freunde eilten aus dem Wirtshause. Alle Republikaner, die noch nicht die Stadt verlassen hatten, waren auf der Promenade Saubaire versammelt. Das war dieselbe Bande, die Rougon bemerkt hatte, als er zu seiner Mutter sich begeben wollte, um sich dort zu verstecken. Als die Bande an der Rue de la Banne angelangt war, hielt Macquart, der sich im Hintergrund aufgehalten hatte, vier derbe Kerle von geringer Fassungskraft zurück, die er ganz mit seiner Großmäuligkeit beherrschte, und überredete sie ohne viel Mühe, daß man auf der Stelle die Feinde der Republik festnehmen müsse, um größerem Unheil vorzubeugen. Die vier Kerle folgten ihm denn auch mit musterhafter Gelehrigkeit, und man pochte an der Rougonschen Thür. Felicitas benahm sich unter diesen kritischen Verhältnissen mit bewunderungswürdigem Mut. Sie kam herunter und öffnete die Hausthür.

„Wir wollen bei Dir einkehren," sagte Macquart rücksichtslos.

„Gut, meine Herren, kehren Sie ein," antwortete sie mit ironischer Höflichkeit, indem sie sich stellte, als kenne sie ihren Schwager gar nicht.

Oben angelangt, befahl Macquart ihr, ihren Gatten herbeizurufen.

„Mein Mann ist nicht hier," sagte sie ruhig, „er ist auf einer kleinen Geschäftsreise; heut Abend um sechs Uhr ist er mit der Post nach Marseille abgefahren."

Digitized by Google

Anton bebte vor Wut. Er drang gewaltsam in den Salon ein, ging in die Schlafkammer, durchstöberte das Bett, sah hinter die Vorhänge und unter die Möbel. Die vier Kerle halfen ihm hierbei. Eine Viertelstunde lang durchsuchten sie das Haus, während Felicitas gemütlich auf dem Kanapee im Salon saß und so that, als sei sie während des Schlafes überrascht worden und bringe noch ihre Toilette in Ordnung.

„Das hat seine Richtigkeit, der Feigling hat sich aus dem Staube gemacht!" stotterte Macquart, der noch überall argwöhnisch sich umblickte, da ihm eine Ahnung sagte, daß Peter unmöglich weit ab sein könne.

„Nenne uns den Ort, wo sich Dein Mann versteckt hält," sagte Anton zu Felicitas, die gähnte.

„Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt," antwortete diese ungeduldig. „Ich kann Ihnen doch nicht meinen Mann ausliefern, wenn er nicht da ist. Sie haben ja selbst überall nachgesehen, nicht wahr? Lassen Sie mich jetzt in Ruhe."

Macquart wurde durch diese Kaltblütigkeit so empört, daß er sie am liebsten geschlagen hätte. Er begnügte sich doch damit, ihr mit der Faust zu drohen, auf sie zu schimpfen und ihr eine baldige Wiederholung seines Besuchs in Aussicht zu stellen. Unten an der Treppe befahl er dem vierschrötigsten der vier Kerle, sich als Wache auf die Treppenstufen zu setzen und sich nicht eher von der Stelle zu rühren, bis er neue Ordre erhielte.

„Du kommst und benachrichtigst mich," sagte er zu ihm, „wenn Du den Hallunken nach Hause kommen siehst."

Der Mann setzte sich schwerfällig hin. Macquart blickte noch einmal nach oben zu den Fenstern empor und sah wie Felicitas neugierig den Vorbeimarsch der Insurgenten sich ansah, als wenn es sich um den Durchmarsch

Digitized by Google

eines Regiments Soldaten durch die Stadt in Friedenszeiten gehandelt hätte. Dieser Beweis von Kaltblütigkeit reizte ihn derart, daß er schon wieder hinaufgehen wollte, um die Alte aus dem Fenster zu werfen. Er folgte jedoch der Kolonne, indem er murmelte: „Ja, ja, sieh nur zu, wie wir vorbeiziehen. Wir wollen doch sehen, ob Du auch morgen noch Dich auf dem Balkon zeigen wirst."

Es war beinahe elf Uhr, als die Insurgenten durch das Römerthor in die Stadt einrückten. An der Tête marschierten die Republikaner aus Plassans, welche die Andern führten, unter ihnen befanden sich Miette und Silvester; erstere trug die Fahne ohne jegliche Scheu mit einer Art von Triumph. Anfänglich hatte man gefürchtet, daß ihrem Einzug bewaffneter Widerstand entgegengesetzt werden würde, doch ließ sich kein reaktionärer Feind blicken.

So gelangten die dreitausend Mann auf den Marktplatz und auf den Stadthaus-Platz, die mit einander durch eine kurze, breite Straße verbunden sind. Der Mond beleuchtete die ganze Szene. Auf dem Balkon des Stadthauses konnte man den Maire, den Major Sicardot, drei bis vier Stadträte und andere Spitzen der Behörde wahrnehmen, die von der Ankunft der Insurgenten zu dieser Stunde nicht sehr erbaut zu sein schienen.

Sicardot hatte sich in seine Uniform gesteckt, dann den Maire geweckt und mit genauer Not etwa zwanzig Nationalgardisten um sich geschaart. Die Gendarmen konnten in der Kürze der Zeit nicht einmal benachrichtigt werden. Dann waren die Insurgenten vor der Mairie angekommen.

Herr Garçonnet hielt eine Art von Kriegsrat ab, in dem nur Sicardot fürs Dreinschlagen war. Er behauptete, zwanzig Mann genügten, um dieses dreitausend Mann starke Gesindel zu vertreiben. Schließlich drang die Meinung

Digitized by Google

des Maires durch, daß man auf eine ehrenvolle Art zu kapitulieren suchen müsse.

Da der Lärm zunahm, begab er sich auf den Balkon, wohin ihm alle übrigen Anwesenden folgten. Allmählich entstand Stillschweigen.

„Wer seid Ihr, und was wollt Ihr?“ rief der Maire mit starker Stimme.

Hierauf trat ein Mann im Überrock, ein Hausbesitzer aus la Palud, vor und sagte, ohne auf die Fragen des Herrn Garçonnet zu antworten:

„Öffnen Sie das Thor! Vermeiden Sie einen bruder mörderischen Kampf!“

„Ich fordere Euch auf, Euch zurückzuziehen,“ versetzte der Maire. „Ich lege Protest ein im Namen des Gesetzes.“

Diese Worte erregten in der Menge einen Sturm von Ausrufungen. Als der Tumult sich ein wenig gelegt hatte, hörte man Stimmen rufen.

„Wir sind ja gerade im Namen des Gesetzes hier!“

„Ihre Pflicht als Beamter ist es, das Grundgesetz des Landes, die Konstitution, aufrecht zu erhalten, die auf das empörendste verletzt ist.“

„Es lebe die Konstitution! Es lebe die Republik!“

Und als Herr Garçonnet sich verständlich zu machen suchte und seine Eigenschaft als Beamter hervorhob, unterbrach ihn der Hausbesitzer aus la Palud, der noch unter dem Balkon stand, mit großem Nachdruck.

„Sie sind nichts weiter,“ sagte er, „als der Beamte eines abgedankten Beamten; wir kommen, um Sie Ihres Amtes zu entheben.“

Bei diesen Worten konnte der Major Sicardot sich nicht länger halten. Er rief:

„Ihr Gesindel! Wenn ich nur vier Mann und einen

Digitized by Google

Gefreiten hätte, so würde ich herunter kommen und Euch schon den nötigen Respekt beibringen."

Ein langanhaltender Schrei lief durch die Menge, die sich auf die Thüren der Maire stürzte. In zwei Minuten gab dieselbe nach, und das Volk drang in die Mairie und entwaffnete die Nationalgardisten. Sicardot, der seinen Degen nicht abgeben wollte, mußte von einem Anführer der Insurgenten beschützt werden, sonst hätte man ihn in der Erbitterung niedergemacht. Nachdem so das Stadthaus genommen worden war, brachten sie die Gefangenen in ein kleines Kaffeehaus am Marktplatz, wo sie sorgfältig bewacht wurden.

Anstatt direkt auf die Departementshauptstadt loszugehen, hatte der improvisierte Kommandant der Insurgenten es für nötig gehalten, in Plassans seine Leute etwas Nahrungsmittel zu sich nehmen zu lassen und eine Rast von einigen Stunden zu halten. Durch diese unverzeihliche Rücksicht machte er einen langen Umweg, der ihn ins Verderben führen sollte.

Es war mittlerweile halb elf Uhr geworden.

Als Herr Garçonnet hörte, daß die Bande Lebensmittel verlangte, erbot er sich, solche zu besorgen. Er zeigte sich so der Lage gewachsen. Diese dreitausend Ausgehungerten sollten befriedigt werden, es war durchaus nicht nötig, daß Plassans bei seinem Erwachen diese Leute noch auf den Trottoirs sitzend vorfinden sollte. Wenn sie noch vor Tagesanbruch sich fortmachten, so wäre ihr Durchzug nichts weiter gewesen als ein böser Traum, als ein Alpdrücken, das beim Morgengrauen vergeht. Obwohl er Gefangener blieb, ging Herr Garçonnet, von zwei Wächtern gefolgt, zu den Bäckern und ließ den Insurgenten allen Vorrat von Brot, den er auftreiben konnte, verteilen.

Gegen ein Uhr aßen die dreitausend an der Erde

Digitized by Google

hingekauerten Leute, die Waffen zwischen ihren Füßen. Der Markt- und Stadthaus-Platz waren in ungeheure Refektorien umgeschaffen. Trotz der empfindlichen Kälte hörte man doch Witzworte in diesem Gewimmel, dessen Gruppen vom klaren Mondlicht deutlich beschienen wurden. Die armen Ausgehungerten verzehrten fröhlich ihr Stückchen Brot und bliesen sich in die erstarrten Finger. An den Fenstern standen einige kühne neugierige Frauen, die im Nachtgewande diese schrecklichen, blutdürstigen Insurgenten beobachteten, wie sie der Reihe nach an der Pumpe des Marktplatzes aus der hohlen Hand tranken.

Während dieser Zeit war die Gendarmerie ebenfalls in die Hände des Volkes gefallen. Die Gendarmen wurden in ihren Betten überrascht und in wenigen Minuten entwaffnet.

Miette und Silvester waren durch das Gedränge der Menge nach dieser Seite hin verschlagen worden. Miette blieb mit der Fahne an der Mauer stehen, ohne daß sie weiter gekonnt hätte, während der junge Mann, durch die Menschenflut getrieben, ins Innere eindrang und seinen Genossen half, den Gendarmen ihre Karabiner zu entreißen, die sie in aller Eile ergriffen hatten. Silvester, von Kampfesmut fortgerissen, stürzte sich auf einen großen Teufel von Gendarmen, namens Rengade, mit dem er einige Augenblicke rang. Es gelang ihm, demselben den Karabiner zu entwinden, wobei der Lauf der Waffe heftig in Rengades Gesicht schlug, so daß ihm ein Auge auslief. Das Blut floß hernieder und besudelte Silvesters Hände, der sofort von seinem Kampfesrausch ernüchtert ward. Er sah das Blut auf seinen Händen, ließ den Karabiner los und lief schnell, den Kopf verlierend, davon.

„Du bist verwundet!“ rief Miette.

„Nein, nein,“ antwortete er mit erstickter Stimme, „ich habe soeben einen Gendarmen getötet.“

Digitized by Google

„Ist er tot?"

„Ich weiß es nicht, er war im Gesicht ganz blutig. Komm schnell!"

Er zog das junge Mädchen mit sich fort. In der Halle angelangt, sagte er ihr, sie möchte sich auf eine der steinernen Bänke setzen und ihn dort erwarten. Er wolle nur zu seiner Großmutter eilen und ihr Lebewohl sagen, bevor er abmarschierte.

„Gut, geh nur hin," sagte sie. „Sei meinetwegen nicht in Unruhe! Wasche Deine Hände!"

Er eilte rasch davon und hielt die Finger gespreizt von sich, ohne daran zu denken, das Blut an einem der Brunnen, an denen er vorüberkam, abzuwaschen. Er empfand ein unwiderstehliches Bedürfnis, wenn auch nur eine Minute, seine Großmutter zu sehen. Keuchend kam er dort an. Tante Dide war noch nicht zu Bett gegangen; der Onkel Rougon saß in einer Ecke auf dem alten Koffer, ohne daß Silvester ihn bemerkte.

„Großmutter," rief er, „Du wirst es mir wohl verzeihen ... Ich will mit den Andern abmarschieren ... Du siehst, ich bin bereits blutig ... Ich glaube, ich habe einen Gendarmen getötet."

„Du hast einen Gendarmen getötet?!" wiederholte Tante Dide mit seltsamer Betonung.

In ihren Augen flammte es auf, als sie die blutenden Hände sah. Plötzlich drehte sie sich nach der Kaminseite hin.

„Du hast die Flinte genommen," sagte sie; „wo ist die Flinte?"

Silvester, der die Büchse bei Miette gelassen hatte, schwor ihr, daß die Waffe in Sicherheit sei. Zum ersten Male machte Adelaide in Gegenwart ihres Enkels eine Anspielung auf den Schmuggler Macquart.

Digitized by Google

„Du wirst die Flinte zurückbringen! Du versprichst es mir!“ sagte sie mit eigentümlicher Energie ... „Es ist Alles, was ich von ihm habe ... Du hast einen Gendarmen getötet ... Er ist von den Gendarmen getötet worden.“

Sie sah noch immer Silvester fest an mit einer Miene grausamer Genugthung, ohne daran zu denken, ihn zurückzuhalten. Sie verlangte keine Auseinandersetzung von ihm; sie weinte nicht, wie die guten Großmütterchen zu thun pflegen, wenn sie sehen, daß ihr Enkelchen irgend eine unbedeutende Schramme erhalten hat. Ihr ganzes Wesen drängte sich in einen Gedanken zusammen, dem sie schließlich, brennend vor Neugier, folgenden Ausdruck gab.

„Hast Du mit der Flinte den Gendarmen getötet?“ fragte sie.

Ohne Zweifel hörte Silvester schlecht oder begriff nicht, was sie damit sagen wollte.

„Ja,“ antwortete er ... „Ich will mir jetzt die Hände waschen.“

Erst als er vom Brunnen wieder in die Stube trat, bemerkte er seinen Oheim. Peter hatte sich bei den Worten des Jünglings entfärbt. Wirklich, Felicitas hatte Recht, seine Familie fand Vergnügen daran, sich zu kompromittieren. Da tötete nun einer seiner Neffen einen Gendarmen! Nie würde er den Einnehmerposten erhalten, wenn er nicht diesen wütenden Narren daran hinderte, zu den Insurgenten zu stoßen. Er stellte sich vor die Thür, entschlossen ihn nicht hinaus zu lassen.

„Höre,“ sagte er zu Silvester, der ganz überrascht war, ihn hier anzutreffen, „ich bin das Oberhaupt der Familie; ich verbiete Dir, dieses Haus zu verlassen. Es handelt sich um Deine und unsere Ehre. Morgen werde

Digitized by Google

ich es möglich zu machen suchen, daß Du über die Grenze kommst."

Silvester zuckte die Achseln.

„Lassen Sie mich durch," antwortete er ruhig. „Ich bin kein Spion und werde Ihren Schlupfwinkel nicht verraten. Seien Sie deshalb ganz ruhig."

Und da Rougon fortfuhr, von der Würde der Familie und der Autorität zu sprechen, die ihm seine Eigenschaft als Erstgeborener gäbe, erwiderte der junge Mann:

„Bin ich denn von Ihrer Familie? Sie haben mich doch stets verleugnet . . . Heute hat Sie die Furcht hierher getrieben, weil Sie wohl fühlen, daß der Tag der Gerechtigkeit gekommen ist. Fort da! Platz! Ich verberge mich nicht; ich habe eine Pflicht zu erfüllen."

Rougon rührte sich nicht. Da legte Tante Dide, welche die heftigen Worte Silvesters mit einer Art von Entzücken gehört hatte, ihre trockene Hand auf den Arm ihres Sohnes.

„Geh weg, Peter," sagte sie, „das Kind muß hinaus."

Der junge Mann stieß seinen Oheim leicht zur Seite und stürzte hinaus. Rougon machte die Thür sorgfältig zu und sagte zu seiner Mutter in drohendem, zornigem Tone:

„Wenn ihm ein Unglück zustößt, so ist es Deine Schuld . . . Du bist eine verrückte Alte, die nicht weiß, was sie thut."

Aber Adelaide schien ihn nicht zu hören; sie warf ein Bündel Holz ins Feuer, das im Erlöschen begriffen war, und murmelte mit einem flüchtigen Lächeln:

„Ich kenne das . . . Er blieb Monate lang draußen, dann aber kam er frischer und gesünder wieder heim."

Sie sprach zweifelsohne von Macquart.

Inzwischen hatte Silvester die Halle im Laufschritt erreicht. Als er sich dem Orte näherte, wo er Miette

Digitized by Google

zurückgelassen hatte, hörte er heftiges Stimmengeräusch und sah eine Ansammlung von Menschen, so daß er seinen Schritt beschleunigte. Eine widerliche Szene hatte sich soeben zugetragen.

Unter den Insurgenten hatten sich Neugierige bewegt, als diese zu essen angefangen hatten. Unter diesen Neugierigen befand sich auch Justin, der Sohn des Rebusat, ein Bursche von zwanzig Jahren, schieläugig und verwachsen der gegen seine Kousine Miette einen unversöhnlichen Haß nährte. Zu Hause gönnte er ihr nicht den Bissen Brot, den sie aß, und behandelte sie wie eine aus Mitleid von der Straße aufgelesene Elende. Vielleicht rührte dieser Haß aus unerwiderter Liebe her. So rächte er sich denn an ihr, wo er konnte, und sein Lieblingsplan war, sie von seinem Vater zum Hause hinauswerfen zu lassen. Daher spionierte er ihr Thun und Treiben aus. Seit einiger Zeit hatte er ihre Stelldicheins mit Silvester auskundschaftet und belauscht und wartete nur eine gute Gelegenheit ab, um alles seinem Vater Rebusat zu hinterbringen. Als er an diesem Abend sah, wie sie gegen acht Uhr aus dem Hause schlich, konnte er nicht länger schweigen.

Rebusat, dem er alles erzählte, geriet in fürchterlichen Zorn und sagte, er würde diese liederliche Dirne mit Fußtritten fortjagen, wenn sie die Kechheit haben sollte, zurückzukommen. Justin hatte sich zu Bett gelegt und labte sich schon im voraus an der Szene, die am andern Morgen stattfinden würde. Sodann ließ es ihm jedoch keine Ruhe; er kleidete sich wieder an und ging aus dem Hause. Vielleicht würde er Miette treffen und ihr dann gehörig die Wahrheit sagen. — So sah er den Einzug der Insurgenten mit an, folgte ihnen zum Stadthause und sah schließlich seine Kousine auf der Bank, auf der sie Silvesters Rückkehr erwartete. Als er sie in ihrem großen Umhänge-

Digitized by Google

mantel, die rote Fahne neben sich an einen Pfeiler gelehnt, dasitzen sah, fing er an, sie mit seinem Spott und klobigen Witzen zu verhöhnen. Das junge Mädchen, bestürzt bei seinem Anblick, konnte kein Wort hervorbringen; sie schluchzte nur über seine Beleidigungen, senkte das Haupt und bedeckte das Gesicht mit ihren beiden Händen, während er sie Zuchthäuslerstochter schimpfte und ihr zuschrie, der alte Rebufat werde ihr schon zu einem netten Tänzchen aufspielen, wenn sie es je wagen sollte, nach Hause zurückzukehren. — Eine Viertelstunde hindurch hielt er sie so in der Klemme, daß sie zitterte und bebte. Ein Kreis von Zuschauern hatte sich um sie gebildet, die in ihrer stumpfsinnigen dummen Weise über die traurige Szene lachten. Einige Insurgenten legten sich schließlich ins Mittel und drohten dem jungen Mann mit einer exemplarischen Zurechtweisung, wenn er Miette nicht in Ruhe ließe. Aber Justin erklärte, während er sich rückwärts gehend zurückzog, daß er sich nicht fürchte. In diesem Augenblick erschien Silvester. Der junge Rebufat machte, als er ihn sah, unwillkürlich einen Satz, als wollte er davon laufen; er fürchtete ihn, da er wußte, daß Silvester viel stärker war als er. Er konnte jedoch der prickelnden Begierde, das junge Mädchen noch zu guter Letzt einmal in Gegenwart ihres Liebhabers zu beschimpfen, nicht widerstehen.

„Ach, das dachte ich mir wohl," schrie er, „daß der Wagenbauer nicht weit ab sein würde! Deshalb bist Du ja wohl auch von uns fortgelaufen, um diesem Narren nachzulaufen, nicht wahr? Wie unglücklich sie ist! Noch keine sechzehn Jahre alt! Wann ist die Hochzeit?"

Er machte noch einige Schritte nach rückwärts, da er sah, wie Silvester die Fäuste ballte.

„Und vor allem," fuhr er hohnlachend fort, „laß

Digitized by Google

Dich nicht mehr bei uns sehen. Mein Vater würde Dich mit Fußtritten fortjagen, hörst Du?"

Er lief schreiend mit blutunterlaufenem Gesicht davon, denn Silvester hatte sich mit einem Satz auf ihn gestürzt und mit der Faust einen wuchtigen Hieb ihm gerade ins Gesicht versetzt. Er verfolgte ihn nicht weiter. Als er wieder zu Miette sich wandte, sah er, wie sie sich mit der Handfläche ihre Thränen abtrocknete. Er blickte sie wehmütig an, als wollte er sie trösten; sie aber schüttelte energisch den Kopf, stand auf und sagte:

„Nein, Du siehst, ich weine nicht mehr . . . Es ist gut, daß es so gekommen ist. Ich mache mir jetzt keine Vorwürfe mehr, fortgegangen zu sein. Ich bin nun frei."

Sie nahm wieder die Fahne in die Hand und zog Silvester mit sich fort in den Schwarm der Insurgenten. Es war mittlerweile beinahe zwei Uhr geworden. Die Kälte war so empfindlich, daß die Republikaner sich erhoben hatten, im Stehen ihr Brot aufaßen und sich dadurch zu erwärmen suchten, daß sie auf der Stelle umherhopsten. Die Kolonne bildete sich wieder. Die Gefangenen wurden in die Mitte genommen; außer Herrn Garçonnet und dem Major Sicardot hatten die Insurgenten noch Herrn Peirotte, den Steuereinnehmer, arretiert sowie mehrere Würdenträger, die sie mit sich abführten.

In diesem Augenblick sah man Aristides unter den Gruppen sich bewegen. Der wackere Held hatte gedacht, daß es unklug sein würde, nicht Freund der Republikaner zu bleiben; da er aber auf der andern Seite sich auch nicht mit ihnen kompromittieren wollte, kam er jetzt, um ihnen ein Lebewohl zuzurufen. Den Arm trug er noch in der Binde und beklagte sich bitter über seine verdammte Wunde, die ihm nicht gestattete die Waffen zu ergreifen.

Er stieß in der Menge auf seinen Bruder Pascal, der

Digitized by Google

sich mit einem Besteck und einem kleinen medizinischen Hilfskästchen versehen hatte. Der Arzt zeigte ihm in seiner ruhigen Weise an, daß er den Insurgenten folgen wolle. Aristides warf ihm ganz leise seine Naivetät vor und machte sich schließlich aus dem Staube, da er fürchtete, man könne ihm die Überwachung der Stadt anvertrauen, ein Posten, den er für besonders gefährlich hielt.

Die Insurgenten konnten nicht daran denken, Plassans in ihrer Gewalt zu behalten. Die Stadt war von zu reaktionärem Geiste beseelt, als daß sie es auch nur versuchen sollten, hier eine demokratische Kommission niederzusetzen, wie sie es sonst wohl schon gethan hätten. Sie würden ohne weiteres abgezogen sein, wenn nicht Macquart, von seinem Haß getrieben und mutig gemacht, sich erboten hätte, Plassans in Respekt zu erhalten unter der Bedingung, daß man unter seinem Befehl etwa zwanzig entschossene Männer zurücklasse.

Man gab ihm die zwanzig Mann, an deren Spitze er im Triumphzug sich der Mairie bemächtigte, die er besetzte.

Während dieser Zeit entfernte sich die Kolonne die Promenade Sauvaire entlang durch das Große Thor aus den Straßen, durch die sie wie im Sturmwind gekommen waren und die sie jetzt still und einsam hinter sich ließen.

Weit hinaus erglänzten im Mondenschein die weißen Chausseen.

Miette hatte den Arm Silvesters nicht angenommen; sie marschierte tapfer, in strammer und gerader Haltung mit. Die rote Fahne hielt sie mit beiden Händen, ohne sich über ihre halb erstarrten Hände und ihre blaugefrorenen Finger zu beklagen.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Weit hinaus erglänzten im Mondenlicht die weißen Chausseen.

Die Insurgentenbande setzte ihren Heldenmarsch durch die klare, kalte Landschaft fort. Es herrschte in ihrer Mitte große Begeisterung. Der Hauch der Liebe und Freiheit, welcher Miette und Silvester, diese großen Kinder, beseelte, bildete einen wohlthuenden Gegensatz zu dem schmachvollen Komödienspiel der Macquarts und Rougons.

Die Insurgenten hatten die Richtung nach Orchères eingeschlagen. Sie mußten in dieser Stadt gegen zehn Uhr Morgens ankommen. Die Chaussee läuft dem Viornefluſſe entlang auf der Hälfte der Abhänge der Hügel, zu deren Füßen sich dieser Gebirgsbach hinzieht. Zur Linken dehnt sich mit grünem Teppich die Ebene aus, hie und da von Dörfern besetzt. Zur Rechten erhebt die Garrigues-Kette ihre felsigen Häupter, steinigen Gefilde und rostfarbenen Blöcke, die von der Sonne gewissermaßen wie gebräunt aussehen.

Die in der Ebene zerstreut liegenden Dorfschaften an der andern Seite der Viorne standen auf, läuteten Sturm und zündeten Feuer an. Bis zum Morgen wurde die

Digitized by Google

Kolonne der Insurgenten von dem Glockengeläut verfolgt, das sich von einem Ort zum andern das Thal entlang fortsetzte wie ein entzündeter Pulverstreifen. Die Insurgenten glaubten nicht anders, als daß das ganze Land sich in Aufruhr befinde und ihr Sieg ein leichter sein werde. Wie wenig ahnten sie, daß sie nur allein den Mut hatten, ihre Pflicht zu thun, während alles übrige Land, von Schrecken überwältigt, sich feige knebeln ließ.

Der Empfang der wenigen Ortschaften am Fuße der Garriguesberge, durch die sie kamen, war ein herzlicher. Überall liefen die Frauen herbei und wünschten ihnen Glück und Sieg; die Männer, die nur halb angekleidet waren, schlossen sich ihnen an und ergriffen die erste beste Waffe, die zur Hand war. Ueberall Willkommenrufe und Abschiedsgeschrei.

Gegen Morgen war Miette vor Ermüdung nur noch im Stande, langsam mit kleinen Schritten Silvester und den Insurgenten zu folgen, obwohl ihr der Geliebte längst schon seinen Arm gegeben hatte. Doch trug sie noch immer die Fahne über ihren Schultern und ließ es mit kindischer Hartnäckigkeit nicht zu, daß Silvester sie ihr abnehme. Doch bei jedem Schritt wurde sie matter, so daß Silvester sie stützen und die Fahne schließlich doch übernehmen mußte.

„Du bist wohl sehr müde, meine arme Miette?“ fragte er sie.

„Ach ja, ein wenig müde,“ antwortete sie gedrückt.

„Wollen wir uns nicht ein wenig ausruhen?“

Sie sagte nichts; doch fühlte er, wie sie taumelte. Er übergab deshalb die Fahne einem andern Insurgenten und führte sie einen Richtsteg hinan, der ihm bekannt war und der um die Hälfte kürzer war als der Hauptweg. So konnten sie sich eine Stunde ausruhen und doch zu gleicher Zeit mit der Bande in Orchères eintreffen.

Digitized by Google

Es war ungefähr sechs Uhr und noch ziemlich finster, da der Mond untergegangen war. So gelangten sie tastend bis zu einem Felsblock, auf den sie sich setzten.

Um sie war es stockfinster, da ein Nebel, der aus dem Biornethal aufstieg, sie einhüllte. Das Sturmgeläut zweier Glocken, eine nah, die andere fern, drang wehklagend zu ihnen. Sie saßen still und stumm nebeneinander, ohne sich zu sehen; Miettens Hand suchte die von Silvester und hielt sie umschlossen.

„Du bist mir doch nicht böse?" fragte endlich das junge Mädchen. „Ich würde wohl die ganze Nacht mit Dir haben gehen können, aber sie laufen zu sehr; ich konnte nicht mehr Atem holen."

„Warum sollte ich Dir böse sein?" sagte der junge Mann.

„Ich weiß es nicht. Ich habe Furcht, daß Du mich nicht mehr lieb hast. Du wirst glauben, ich sei schwach wie ein Kind."

Silvester mußte im Dunkeln lächeln, und Miette, als hätte sie dies Lächeln geahnt, fuhr energisch fort:

„Du mußt mich nicht immer wie eine Schwester behandeln, ich will Deine Frau werden."

Sie selbst zog Silvester an sich und hielt ihn in ihren Armen.

„Wir werden uns erkälten," murmelte sie, „so werden wir warm."

Dann folgte wieder Stillschweigen.

Bisher hatten sich die jungen Leute mit geschwisterlicher Zuneigung geliebt. In ihrer Unwissenheit sahen sie noch immer die Wonne, welche sie bei ihren Umarmungen empfanden, für eine innige Freundschaft an, obwohl Bruder und Schwester sich nicht so in den Armen halten und so lange betrachten, wie sie es thaten.

Digitized by Google

Aber im Grunde war die naive Liebe nichts weiter als leidenschaftliche Blutwallung beider. In der dunkeln, kalten Dezembernacht beim wehklagenden Geläut der Sturmglocken tauschten Miette und Silveſter zum erſten Male einen jener Küſſe aus, die das Blut vom Herzen zum Munde treiben.

Sie hielten ſich enge umſchlungen, ſo daß ſie das Klopfen ihrer Herzen vernehmen konnten. Eine Schlaffheit kam über ſie, die einſchläfernd wirkte. Dann kam ein langer begieriger Kuß, worauf ſie voneinander rückten und in großer Verwirrung daſaßen.

Um nichts in der Welt hätten ſie laut miteinander ſprechen mögen. Miette empfand Scham, wenn ſie an dieſen Kuß dachte; ſie fühlte ſich ſo verlaſſen in der Welt und von nagendem Schmerz ergriffen, brach ſie in Schluchzen aus.

„Was fehlt Dir? Warum weinſt Du?“ fragte Silveſter beunruhigt.

„Nein, laß mich,“ ſtammelte ſie, „ich weiß es ſelbſt nicht.“ Und dann weinte ſie fort, unterbrach ſich aber gleichſam wider Willen und ſprach unter Schluchzen:

„Ach! Ich bin doch recht unglücklich. Als ich zehn Jahre alt war, warf man mich mit Steinen. Heute hat mich Juſtin behandelt wie eine Verworfene, und vielleicht hat er Recht.“

Der junge Mann nahm ſie in ſeiner Beſtürzung wieder in ſeine Arme und ſuchte ſie zu tröſten.

„Ich liebe Dich!“ flüſterte er. „Ich bin Dein Bruder. Weshalb denkſt Du, daß wir etwas Unrechtes gethan haben? Wir haben uns ja nur umarmt, weil uns fror. Du weißt doch, daß wir uns jeden Abend umarmen, wenn wir uns verabſchieden.“

„O, nicht ſo wie diesmal,“ ſagte ſie ganz leiſe. „Wir

Digitized by Google

wollen es nicht wieder thun, hörst Du? Ich fühle, daß es nicht recht ist."

Der junge Mann schwieg, da er keine Worte fand, dies große Kind von fünfzehn Jahren, die zitternd und bebend dasaß und über ihren ersten Liebeskuß weinte, zu beschwichtigen. Er wollte sie zu sich heranziehen, sie aber sträubte sich und sagte:

„Wenn Du willst, so gehen wir auf und davon und verlassen das Land. Ich kann nicht mehr nach Plassans zurückkehren; mein Oheim würde mich schlagen und die ganze Stadt mit Fingern auf mich zeigen . . ."

Dann aber hielt sie inne und plötzlich rief sie aus:

„Nein, nein, ich bin verloren, Du mußt mich verlassen und nicht von Tante Dide fortgehen, um mir zu folgen."

„Aber, Miette," flehte Silvester, „sprich doch nicht so!"

„Doch, ich werde Dich von mir befreien. Sei vernünftig. Man hat mich verstoßen wie Eine, die nichts taugt. Wenn ich mit Dir zurückkehre, so müßtest Du Dich alle Tage meinetwegen raufen. Das will ich nicht haben!"

Der junge Mann gab ihr noch einen Kuß auf den Mund und flüsterte:

„Du sollst meine Frau werden, dann wird niemand es mehr wagen, Dir Böses nachzusagen."

„O, ich bitte Dich," rief sie laut aufschreiend, „umarme mich nicht so. Das thut ja weh."

Dann fuhr sie nach einem kurzen Stillschweigen fort:

„Du weißt ganz gut, daß ich nicht Deine Frau sein kann. Wir sind noch zu jung. Ich müßte noch warten und würde mir die Augen aus dem Kopf schämen. Du hast Unrecht, darüber aufgebracht zu sein, daß Du mich verlassen mußt."

Nun fing Silvester zu weinen an. Wenn ein Mann weint, so schneidet das tiefer ins Herz. Miette war ganz

Digitized by Google

erschrocken und küßte den armen Jungen wiederholt und machte sich die seltsamsten Vorwürfe. Sie preßte ihn an ihr Herz, um ihn für den verursachten Kummer um Verzeihung zu bitten. So hielten sie sich denn verzweiflungsvoll in der kalten Dezembernacht umfangen und wehklagten.

„Es wäre besser, ich wäre tot," sagte Silvester immer wieder unter Schluchzen; „ich möchte am liebsten sterben."

„Weine doch nicht; verzeihe mir," stammelte Miette, „ich werde stark sein und Dich nicht mehr betrüben."

Als der junge Mann seine Thränen abgetrocknet hatte, sagte er:

„Du hast Recht, wir können nicht mehr nach Plassans zurückkehren. Aber die Zeit ist nicht darnach angethan, feige zu sein. Wenn wir als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen, so werde ich Tante Dide holen und sie weit weg mit uns nehmen. Wenn wir aber besiegt werden ..."

Er hielt inne.

„Wenn wir besiegt werden?..." wiederholte Miette leise.

„Dann sei Gott uns gnädig!" fuhr Silvester noch leiser fort. „Denn dann bin ich nicht mehr da und Du wirst die arme Alte trösten. Das wäre noch besser so."

Als sie so von Tod und Trennung sprachen, wurde ihre Umarmung nur noch inniger. Miette rechnete darauf, mit Silvester zusammen zu sterben. Dieser hatte zwar nur von sich gesprochen, doch fühlte sie, daß er sie freudig mit sich ins Grab nehmen würde. Dort würden sie sich mit größerer Freiheit lieben können als hier. Tante Dide würde auch bald sterben und sie dort oben treffen. Sterben! sterben! wiederholten die Glocken mit wachsendem Ungestüm, und die Liebenden glaubten schon einen Vorgeschmack der Himmelsseligkeit zu haben in ihrer Umarmung und in dem Gedanken an die vom Kuß noch brennenden Lippen.

Digitized by Google

Im Vorgefühl eines nahen Todes hatte Miette sich eng an Silvester geschmiegt und bot ihm ihre Lippen dar, als wolle sie alles irdische Glück noch schnell auskosten, bevor es unwiederbringlich dahin sei.

„Ich will nicht sterben, ohne daß Du mich liebst," flüsterte sie; „ich will, daß Du mich noch mehr liebst ..."

Die Unschuldige stockte, sie empfand keine Scham, sondern wußte nur nicht, was sie eigentlich wollte.

„Ich liebe Dich ja, ich liebe Dich!" wiederholte Silvester kraftlos.

Miette schüttelte den Kopf, als wollte sie sagen: das ist nicht wahr, du verbirgst mir noch etwas. Dann legte sie ruhig ihr Haupt auf die Schulter des jungen Mannes und schwieg, bis sie allmählich unter Silvesters Küssen einschlief. Dieser nahm sich vor, sie eine Stunde lang ruhig schlafen zu lassen, damit sie mit frischen Kräften wieder ihren Weg fortsetzen konnte. Der Himmel war noch immer dunkel, nur im Osten zeigte ein weißlicher Streifen das Herannahen des Tages an. Die Glocken läuteten Miette in Schlaf.

Die jungen Leute hatten mit einander bis zu dieser unruhigen Nacht so idyllisch dahingelebt, wie man es nur in der Volksklasse, im Arbeiterstande, unter den Enterbten und Armen im Geiste findet, bei denen noch ab und zu eine jener Liebschaften vorkommt, von denen uns alte griechische Sagen erzählen.

Miette war kaum neun Jahre alt gewesen, als ihr Vater ins Zuchthaus kam, weil er einen Gendarmen niedergeschossen hatte. Der Prozeß Chantegreils hatte im ganzen Lande Aufsehen erregt. Der Wilddieb gestand offen seine That ein; aber er schwor, daß der Gendarm ihn selbst schußgerecht „gestellt" hatte.

„Ich bin ihm nur zuvorgekommen," sagte er, „ich

Digitized by Google

war in der Notwehr. Es war ein Zweikampf und kein Meuchelmord."

Von dieser Darlegung und Auffassung war er nicht abzubringen. Der Präsident des Schwurgerichts konnte ihm nicht begreiflich machen, daß wohl ein Gendarm das Recht hat, auf einen Wilddieb anzulegen, aber nicht ein Wilddieb auf einen Gendarm. Chantegreil entging mit genauer Not der Guillotine, was er seinem sichern Auftreten und seinem guten Vorleben zu danken hatte. Der Mann weinte wie ein Kind, als man ihm seine Tochter vor seiner Abführung nach Toulon brachte. Die Kleine, welche ihre Mutter in frühester Kindheit verloren hatte, blieb bei ihrem Großvater in Chavanoz, einem Dorf an der Seille. Als der Wilddieb nicht mehr da war, lebte der Alte und die Kleine von Almosen. Die Bewohner von Chavanoz, die alle Jagdliebhaber waren, standen den armen Geschöpfen, die der Sträfling zurückgelassen hatte, mit Rat und That bei.

Der Alte starb jedoch bald vor Kummer und Miette würde auf der Straße haben betteln müssen, wenn die Nachbarn sich nicht erinnert hätten, daß sie eine Tante in Plassans hatte. Eine barmherzige Seele übernahm es, sie zu dieser Tante zu bringen, die sie ziemlich schlecht aufnahm.

Eulalia Chantegreil, verehelichte Rebufat, war ein großes, schwarzes Weib, das „die Hosen anhatte."

Sie führte ihren Mann am kleinen Finger, wie man in der Vorstadt sagte. Eigentlich hatte Rebufat aber nur eine Art von Respekt für diese arbeitskräftige Hausfrau, die so nüchtern und sparsam war wie er geizig und geldgierig.

Durch ihre Bemühungen wurde das Hauswesen in besserem Stand gehalten.

Als Rebufat Abends von der Arbeit heimkam und

Digitized by Google

Miette vorfand, brummte er gewaltig, aber seine Frau stopfte ihm den Mund mit der polternd hervorgebrachten Bemerkung:

„Ach was! die Kleine ist von kräftigem Körperbau, sie wird uns als Magd dienen; wir geben ihr das Essen und sparen den Lohn."

Diese Berechnung leuchtete auch Rebufat ein, der jetzt sogar den Arm des Kindes befühlte, den er mit Genugthuung als recht stark für ihr Alter erklärte. Miette war damals neun Jahre alt.

Vom andern Tage an mußte sie sich nützlich machen. Die Arbeit der Bäuerinnen ist im Süden nicht so angreifend wie im Norden. Man sieht dort selten Frauen damit beschäftigt, Erde zu graben, Lasten zu tragen und andere Männerarbeiten zu verrichten. Sie binden Garben und pflücken Oliven und Maulbeerblätter. Ihre mühsamste Beschäftigung ist es, Unkraut zu jäten.

Miette arbeitete mit Freuden. Das Leben im Freien sagte ihr zu und erhielt sie gesund. So lange die Tante lebte, war sie guter Dinge. Die gute Frau liebte sie, trotz ihrer rauhen Außenseite, wie ihr Kind. Sie untersagte ihr die schweren Arbeiten, mit denen ihr Mann das Kind manchmal zu belasten versuchte, und mehr als einmal sagte sie zu ihrem Mann:

„Ach, was für ein witziger Kopf Du bist! Du siehst also nicht ein, Du Dummkopf, daß sie, wenn Du sie heute zu sehr anstrengst, morgen gar nichts zu thun im Stande sein wird?"

Dieser Beweis gab den Ausschlag. Rebufat ließ die Nase hängen und trug selbst die Bürde, die er dem jungen Mädchen hatte auf die Schultern legen wollen.

So hätte sie vollkommen glücklich leben können unter der heimlichen Protektion ihrer Tante Eulalia, wenn nicht

ihr Kousin, damals sechzehn Jahre alt, sie fortwährend verfolgt und gefoppt hätte. Am glücklichsten fühlte sich Justin dann, wenn sie durch seine Lügen Schelte abbekommen hatte. Nichts freute ihn so, als wenn er ihr, angeblich „nicht aus Absicht," auf den Fuß treten oder ihr einen gehörigen Stoß versetzen konnte.

Miette betrachtete ihn dann mit ihren großen schwarzen Augen, die vor Zorn blitzten, so daß der feige Bengel in seinem Hohngelächter unwillkürlich inne hielt. Denn im Grunde fürchtete er sich vor seiner Kousine.

Das junge Mädchen ging ins elfte Jahr, als ihre Tante Eulalia plötzlich starb. Von diesem Tage ab ward alles anders. Rebufat ging allmählich dazu über, Miette als Großknecht anzusehen. Er überhäufte sie mit schweren Arbeiten und behandelte sie als Lasttier. Doch selbst jetzt beklagte sie sich nicht, da sie eine Schuld der Dankbarkeit glaubte abtragen zu müssen. Des Abends, wenn sie vor Müdigkeit erschöpft niedersank, beweinte sie ihre Tante, deren heimliche Güte sie erst jetzt ganz erkannte. Übrigens war ihr selbst rauhe Arbeit nicht zuwider, denn sie liebte die Kraft und war auf ihre dicken Arme und derben Schultern stolz. Was ihr aber einen Stich durch's Herz gab, das war die mißtrauische Überwachung ihres Oheims, seine fortwährenden Vorwürfe und sein Benehmen ihr gegenüber als gestrenger Herr. Jetzt war sie eine Fremde in dem Hause geworden, und selbst eine Fremde würde nicht so übel behandelt worden sein. Rebufat mißbrauchte ohne Bedenken diese arme kleine Verwandte, die er aus wohlverstandener Nächstenliebe bei sich behielt. Sie bezahlte zehnmal durch ihre Arbeit diese rauhe Gastfreundschaft, und doch verging kein Tag, ohne daß er ihr das Brot, das sie aß, vorgeworfen hätte. Justin namentlich war darin erfinderisch, sie zu beleidigen. Seit dem Tode

Digitized by Google

seiner Mutter wußte er, daß das Kind ohne Schutz war, und strengte nun seinen ganzen boshaften Scharfsinn an, um ihr das Leben unerträglich zu machen. Die geistreichste Tortur, die er erfand, war, mit Miette von ihrem Vater zu sprechen.

Bisher waren die Namen „Zuchthaus" und „Sträfling" ihr nicht zu Ohren gekommen, so daß sie kaum den Sinn dieser Worte begriff. Justin brachte ihr denselben bei; er erzählte ihr in seiner Weise den Mord des Gendarmen und der Verurteilung Chantegreils. Er wurde nicht müde, allerhand Einzelheiten gehässigen Charakters vorzubringen: daß die Sträflinge eine Kugel am Fuße hätten, daß sie fünfzehn Stunden jeden Tag arbeiten müßten, daß sie alle, von der Anstrengung aufgerieben, bald sterben würden u. s. f.

Das Zuchthaus sei ein finsterer Ort, dessen Schrecken er genau schilderte. Miette hörte ihm angsterfüllt zu und weinte. Justin kostete wie ein Feinschmecker die Qualen, die er ihr verursachte. Auch wenn sein Vater der geringsten Kleinigkeit wegen auf das Kind losfuhr, stand er ihm bei und freute sich, ihr gefahrlos Grobheiten sagen zu können. Und wenn sie sich zu verteidigen suchte, sagte er:

„Geh nur ab, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, Du wirst noch im Zuchthaus endigen wie Dein Vater."

Miette schluchzte dann, bis auf den Tod verwundet, und verging vor Scham, ohne etwas dagegen sagen zu können.

Um diese Zeit wurde Miette zum Weibe.

Sie widerstand dem Martyrium mit seltener Energie. Bald ertrug sie trockne Auges die unaufhörlichen Sticheleien dieses feigen Geschöpfs, das sie peinigte.

Ihre Rache für diese Beleidigungen bestand in stummer Verachtung.

Digitized by Google

Da sie allein arbeitete und keinen Umgang hatte, bildeten sich in ihr die seltsamsten Meinungen aus. Namentlich beschäftigte sie das Schicksal ihres Vaters, dessen Handlungsweise sie völlig billigte. Ein Erdarbeiter, der in Jas-Meiffren gearbeitet hatte, erzählte ihr die wahre Geschichte, und seitdem drehte sie nicht einmal mehr den Kopf um, wenn die Straßenkinder der Vorstadt ihr nachliefen und sie ausschrien:

„Seht, die Chantegreil!"

Sie beeilte nur ihren Schritt, kniff die Lippen zusammen, und aus ihren Augen blitzte ein wildes Feuer. Wenn sie das Gitterthor zumachte bei der Rückkehr, warf sie nur einen langen Blick auf die Straßenbande, mußte hinterher aber doch den Zoll ihrer elf Jahre mit Thränen bezahlen, da sie sich über sich selbst und über ihren Vater schämte.

Wenn sie sich dann im Stillen gehörig ausgeweint hatte, wusch sie ihre Augen in der Küche und that so, als wenn nichts vorgefallen wäre. Sie wollte kein Kind mehr sein, deshalb klagte sie niemand ihre Not. Auf die Dauer hätte sich ihr Herz verbittert und Alles in ihr wäre starr geworden, hätte sie nicht glücklicherweise unerwartetes Mitgefühl und Liebe gefunden, die sie und ihr frühzeitiges Wesen davor bewahrt hätten.

Der Brunnen, der sich im Hof des Hauses, das von Tante Dide und Silvester bewohnt war, befand, war ein Grenzbrunnen.

Die Mauer des Jas-Meiffren teilte denselben in zwei Hälften.

Früher hatten sich die Gärtner täglich dieses Brunnens bedient, aber nach dem Verkauf des Grundstücks schöpften die Bewohner des Jas dort kaum alle Monat einen Wassereimer voll.

Digitized by Google

Von der andern Seite jedoch konnte man jeden Morgen die Rolle ächzen hören, wenn Silvester für Tante Dide das zum Haushalt nötige Wasser hinaufzog.

Eines Tages war die Rolle gespalten und der junge Stellmacher schnitt selbst eine schöne, starke Blockrolle aus Eichenholz zurecht, die er nach vollbrachtem Tagewerk des Abends einfügen wollte. Zu diesem Zweck mußte er auf die Mauer steigen. Als er seine Arbeit beendigt hatte, blieb er noch rittlings auf dem Mauerrande sitzen und ruhte sich aus, indem er neugierig die weite Ausdehnung des Jas Meiffren in Augenschein nahm. Eine Bäuerin, die einige Schritte von ihm Unkraut ausjätete, lenkte zuletzt seine Aufmerksamkeit auf sich.

Es war im Juli; die Luft war schwül, obwohl die Sonne bereits am Rande des Horizonts hing. Die Bäuerin hatte ihre Jacke ausgezogen und über ihr weißes Korsett ein buntes Umschlagtuch geknotet, das ihre Schultern bedeckte. Die Hemdärmel hatte sie bis zum Ellbogen aufgekrempelt und hockte in ihrem blaubaumwollenen Rock, der von zwei hinten übereinandergekreuzten Tragbändern gehalten wurde, auf den Knieen. Der junge Mann konnte von ihr nur die sonnengebräunten nackten Arme sehen, die sich nach rechts und links fleißig ausstreckten, um das vergessene Unkraut auszurupfen. Er folgte behaglich diesem raschen Spiel der Arme und freute sich über ihre Stärke und Geschicklichkeit.

Er fragte sich, was das wohl für ein Weib sein könne, und pfiff unwillkürlich vor sich hin, wobei er mit einem Meißel, den er in der Hand hielt, den Takt schlug. Auf einmal entfiel ihm der Meißel. Das Werkzeug fiel in den Garten nach der Jas-Meiffren-Seite, einige Schritte von der Mauer weg. Silvester neigte sich vornüber und war zweifelhaft, ob er nicht hinübersteigen sollte. Aber es

Digitized by Google

schien, als hätte die Bäuerin den jungen Mann von der Seite angesehen, denn sie stand auf, hob den Meißel, ohne ein Wort zu sagen, auf und hielt ihn Silvester hin.

Da erst sah dieser, daß die Bäuerin ein Kind war. Er war davon überrascht und etwas eingeschüchtert. Im klaren Abendschein stand das junge Mädchen vor ihm und stellte sich auf die Fußspitzen, während er sich zu ihr hinüber neigte. Sie sagten sich nichts, sondern betrachteten sich verwirrt mit einem Lächeln. Gern hätte der Jüngling sie noch länger so vor sich gesehen.

Aber die kleine Bäuerin fing an verlegen zu werden, denn sie hatten bis jetzt noch keine Silbe gesprochen, Silvester hatte sogar vergessen, „Schön, schön" zu sagen, als sie ihm den Meißel überreichte.

„Wie heißt Du?"

„Marie," antwortete das Mädchen; „aber Alle nennen mich Miette."

„Und Du?" fragte sie ihrerseits.

„Ich heiße Silvester," antwortete der junge Arbeiter.

Dann schwiegen sie eine Weile, worauf Silvester fortfuhr:

„Ich bin fünfzehn Jahre alt, und Du?"

„Ich," sagte Miette, „werde Allerheiligen dreizehn."

Der junge Arbeiter war überrascht und machte eine komische Geste.

„Ach, das ist zu gut!" sagte er lachend, „und ich habe Dich für eine Frau gehalten! . . . Du hast dicke Arme."

Sie lachte nun ebenfalls und schlug ihre Augen auf ihre Arme nieder. Dann sagten sie nichts weiter zu einander. Noch eine gute Weile sahen sie sich lächelnd an, und da Silvester keine weiteren Fragen an sie richtete, ging Miette einfach wieder an ihre Arbeit, ohne den Kopf zu erheben.

Digitized by Google

Auch Silvester stieg von der Mauer herab.

Er versuchte, Tante Dide über seine Nachbarin auszufragen; die aber schaute ihn halb erschrocken an und sagte rasch:

„Ich weiß nichts davon, ich gehe nicht mehr aus und sehe auch Keine . . ."

Als Silvester am andern Tage in der Werkstatt war, suchte er auf Umwegen das Gespräch auf die Kleine im Jas-Meiffren zu bringen.

„Ei, das ist ja die Chantegreil!" rief einer der Arbeiter. Und ohne daß Silvester lange zu fragen brauchte, wurde ihm die Geschichte von dem Wilddieb Chantegreil und seiner Tochter Miette mit solchen blind-gehässigen Anspielungen erzählt, wie das gemeine Volk sie für die Parias hat. In der gemeinsten Weise zogen sie über das Mädchen los, das sie fortwährend „die Sträflingstochter" nannten, als wenn das eine untilgbare Schmach wäre.

Der Stellmacher Vian, ein braver, ehrenwerter Mann, machte endlich ihrem Gerede ein Ende.

„Ei, schweigt doch endlich, ihr Klatschmäuler!" sagte er, „schämt ihr euch denn nicht, so über ein Kind herzufallen? Ich habe sie gesehen, sie sieht recht ordentlich aus, und man hat mir gesagt, daß sie sich vor keiner Arbeit scheut, ja, daß sie schon wie eine Frau von dreißig Jahren arbeitet. Unter euch giebt's Faulpelze, die nicht soviel wert sind wie sie. Ich wünsche ihr nur später einen guten Ehemann, der die bösen Mäuler stopft."

Silvester fühlte, wie ihm die Thränen in die Augen kamen bei diesen Worten Vians. Übrigens sagte er nichts. Er hieb aber mit seinem Hammer aus allen Kräften auf die Nabe eines Rades, das er gerade beschlug.

Des Abends, als er aus der Werkstatt heimgekommen war, kletterte er wieder auf die Mauer und fand Miette

Digitized by Google

bei ihrer Arbeit wie gestern. Er rief sie an und sie kam auf ihn zu mit kindlich unbefangenem Lächeln.

„Du bist die Chantegreil, nicht wahr?“ fragte er sie ohne weiteres.

Sie wich ein paar Schritte zurück und hörte auf zu lächeln. In ihren Augen blitzte es wie Mißtrauen auf. Wollte dieser Knabe sie, wie die andern, beschimpfen? Sie wollte schon wieder fortgehen, als Silvester ihr eilends zurief:

„Bleib' doch, bitte . . . Ich wollte Dir nicht weh thun. Ich habe Dir so vieles zu sagen!“

Sie kam näher, doch nicht ohne Mißtrauen. Silvester, dessen Herz so voll war und der sich vorgenommen hatte, es ihr auszuschütten, wußte nicht, wie er das anfangen sollte, ohne sie abermals zu beleidigen.

„Willst Du, daß ich Dein Freund werde?“ fragte er endlich mit bewegter Stimme.

Miette schaute ihn wieder lächelnd mit fast feuchten Augen an, während er lebhaft fortfuhr:

„Ich weiß, daß man Dir Verdruß macht. Das muß aufhören. Ich werde Dich von jetzt ab verteidigen. Willst Du?“

Das Kind strahlte vor Freude. Diese Freundschaft, die sich ihr bot, vernichtete allen angesammelten stummen Ingrimm und Groll in ihrem Herzen. Doch schüttelte sie den Kopf und meinte:

„Nein, ich will nicht, daß Du Dich für mich schlägst. Du hättest dann zu viel zu thun. Und dann giebt es auch Leute, gegen die Du nichts ausrichten könntest.“

Silvester wollte ihr zurufen, daß er sie gegen die ganze Welt verteidigen wolle, aber sie hieß ihn mit einer allerliebsten Handbewegung schweigen und sagte:

„Es genügt mir, daß Du mein Freund bist.“

Digitized by Google

Dann plauderten sie noch einige Minuten in flüsterndem Tone mit einander. Miette sprach von ihrem Oheim und ihrem Kousin, von denen sie fürchtete überrascht zu werden; er mußte ihr deshalb versprechen, nicht mehr auf die Mauer zu klettern, was ihn recht unglücklich machte, konnte er sie doch alsdann nicht mehr, wie er gehofft hatte, täglich sehen. So vergingen denn auch acht Tage, ohne daß sich die beiden jungen Leute wieder gesprochen hätten. —

Der gemeinschaftliche Grenzbrunnen war nicht besonders tief. Von beiden Seiten der Mauer war er von einem halbkreisförmigen Gebäude umgeben. Der höchstens vier Meter vom Rande entfernte Wasserspiegel reflektierte klar und deutlich alles, was auf beiden Seiten am Rande vorging, so wie den Himmel darüber, den ein schwarzer Streifen, der Mauerreflex, in zwei Halbmonde teilte.

Als eines Morgens Silvester recht frühzeitig zum Brunnen ging, um Wasser zu schöpfen, sah er mechanisch hinunter und gewahrte unten auf dem Wasserspiegel der andern Seite den Kopf eines jungen Mädchens, das ihm zu lächeln schien, aber der Eimer war untergetaucht, das Wasser in Bewegung geraten und so konnte er nichts mehr deutlich unterscheiden.

Er wartete mit Herzklopfen, bis die Oberfläche wieder glatt war, und sah die Erscheinung wieder auftauchen. Es war Miettens lächelndes Antlitz nebst ihrem Oberkörper, Umhängetuch, Korsett und Tragbändern; sich selbst sah Silvester im andern Halbspiegel. Sie machten sich ein Zeichen, daß sie sich sähen, und grüßten sich: „Guten Tag, Silvester!“ „Guten Tag, Miette!“ hallte es dumpf aus dem Brunnengewölbe herauf. Sie hatten sich allerlei zu erzählen und versprachen sich schließlich alle Morgen wieder

Digitized by Google

zu kommen, sich im Wasser zu sehen und mit einander zu plaudern.

Von diesem Tage an verfehlten die jungen Leute nicht, sich wenigstens einmal täglich an diesem Orte einzufinden. Der Brunnen wurde bald ihr bester Freund. Er bot ihnen so guten Vorwand zu ihrem Rendezvous.

Niemals fiel es Justin auf, der jeden Schritt Miettens ausspionierte, weshalb sie so gern des Morgens nach dem Brunnen ging. Manchmal sah er, wie sie sich dort lange aufhielt und sich hinabneigte. „Ach, wie faul sie ist!" flüsterte er. Wie sollte er auch argwöhnen, daß von der andern Seite der Mauer ein Galan im Wasser das Lächeln des jungen Mädchens auffing und ihr sagte: „Wenn dieser Esel von Justin Dir nachstellt, so sage es mir, er soll dann Weiteres von mir hören."

Dies Spiel dauerte länger als einen Monat. Es war im Juli; die Morgenzeit war warm, aber in diesem feuchten Winkel über dem Brunnen wehte Kühlung. Um sie herum sang und summte es. Aber sie sahen nur sich und freuten sich wie Kinder, wenn sie die bizarren Gestalten sahen, die ihre auf dem Wasser tanzenden, vergrößerten Gesichter annahmen. Manchmal, wenn sie warten mußte, bis er kam, schmollte sie und wollte nichts von ihm wissen. „Du hast mir wehe gethan, ich will Dich nicht sehen." Und so mußte er sich zurückziehen, ohne ihr Gesicht im Brunnen erblickt zu haben. Andern Tags war aber Alles wieder vergessen.

Die Gewißheit, die Miette hatte, von Jemanden geliebt zu werden und daß sie nicht allein in der Welt dastand, machten ihr die Verfolgungen Justins und der Straßenjugend erträglicher. Ihr klang jetzt im Herzen eine Melodie, die alles Unharmonische nicht aufkommen ließ

Digitized by Google

Manchmal, wenn sie des Morgens beim Frühstück vor sich hin summte, meinte Justin:

„Ei, Du bist ja recht vergnügt, Chantegreil! Ich wette, daß Du eine faule Geschichte begangen hast."

Silvesters Herz ward ebenfalls ganz von tiefer Beseligung angefüllt. Bei allem, was er that, dachte er an Miette. Nachts wenn er in den zufällig aufgetriebenen Schmökern las, lieh er der Heldin ihr Bild; waren es wissenschaftlich gefärbte Sachen, die er mit jener Begier Halbgebildeter verschlang, die sich gern in nicht verstandene schwierige Lektüre wagen, so war es wieder Miette, für die er all diese Kenntnisse sich aneignete, um später, wenn sie verheiratet wären, gut und liebevoll zu sein.

Indessen wurde Miette und Silvester es bald überdrüssig, ihre Schatten im Brunnen zu sehen. Sie dachten an größeren Genuß, an beseligendere Wonne. Zu diesem Zweck suchte Silvester den Schlüssel zu jener Thür zu erlangen, die Adelaide und Macquart in einer Nacht durch die Mauer gebrochen hatten. So überraschte er denn Miette eines Morgens, als diese wieder am Brunnen auf ihn warteten, und zog sie in ein Versteck, aus dem sie jedoch durch das unerwartete Erscheinen der Großmutter wieder aufgescheucht wurden. Miette eilte schleunigst mit ihrem Kruge davon; zu Silvester begnügte sich die Alte, welche sich durch die offen stehende Thür wohl als Mitschuldige fühlte, zu sagen:

„Nimm Dich in Acht, mein Junge; man stirbt davon. Sie ist noch sehr jung, sie hat noch Zeit."

Dann verschloß sie die Thür und warf die Schlüssel in den Brunnen. So war sie aller Mitschuld ledig.

Die jungen Leute sahen sich zwei Tage lang nicht; am dritten, als Miette wieder zum Brunnen zu gehen wagte, gaben sie sich das Wort, es nicht wieder so wie

Digitized by Google

vorgestern zu machen. Sie dachten vielmehr daran, sich an einem abgelegenern Ort allein zu treffen und Silvester, der stets ein Freund des Unmöglichen und Überspannten war, machte schon ganz unausführbare Vorschläge, als die praktischere Miette den Ausschlag gab, sich Abends gegen zehn Uhr auf dem Saint-Mittre-Platz zu treffen. Man kann sich denken, daß der junge Mann pünktlich da war. Er stand in dem engen Gange, den die aufgeschichteten Bohlen im Hintergrunde des Platzes bilden, als er plötzlich ein großes Geräusch von Ästen hinter der Mauer vernahm und bald darauf ein Kopf über dem Mauersims zum Vorschein kam; es war Miette! Sie war auf einen der Maulbeerbäume geklettert und war in zwei Sätzen auf dem Grabsteine in der Ecke der Mauer. Silvester ergiff ihre beiden Hände und rief:

„Wie behend Du bist! Du kletterst besser als ich."

So war ihre erste Begegnung in diesem abgelegenen Winkel, wo sie so viele köstliche Stunden mit einander verbringen sollten. Von diesem Abend an sahen sie sich jede Nacht dort. Der Brunnen diente ihnen nur noch dazu, unvorhergesehene Abhaltungen von ihrem Rendezvous oder Zeitverlegungen oder sonstige wichtige Mitteilungen einander zu machen. Wollte Einer dem Andern etwas sagen, so genügte es, die Rolle in Bewegung zu setzen, deren knarrendes Geräusch man weit hören konnte. Aber obwohl sie sich an manchen Tagen zwei bis dreimal herbeiriefen, um sich Nichtse von enormer Wichtigkeit mitzuteilen, so kosteten sie doch das wahre Glück erst Abends in der verschwiegenen Allee. Miette war stets pünktlich da. Glücklicherweise schlief sie über der Küche in einer Kammer, zu der eine kleine besondere Treppe führte. So konnte sie ausgehen, ohne vom alten Rebufat oder seinem Sohne Justin gesehen zu werden.

Digitized by Google

So lebten sie denn dahin wie glückliche Kinder, sprachen vom Nesterausnehmen, wie man am besten und leichtesten klettern könne, und selbst die eigentümliche Erregung und Wonne, welche sie bei der geringsten beiderseitigen Berührung spürten, entging ihrer Naivität. Der Ort, an welchem sie sich trafen, war so versteckt, daß Miette oft ausrief:

„Hab' ich da nicht einen glücklichen Fund gethan? Wir könnten meilenweit gegangen sein, ohne ein so hübsches Versteck zu finden!"

Das dichte Gras erstickte das Geräusch ihrer Tritte und die dunkle Nacht umgab sie mit ihrem Schleier, während sie sich tausenderlei zu erzählen hatten. Aber auch in mondhellen Nächten ließen sie sich nicht stören, spielten Haschen und kletterten sogar auf die Dielenhaufen. Ihr Herz wachte auf, wenn sie zusammen waren, und wenn sie sich um Mitternacht verließen, war ihnen das Herz schwer, wie bei einem Abschied auf Nimmerwiedersehn.

Niemals wurden sie in ihrer Einsamkeit gestört. Nur hin und wieder hörten sie einen Gesang von Arbeitern oder Stimmen in der Ferne. An lauen Abenden sahen sie Liebespaare umherschleichen auf dem Saint-Mittre-Platz, sonst aber schlief die Stadt und die Fenster der Vorstadt wurden nach und nach dunkel. In ihre Holzhalle kam niemals ein menschliches Wesen, sie waren durch die Dielenhaufen von der Außenwelt getrennt und befanden sich doch bloß fünfzig Schritt vom Römerthor entfernt.

So lebten sie zwei Jahre hindurch. Weder Regen noch Schnee oder Winterfrost hielten sie von ihrem Stelldichein zurück. Aus dem aufgeschichteten Holzhaufen hatte Silvester mehrere Bretter hinausgezogen, so daß sie dort bei schlechtem Wetter in einer Art von Schilderhäuschen eng

Digitized by Google

aneinander gerückt sitzen konnten und hörten, wie der Regen herniederprasselte. Da Miette hierbei auf Silvesters Schoß zu sitzen kam, zogen sie beinahe regnerische Abende im Winter den freundlichen im Sommer vor. Denn im Sommer wurde nicht so bald Nacht, in der Dämmerung spielten noch die Buben der Vorstadt zwischen den Holzhaufen des Saint Mittre-Platzes oft bis elf Uhr und in ihrem engen Gange erstickten sie fast, und so kam es, daß sie, um frische Luft zu schöpfen, Ausflüge ins Feld machten. Miette kam mit ihrem Mantel, in den sich alle Beide einhüllten, und die Mauer entlang schlichen sie über die Landstraße ins Freie, wo bald kein Strauch, kein Baum, kein Graben oder Feldrain ihnen unbekannt blieb.

Silvester behandelte Miette wie einen Spielkameraden, sie rufteten sich, liefen um und über die Wiesen und kletterten auf die Bäume, ohne ihre unschuldige Zärtlichkeit zu gefährden. Er liebte Miette auch halb aus Mitleid, weil niemand sie lieb hatte, weil sie das traurige Leben einer von der Welt Verstoßenen führte. Er hoffte sie dereinst mit allen Ehren zu schmücken, wenn er ihr am Altar die Hand zum ewigen Bunde reichte.

Manchmal auch sprach er mit ihr von ihrem Vater, von seinem Unrecht, das sie nicht einsehen wollte, so daß sie in heftigen Streit gerieten, der schließlich mit Thränen endigte.

Am liebsten saßen sie auf dem Grabsteine an der alten Kirchhofsmauer in ihrem Versteck, auf dem noch die vor Alter kaum kenntliche Inschrift zu erkennen war:

Hier ruht . . . Marie . . . gestorben . . .

Miette, die an traurigen Geschichten Gefallen fand, meinte sogleich, daß die Trägerin dieses Namens, die gleich ihr Marie hieß, gewiß im Alter von dreizehn Jahren aus Liebesgram gestorben sei. Ein solches Los erschien

Digitized by Google

ihr schön und ein solches Plätzchen, so lauschig wie dieses, wünschte sie sich selbst zur letzten Ruhestätte.

Silvester schalt sie aus, solchen Gedanken nachzuhängen, doch konnte er sich selbst düsterer Ahnungen kaum erwehren, wenn der Wind durch die Bäume des alten Friedhofs fuhr und die Gräser zischelten, als riefen die Toten ihnen zu: „Liebt euch, denn bald ruht ihr aus gleich uns!“

Solche Gedanken überfielen ihn auch wieder jetzt in der düstern Dezembernacht, als sie bei dem Wehklagen der beiden Glocken an der Straße nach Orchères sich ausruhten.

Miette schlief friedlich, das Haupt an Silvesters Brust gelehnt, während er von den verflossenen Stelldicheins träumte und von den schönen beiden Jahren beseligender Wonne.

Als es Tag wurde, wachte das Kind auf. Die Sonne war noch hinter den Bergen, doch hell und durchsichtig schimmerte der Himmel. Die Biorne schlängelte sich wie ein weißes Atlasband durch rote und gelbe Felder. Der stoßweise aufkommende Wind hatte die Gesichter der Kinder halb erstarrt. Sie erhoben sich rasch und munter; mit der Nacht waren auch ihre düstern Gedanken verschwunden. Sie warfen einen Blick des Entzückens auf das vor ihnen ausgebreitete Panorama und lauschten dem Glockenschall, als wenn er ein Fest einläutete.

„Ach, wie gut habe ich geschlafen!“ rief Miette. „Ich habe geträumt, daß Du mich geküßt hast . . . Hast Du mich wirklich umarmt? sprich!“

„Das ist wohl möglich,“ antwortete Silvester lachend. „Es war mir nicht besonders warm; ich habe gefroren wie ein Wolf.“

„Mir sind nur die Füße kalt.“

Digitized by Google

„Nun gut! Dann wollen wir uns in Trab setzen ... Wir haben noch zwei gute Stunden Wegs vor uns. Da wirst Du schon wieder warm werden."

Sie gingen den Abhang hinunter und kamen im Laufe auf der Hauptstraße an. Dann sahen sie noch einmal zu jenem Felsen empor, wie um Abschied von ihm zu nehmen, wo sie zusammen geweint hatten über den Kuß, der auf ihren Lippen gebrannt hatte.

Der junge Mann schlug sodann die direktesten Richtwege ein, da er den Weg nach Orchères genau kannte. Ihr Weg ging durch Schluchten, an Hecken und an unendlich langen Mauern entlang. Miette behauptete schon, Silvester habe sich verirrt, als sie plötzlich grade über Orchères ins Freie gelangten. Die Insurgentenbande war soeben in der Stadt angekommen; Miette und Silvester zogen mit den Nachzüglern zugleich ein. In den Straßen herrschte großer Enthusiasmus; die Insurgenten wurden wie Befreier aufgenommen. Die Männer umarmten sich; die Frauen brachten Lebensmittel herbei und auf den Schwellen saßen Greise, die vor Freuden weinten.

Die südliche Lebhaftigkeit und Schwungkraft machte sich in lärmender Weise durch Springen, Tanzen, Singen und Gestikulieren geltend. Es sollte die letzte Freude der Insurgenten sein.

Die Gefangenen, unter ihnen der Major Sicardot, die Herren Garçonnet und Peirotte, die man in einen Saal der Mairie, dessen Fenster auf den Marktplatz gingen, eingesperrt hatte, machten große Augen, als sie den Ausbruch dieser Begeisterung wahrnahmen.

„Sehen Sie doch, Herr Maire," sagte Sicardot, als er Miette sah, „jenes große rote Mädchen da. Es ist eine wahre Schande. Sie haben sogar ihre Dirnen mit

Digitized by Google

sich geschleppt. Wenn das noch ein wenig so weiter geht, werden wir schöne Dinge mit ansehen müssen."

Herr Garçonnet schüttelte den Kopf und sprach etwas von „entfesselten Leidenschaften" und den „schlimmsten Tagen unserer Geschichte." Herr Peirotte sah bleich wie ein Schnupftuch aus und schwieg.

Abends begegnete Silvester dem Doktor Pascal, der unterwegs viel botanisiert hatte und aus dessen Besteck eine Menge Pflanzen hervorsahen.

„He, Du bist auch da, mein Junge?" rief er. „Ich glaubte schon, der einzige von unserer Familie zu sein."

Silvester war erfreut, seinen Oheim zu treffen. Der Doktor Pascal war der einzige von den Rougons, der sich um ihn bekümmerte und ihm eine aufrichtige Freundschaft zeigte. Silvester sprach zu ihm von den Rechten des Volks und dem sichern Triumph seiner heiligen Sache mit jugendlicher Überschwenglichkeit. Pascal hörte ihm lächelnd zu; er beobachtete voller Neugier seine Bewegungen und sein leidenschaftlich erregtes Mienenspiel als wenn er alles hätte studieren und sezieren mögen, um dieser fieberhaften Begeisterung auf den Grund zu kommen.

„Wie das Alles bei Dir herausplatzt! Ach! der richtige Enkel Deiner Großmutter!"

Und mit leiserem Tone fügte er noch hinzu, wie ein Chemiker, der analytische Notizen registriert:

„Hysterie oder Begeisterung, schmachvolle Narrheit oder erhabene! Stets sind doch diese verteufelten Nerven im Spiel."

Dann sagte er zum Schluß wieder ganz laut:

„Die Familie ist vollzählig. Sie wird auch einen Helden haben."

Silvester hatte ihn nicht verstanden, sondern sprach noch von seiner lieben Republik. Miette, mit ihrem gro-

Digitized by Google

ßen roten Mantel bekleidet, stand einige Schritte weiter ab; sie verließ nicht mehr Silvesters Seite, so daß Pascal plötzlich seinen Kousin fragte:

„Was ist das für ein Kind, das bei Dir ist?"

„Es ist meine Braut," antwortete Silvester ernst.

Der Doktor machte große Augen. Er konnte daraus nicht klug werden. Aber da er Frauen gegenüber sehr schüchtern war, nahm er beim Abschiede tief seinen Hut vor Miette ab. —

Die Nacht verging in Unruhe. Am andern Morgen bemächtigte sich infolge kolportierter Gerüchte, daß Soldaten im Anzuge seien, eine Panik der Insurgenten, halb Zorn, halb Verzweiflung. Paris sei unterjocht, ganz Frankreich geknebelt, hieß es. Die Disziplin lockerte sich, denn man warf den Insurgentenführern grobe Fehler vor. Sie blieben noch zwei Tage in Orchères, Dienstag und Mittwoch, wobei sie nicht nur ihre Zeit verloren, sondern ihre Lage noch schwieriger machten. Am Donnerstag gegen ein Uhr gab der „General" Befehl zum Aufbruch und führte sein kleines Heer auf die Höhen von Sainte-Roure, die für uneinnehmbar galten.

Auf ihrem Plateau kampierten die Insurgenten, während die Geiseln im Wirtshause untergebracht wurden. In der Nacht sprach man von Verrat. Am nächsten Morgen hielt der General, der die allernötigsten Vorsichtsmaßregeln versäumt hatte, grade eine Truppenschau ab, als ein Wachtposten herbeistürzte und atemlos ausrief:

„Die Soldaten! Die Soldaten!"

Alles lief auseinander, um sich selbst von der Wahrheit dieser Meldung zu überzeugen. Alle Disziplin war vergessen. Nur die Leute von la Palud und Saint-Martin hielten sich in geschlossenen Reihen und ihrem Führer gelang es denn auch, die andern Ortschaften wieder um sich

Digitized by Google

zu versammeln. Mit einem Haufen ging der improvisierte General ab, um den Soldaten in die Flanken zu fallen, die andern verteilten sich, so gut sie es verstanden, oben auf den Zugängen zum Plateau, um dem Feinde den Zugang zu verwehren. Unter ihnen befanden sich auch die Republikaner von Plassans, in deren Mitte Silvester und Miette waren. Die Soldaten näherten sich, in geschlossenen Sektionen marschierend, der Esplanade des Plateaus; ihre Bajonnette blitzten in der Sonne. Die ersten Schüsse wurden gewechselt, die ersten Toten und Verwundeten fielen. Silvester schoß, ohne zu zielen, aufs Geratewohl, dann lud er wieder und feuerte ab, Alles in einer unbeschreiblichen Wut, ohne auch nur die Soldaten zu sehen. So dauerte es etwa zehn Minuten. Dann hieß es: „Rette sich, wer kann!" Der General war geflohen; die Tirailleurs in der Ebene wurden von der Kavallerie niedergemacht. „Rette sich, wer kann!" Alles floh, warf seine Waffen weg und sprang über die Toten. Nur zehn Insurgenten blieben stehen. Von diesen liefen noch zwei davon und drei von den acht übrigen rafften die Kugeln hinweg. Silvester und Miette waren unter den fünf, die Stand hielten; das Mädchen erhielt einen Schuß und die Fahne, die sie in der Hand gehalten hatte, fiel auf Silvester und bedeckte ihn mit ihrem roten Tuch.

„Steh auf, komm schnell," rief Silvester ihr zu und wollte ihr die Hand reichen.

Aber sie blieb liegen, die Augen weit offen, ohne etwas zu sagen.

„Bist Du verwundet? Wo bist Du verwundet?"

Keine Antwort. Sie hatte in der linken Seite einen Schuß erhalten und lag im Verscheiden. Das Schießen hatte aufgehört, die Esplanade war leer, nur Silvester

Digitized by Google

und Miette waren noch dort. Die Soldaten setzten den Fliehenden nach.

Sie konnte nicht mehr sprechen, nur noch die Arme bewegen. Der Finger des Todes schloß ihre Lippen; aber ihre Augen sprachen noch. Silvester schluchzte. Ihre Augen sagten ihm, daß sie allein dahingehe, vor der Hochzeit, ohne seine Frau geworden zu sein. Er küßte sie mit Thränen, das war ihre letzte Freude.

Pascal kam grade herbei, als das Schießen sich wieder näher zog.

Silvester zeigte ihm seine Braut, die leise seufzte und ihren Geliebten mit großen Augen anzusehen schien.

Pascal hatte sich über sie gebückt und erhob sich wieder, indem er leise sagte: „Sie ist tot!"

„Tot!" wiederholte Silvester unzählige Male. „Das ist ja nicht wahr, sie blickt mich ja an . . . Sehen Sie doch, wie sie mich anblickt . . ."

Er hielt den Arzt am Rock fest und beschwor ihn, da zu bleiben.

Pascal machte sich sanft los und sagte mit seiner teilnehmenden Stimme:

„Ich kann hier nichts mehr thun, Andere erwarten mich . . ."

Während dessen hatte die Reiterei den Flüchtlingen nachgesetzt und sie niedergesäbelt. Silvester sah und hörte von alle dem nichts. Als Pascal davon eilte, hatte er Macquarts Büchse, die Silvester von sich geworfen, aufgehoben, er wollte sie Tante Dide zurückbringen. Kaum war er ins Wirtshaus eingetreten, wohin man eine Menge Verwundeter getragen hatte, als plötzlich eine Bande von Insurgenten, welche das Militär vor sich hertrieb, auf die Esplanade gestürzt kam, wie ein Rudel Hirsche, die man verfolgt.

Digitized by Google

Die Soldaten folgten ihnen auf dem Fuße und das Niedermetzeln begann. Vergeblich suchte der Oberst Masson und der Präfekt dem Würgen Einhalt zu thun. Die wütende Soldateska schoß in den Haufen hinein und suchte die Flüchtlinge an die Wände zu nageln mit ihren Bajonnetten. Als niemand mehr da war, schossen sie auf das Wirtshaus, daß die Scheiben klirrend platzten und ein Fensterflügel sich öffnete.

Aus dem Innern ertönten wehklagende Stimmen:

„Die Gefangenen! Die Gefangenen!"

Aber die Soldaten hörten auf nichts, sie zielten noch und schossen fortwährend. Da sah man den Major Sicardot in voller Verzweiflung mit den Armen winken und sprechen. Neben ihm stand, von Schreck halb starr, der Einnehmer Herr Peirotte. Noch eine Salve, und Herr Peirotte stürzte leblos zu Boden.

Silvester hielt noch immer seine tote Geliebte in den Armen, ohne auch nur den Kopf umzuwenden. Er legte die Zipfel der roten Fahne über Miette und hielt bei ihr die Leichenwacht.

Der Kampf war aus. Der Mord des Einnehmers hatte die Soldaten ernüchtert. Doch suchten noch Einige die ganze Esplanade ab, um keinen Insurgenten entkommen zu lassen. Ein Gendarm, der Silvester unter den Bäumen kauern sah, lief hinzu, und als er sah, daß er noch ein halbes Kind war, fragte er:

„Was hast Du hier zu suchen, Du dummer Junge?"

Silvester, den Blick auf Miettens Augen gerichtet, antwortete nicht.

„Ah, der Bandit hat ja vom Pulver geschwärzte Hände," rief der Mann. „Vorwärts, Du Hund, Deine Rechnung ist in Ordnung!"

Und da Silvester sich nicht rührte, sondern blöde

Digitized by Google

lächelte, sah der Mann, daß der Leichnam, neben dem der junge Mann kniete, der eines Mädchens sei.

„Ein schönes Mädchen; wie schade!“ murmelte er... „Wohl Deine Liebste, he? ... Du kleiner Schurke! Vorwärts, auf! Was willst Du denn noch weiter von ihr, da sie doch tot ist.“

Die letzten Worte waren von einem Gendarmen-Gelächter begleitet.

Er zog Silvester mit Gewalt in die Höhe und schleppte ihn fort wie einen Hund. Silvester ließ sich fortführen, ohne ein Wort zu sprechen. Er drehte sich nur um und sah nach Miette zurück, voller Verzweiflung, sie da allein unter den Bäumen liegen lassen zu müssen.

So lag sie denn da unter der roten Fahne in jungfräulicher Keuschheit, die Augen weit offen, als wenn sie in den Himmel schauten.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Endlich gegen fünf Uhr morgens wagte Rougon seine Mutter zu verlassen, da die alte Frau in einem Sessel eingeschlafen war. Er ging vorsichtig bis ans Ende der Sackgasse Saint-Mittre, ohne daß er ein Geräusch gehört oder auch nur einen Schatten gesehen hätte, und erreichte bald das Römerthor, dessen schmale, geöffnete Flügel in gleiches Dunkel wie die schlafende Stadt gehüllt waren. Plassans schlief fest und schien nicht einmal von der Unvorsichtigkeit, bei geöffneten Thoren sich dem Gott des Schlafes ergeben zu haben, zu träumen. Es machte den Eindruck einer Totenstadt, in die Rougon sich bis in die Nizzastraße wagte. Ängstlich fixierte er dabei von weitem die Straßenkreuzungen und schauderte beim Anblick einer weiter als gewöhnlich zurückliegenden Hausthür, weil er dort jedesmal Aufrührer zu erspähen fürchtete, die auf ihn losstürzen würden. Diese schienen jedoch in der tiefen Finsternis spurlos verschwunden zu sein, denn er erreichte die Rue Sauvaire ohne Unfall.

Dort auf dem verlassenen Trottoir stand er einen Augenblick still und stieß einen Seufzer der Erleichterung und des Triumphes aus. In diesem Augenblick gehörte

Digitized by Google

ihm die schlafende Stadt, die elenden Republikaner hatten sie ihm, überlassen und er brauchte nur die Hand auszustrecken, um Besitz von dem schwarz und friedlich, stumm und vertrauensvoll daliegenden Plassans zu ergreifen. Diese kurze Rast verursachte ihm außerordentliche Genugthuung. Er stand mit gekreuzten Armen da, wie ein bedeutender Feldherr am Vorabend eines Sieges, und betrachtete den Schlaf einer ganzen Unterpräfektur mit den Blicken eines überlegenen Mannes. Alles war still, nur das eintönige Geräusch der Springbrunnen in den Höfen ließ sich vernehmen.

Es kamen ihm aber doch Bedenken. Wenn man nun unglücklicher Weise das Kaiserreich ohne ihn zu Wege gebracht hätte, und Sicardot, Garçonnet und Peirrotte, anstatt von der aufrührerischen Bande angehalten und fortgeführt zu werden, letztere selbst ins Stadtgefängnis geworfen hätten! Bei diesem Gedanken überlief es ihn kalt. Dann ging er weiter und hoffte von Felicitas genaue Auskunft zu erhalten. Er eilte hastig an den Häusern der Rue de la Banne vorüber, als er plötzlich, indem er den Kopf erhob, ein sonderbares Schauspiel gewahrte, das seinen Schritt unwillkürlich hemmte. Er sah ein Fenster des gelben Salons hell erleuchtet und eine schwarze Gestalt, die er für seine Frau hielt, bewegte sich hin und her und hantierte verzweiflungsvoll mit den Armen. Während er angstvoll überlegte, welche Bewandtnis es mit dieser wunderlichen Erscheinung haben könne, fiel ein harter Gegenstand ihm gerade vor die Füße. Es war der Schlüssel zu einem Schuppen, in dem er Gewehre geborgen hatte, den Felicitas ihm zuwarf, und der ihm deutlich bewies, daß Gefahr im Verzuge sei. Daher kehrte er rasch um, getrieben von bänglichen Ahnungen, und ohne sich erklären

Digitized by Google

zu können, weshalb seine Frau ihn nicht habe heraufkommen lassen.

Er ging direkt zu Roudier, der gerade im Begriff war fortzugehen, aber von den Ereigniffen der Nacht nichts wußte, denn er wohnte am äußersten Ende des neuen Stadtteiles, wohin das Lärmen der Aufrührer nicht einmal ein Echo geschickt hatte. Peter schlug ihm vor, Granour aufzusuchen, dessen Haus sich an der Ecke des Platzes Recollet befand, wo die Bande vorbeiziehen mußte.

Das Mädchen des Munizipalrates sprach lange mit ihnen, ehe sie sie einließ, und von oben hörten sie die zitternde Stimme des geängstigten Mannes rufen:

„Öffne nicht, Katharina! Die Straßen sind voll von Aufrührern."

Er war in seinem dunkeln Schlafzimmer und beruhigte sich, als er seine lieben guten Freunde erkannte, wollte aber durchaus nicht, daß Licht gebracht werde, da er fürchtete, dann nicht vor Kugeln sicher zu sein. Er schien zu glauben, daß die Stadt noch immer voll von Aufwieglern sei, warf sich in Unterhosen und den Kopf in ein seidenes Tuch gehüllt, in einen am Fenster stehenden Lehnstuhl und winselte:

„Ach, meine Freunde, wenn Ihr wüßtet! . . . Ich habe zu schlafen versucht, aber sie machten einen so entsetzlichen Lärm, deshalb habe ich mich in diesen Stuhl gesetzt und Alles, Alles gesehen. Es zog eine Bande entkommener Galeerensklaven mit verwildertem Aussehen vorüber, die später zurückkamen und den tapfern Kommandanten Sicardot, den würdigen Garçonnet und den Postdirektor unter entsetzlichem Geschrei mit sich fortschleppten! . . ."

Rougon empfand eine unmäßige Freude und ließ sich

Digitized by Google

von Granoux nochmals wiederholen, daß er wirklich den Bürgermeister und die Andern in der Rotte gesehen habe.

„Ihr könnt es mir glauben," jammerte der gute Mann, „denn ich war hinter der Jalousie. Sie haben Herrn Peirotte festgenommen und ich habe ihn sagen hören, als er mein Fenster passierte: „Meine Herren, thun Sie mir nichts zu leide." Aber sie werden ihm gewiß etwas anthun, und das ist eine Schande, eine wahre Schande..."

Roudier suchte Granoux zu beruhigen, indem er ihm versicherte, daß die Stadt frei sei. Aber als Peter ihm mitteilte, daß er gekommen sei, ihn zu holen, um Plassans retten zu helfen, geriet der würdige Herr in hellen Kriegseifer. Nun überlegten die drei Retter, was zu thun sei, und beschlossen endlich, daß jeder hingehen solle, seine Freunde aus dem Schlafe zu holen, und ein Rendezvous in dem Schuppen, der ihnen als geheimes Arsenal diente, zu verabreden.

Rougon dachte noch immer an Felicitas' sonderbare Geberden und witterte irgend eine Gefahr. Granoux aber, unzweifelhaft der Dümmste der drei, kam zuerst auf den schlauen Gedanken, daß noch Republikaner in der Stadt sein müßten, und Rougon gestand sich mit einer Vorahnung, die ihn nicht betrog, ein, daß auch ein Macquart darunter sein müsse.

Eine Stunde später fanden sie sich alle in dem Schuppen wieder ein, der in einem wenig belebten Stadtviertel lag. Sie waren leise von Thür zu Thür geschlichen, hatten beim Öffnen derselben jegliches Geräusch vermieden und so viel Männer als ihnen nur irgend gelingen wollte angeworben. Trotz aller Mühe hatten sie nur ungefähr vierzig zusammengebracht, die hintereinander her im Dunkel dahinschlüpften, ohne Kravatte und mit blassen verschlafenen Gesichtern. Der Schuppen war an einen Töpfer

Digitized by Google

vermietet, und deshalb lagen in den Ecken alte Tonnenreifen und zerbrochene Fässer umher. In der Mitte aber waren die Gewehre in drei großen Kisten aufbewahrt und ein langes, dünnes Talglicht, das man in Ermangelung eines Leuchters auf ein Stück Holz gesteckt hatte, erhellte diesen sonderbaren Ort nicht mehr als ein flackerndes Nachtlicht es gethan haben würde. Als Rougon die Deckel der Kisten abgenommen hatte, gab es ein wunderliches Schauspiel, denn plötzlich streckten sich alle Hälse und Köpfe mit geheimer, innerer Angst über die Waffen, deren Flintenläufe bläulich und phosphorartig glänzten, während der gelbliche Schein des Nachtlichtes den Schatten großer Nasen und zu Berge stehender Haarbüschel an die Wand warf.

Als diese reaktionäre Gesellschaft ihre Mitglieder zählte, erschrak sie über ihre kleine Zahl. Es waren nur neununddreißig, die sicherlich ihr Leben lassen mußten, und hier erwähnte ein Familienvater seiner Kinder, während dort andere ohne einen Vorwand anzugeben, zur Thür eilten. Zwei Verschworene kamen neu hinzu und erzählten, da sie auf dem Platze des Stadthauses wohnten, daß wenigstens zwanzig Republikaner im Hause des Bürgermeisters seien. Nun erfolgte eine neue Beratung, denn einundvierzig gegen zwanzig schien günstig, und mit leisem Zittern wurden die Waffen verteilt. Rougon leerte die Kisten, und jeder, der sein Gewehr erhielt, fühlte ein kaltes Schaudern, das ihm die Eingeweide nicht weniger kalt machte als es die Flintenläufe in dieser kalten Dezembernacht waren. Der Schatten an der Wand nahm sonderbare Gestalten an, die alle die zehn Finger ausstreckten. Endlich schloß Peter mit Bedauern die Kisten, weil noch hundert neue Gewehre darin blieben, die er nur zu gern verteilt hätte, und gab jedem seinen Anteil an Patronen, wovon im

Digitized by Google

Hintergrunde der Remise zwei große Fässer voll bis an den Rand standen, die hingereicht haben würden, Plassans gegen ein ganzes Heer zu verteidigen. Da dieser Winkel nicht erhellt war, brachte einer der Herren das Talglicht herbei — allein ein anderer, ein behäbiger Speckhändler mit Riesenfäusten, wurde ärgerlich darüber und erklärte, daß es sehr leichtsinnig sei, das Licht so nahe zu bringen. Diese Behauptung fand allgemeine Billigung, und so wurden die Patronen in völliger Dunkelheit verteilt, bis jeder seine Taschen übervoll hatte. Als sie endlich ihre Waffen mit übermäßiger Vorsicht geladen hatten, blieben sie noch einen Augenblick beisammen und sahen sich von der Seite an, mit Blicken in denen sich Feigheit mit Dummheit paarte. Dann schlichen sie stumm hinter einander her an den Häusern entlang, wie Wilde, die in den Krieg ziehen. Rougon war die Ehre zu teil geworden, voranzuschreiten, es war überhaupt für ihn die Zeit gekommen, sein ganzes Ich daran zu setzen, wenn seine Pläne gelingen sollten, und so beobachtete er eine militärische Haltung, trotz der Schweißtropfen, die bei aller Kälte auf seiner Stirn perlten. Hinter ihm gingen Roudier und Granoux. Zweimal hielt der Zug plötzlich still, weil er fernes Schlachtgetöse zu hören glaubte, aber es waren nur die Messingbecken gewesen, die den Perrückenmachern des Südens als Schild dienen, an kleinen Ketten aufgehängt sind und sich im Winde bewegten. Nach jedem Halt setzten die Erretter von Plassans ihren Weg im Dunkeln fort, ohne eine heimliche Angst vollständig verbergen zu können. Endlich kamen sie auf dem Rathausmarkte an, wo sie sich um Rougon gruppierten, um von neuem zu beraten. Ihnen gegenüber, im Hause des Bürgermeisters, war ein einziges Fenster erhellt. Es war fast sieben Uhr und der Tag dämmerte bereits.

Digitized by Google

Nach einer zehn Minuten langen Beratung entschloß man sich bis zur Thür vorzurücken, um zu ergründen, was diese Dunkelheit und diese beunruhigende Stille bedeuten. Die Thür stand halb offen. Einer der Verschworenen steckte seinen Kopf hindurch, zog ihn aber schnell wieder zurück und behauptete, dort einen schlafenden Mann gesehen zu haben, der sich gegen die Mauer lehne und ein Gewehr zwischen den Beinen halte. Rougon sah ein, daß es sich hier um eine Heldenthat handele, deshalb trat er zuerst ein, bemächtigte sich des Mannes und hielt ihn fest, während Roudier ihn knebelte. Dieser erste, in aller Stille errungene Erfolg ermutigte die kleine Truppe, die bisher nur an ein mörderisches Kleingewehrfeuer gedacht hatte. Rougon machte ihnen gebieterische Zeichen, damit die Freude seiner Soldaten nicht zu lärmend werde.

Sie setzten ihren Weg auf den Zehen schleichend fort. Alsbald bemerkten sie zur Linken im Polizeigebäude ungefähr fünfzehn Männer auf Feldbetten liegend und ruhig beim matten Scheine einer an der Mauer befestigten Laterne schnarchend. Rougon, der auf dem besten Wege war, ein großer General zu werden, ließ die Hälfte seiner Mannschaft vor dem Polizeigebäude mit dem Befehle, die Schläfer nicht zu erwecken, aber sie im Auge zu behalten und sie zu Gefangenen zu machen, sobald sie sich rühren würden. Was ihn beunruhigte, war das helle Fenster, das er auf dem Marktplatze gesehen hatte, weil er Macquart daran beteiligt glaubte. Er sah ein, daß er sich zunächst derer versichern müsse, die oben wachten, und wollte sich ihrer durch eine Überrumpelung bemächtigen, ehe das Gerücht eines Kampfes sie veranlaßte, sich zu verrammeln. Darum ging er langsam hinauf, gefolgt von den zwanzig Helden, über die er noch verfügen konnte. Roudier blieb zurück, um die Abteilung im Hofe zu kommandieren.

Digitized by Google

Macquart befand sich wirklich im Bureau des Bürgermeisters, wo er in einem Lehnstuhle saß, die Ellbogen auf einen Schreibtisch gestützt.

Als die Aufrührer fortgezogen waren hatte er sich mit dem zuversichtlichen Vertrauen eines eingebildeten Menschen im Bewußtsein seines Sieges gesagt, daß er der Gebieter über Plassans sei und demzufolge als Sieger auftreten müsse. Nach seiner Idee war diese die Stadt durchziehende Bande von dreitausend Mann ein unüberwindliches Heer, dessen Nähe schon genügte, um die mutlosen und nachgiebigen Bürger in Raison zu halten. Die Insurgenten hatten die Gendarmen in die Kaserne gesperrt, die Nationalgarde war auseinander getrieben, das vornehme Viertel kam beinahe vor Furcht um und die Rentiers der Neustadt hatten in ihrem ganzen Leben nie ein Gewehr berührt. Nirgends waren Waffen, nirgends Soldaten. Er hatte es nicht einmal für nötig befunden, die Thüren verschließen zu lassen, und wartete ruhig auf den Anbruch des Tages, der alle Republikaner des Landes um ihn versameln sollte, während seine Leute im Gefühle vollständiger Sicherheit eingeschlafen waren.

Er träumte schon von großen revolutionären Maßregeln, als da sind: Ernennung einer Kommune, deren Chef er sein würde und Einkerkerung aller schlechten Patrioten sowie aller derjenigen Männer, die er nicht leiden konnte. Der Gedanke an die besiegten Rougons, an den leeren gelben Salon, an die ganze Klique, die ihn um Gnade bitten sollte, erfüllte ihn mit einem wonnigen Freudegefühl. Er hatte beschlossen, einen Aufruf an die Bewohner von Plassans zu erlassen, und hatte vier Personen zur Abfassung desselben ausersehen. Als er fertig war, ließ Macquart, der im Sessel des Maire eine würdige Miene annahm, ihn sich vorlesen, bevor er ihn in die

Digitized by Google

Druckerei des „Independant“ schickte, an dessen Bürgersinn er nicht zweifelte. Einer der Redakteure begann mit Pathos zu lesen: „Einwohner von Plassans! Die Stunde der Freiheit hat geschlagen, die Regierung der Gerechtigkeit ist da . . .“ als plötzlich ein Geräusch an der Thür des Bureaus gehört und diese langsam geöffnet wurde.

„Bist Du es, Cassoute?“ fragte Macquart, die Lektüre unterbrechend.

Es erfolgte keine Antwort, aber die Thür öffnete sich mehr und mehr.

„Komm doch herein,“ rief er ungeduldig. „Ist mein Schuft von Bruder zu Hause?“

Da wurden plötzlich beide Flügelthüren mit Ungestüm zurückgeworfen, daß sie gegen die Mauern knallten, und eine Flut bewaffneter Männer stürzte herein, die ihre Gewehre wie Spazierstöcke schwenkten. In ihrer Mitte befand sich Rougon mit hochrotem Gesichte und aus ihren Höhlen getretenen Augen.

„Ach, diese Schufte, sie haben ja Waffen,“ jammerte Macquart und wollte eine Pistole ergreifen, die auf dem Schreibtische lag; sofort aber packten ihn fünf Männer. Die vier Redakteure wehrten sich eine Weile. Man hörte das Geräusch vom Austeilen von Stößen, Stampfen und Hinfallen. Die Kämpfenden wurden durch ihre Gewehre gehindert, die ihnen von keinem Nutzen waren, die sie aber trotzdem nicht loslassen wollten. Bei diesem Kampfe ging nur Rougons Gewehr, das einer der Insurgenten ihm entreißen wollte, mit furchtbarem Knalle los und hüllte das ganze Zimmer in Rauch; die Kugel zerschmetterte einen kostbaren Spiegel, der in der ganzen Stadt für den schönsten galt. Dieser Schuß betäubte die Streitenden und machte dem Kampfe ein Ende.

Während die Herren noch vor Erregung keuchten,

Digitized by Google

hörte man drei Schüsse im Hofe fallen. Granoux lief an ein Fenster. Die Gesichter verlängerten sich, alle horchten ängstlich, ob es jetzt wohl eine Fortsetzung mit den Leuten unten geben würde, die sie in ihrem Siegeseifer ganz vergessen hatten. Allein Roudiers Stimme rief ihnen zu, daß alles nach Wunsch gehe und Granoux schloß voller Freude das Fenster. Faktum war, daß Rougons Schuß die Schläfer erweckt hatte, die sich sogleich ergaben, da sie unter diesen Umständen jeden Widerstand für unnütz hielten, zumal drei von Roudiers Leuten in ihrem blinden Eifer ihre Gewehre in die Luft abschossen, als Antwort auf den oben gefallenen Schuß, ohne jedoch zu wissen, was sie eigentlich thaten. Giebt es doch Momente, wo sogar eine Waffe in den Händen eines Feiglings sich von selbst entladet.

Indessen ließ Rougon Macquarts Hände mit den Schnüren der grünen Vorhänge des Zimmers binden. Dieser hohnlächelte und weinte vor Wut.

„Es ist noch nicht aller Tage Abend . . .“ stammelte er. „Heute oder morgen, wenn die andern wiederkommen, halten wir Abrechnung.“

Bei dieser Anspielung auf die aufrührerische Bande überlief es die Sieger kalt. Rougon schauderte leicht. Sein Bruder war außer sich, daß es diesen schüchternen Bürgern, die er als alter Soldat mit dem Namen elender Spießbürger bezeichnet hatte, gelungen war, ihn wie ein Kind zu überlisten, und bot ihm mit seinen vor Haß glänzenden Augen Trotz.

„Gut, ich werde schöne Dinge erzählen,“ sagte er, ohne den Blick von ihm zu wenden. „Bringe mich nur bald vor das Assisengericht, damit ich den Richtern dort amüsante Geschichten erzählen kann.“

Rougon wurde kreideweiß, denn er hatte eine entsetz-

Digitized by Google

liche Angst, daß Macquart fähig sein möchte, mehr zu sagen und dadurch sein Ansehen bei diesen Herren, die ihm geholfen hatten, Plassans zu retten, vernichten würde. Diese hatten sich vor Bestürzung über das dramatische Begegnen der beiden Brüder in den äußersten Winkel des Kabinetts zurückgezogen und erwarteten eine aufregende Szene. Rougon faßte einen kühnen Entschluß, ging direkt auf die Gruppe zu und sagte in vornehmem Tone:

„Wir werden diesen Mann hier bewachen. Wenn er über seine Lage nachgedacht hat, kann er uns vielleicht nützliche Auskunft geben."

In noch würdevollerem Tone fuhr er fort:

„Meine Herren, ich werde meine Pflicht ganz thun. Ich habe geschworen, die Stadt von der Anarchie zu befreien, und ich werde meinen Schwur halten, selbst wenn ich der Mörder meines nächsten Verwandten werden müßte."

Man hätte glauben können, einen Römer vor sich zu haben, der seine Familie auf dem Altare des Vaterlandes opfere. Granoux ging ganz bewegt auf ihn zu, drückte ihm die Hand und sah ihn dazu mit weinerlicher Miene an, als ob er sagen wolle: „Ich verstehe Dich, Du bist erhaben über sie Alle."

Dann that er ihm den Gefallen, unter dem Vorwand, die vier Gefangenen in den Hof zu führen, alle Leute mit sich zu nehmen.

Als Peter mit seinem Bruder allein war, erwachte sein Selbstgefühl von neuem.

„Ihr habt mich wohl nicht erwartet," sagte er. „Das kann ich mir denken, da Ihr Eure Gesellen ausgeschickt habt, mir aufzulauern. Unglücklicher, seht Ihr jetzt, wohin Euch Eure Laster und Eure Unbesonnenheit geführt hat!"

Macquart zuckte die Achseln.

Digitized by Google

„Nun," antwortete er, „laß mich in Ruhe! Du bist ein alter Schuft. Wer zuletzt lacht, lacht am besten."

Rougon hatte keinen festen Plan, was er mit seinem Bruder beginnen wollte, und schob ihn deshalb in ein Toilettenzimmer, wo Herr Garçonnet sich zuweilen ausruhte. Dieser Raum wurde von oben erhellt und hatte keinen Ausgang und nur die eine Thüre. Er war mit einigen Sesseln, einem Divan und einem marmornen Waschtisch möbliert. Peter schloß die Thür sicher zu, nachdem er die Fesseln seines Bruders etwas gelöst hatte. Er hörte letztern sich auf den Divan werfen und mit fürchterlicher Stimme das „Ça ira" anstimmen, als wollte er sich damit einschläfern.

Als Rougon sich allein fand, setzte er sich in den Sessel des Bürgermeisters. Er seufzte und trocknete sich die Stirn. Wie mühevoll doch die Erlangung von Glück und Ehren war! Er wünschte sich am Ziele, fühlte, wie der weiche Sessel unter ihm nachgab, liebkoste wie mechanisch mit seiner Hand den Magahonischreibtisch, den er sanft und zart wie die Haut einer hübschen Frau fand. Er gefiel sich mehr und mehr an seinem Platze und nahm dieselbe würdevolle Haltung an wie Macquart, als er vor wenigen Minuten der Vorlesung des Aufrufes gelauscht hatte. Im Zimmer umgab ihn eine kirchliche Ruhe, die seine Seele in eine himmlische Wollust hüllte. Den Geruch von Staub und alten Papieren, der aus den Ecken aufstieg, empfand er wie einen Weihrauch, der in seine erweiterten Nasenlöcher drang. Dieses Zimmer mit seinen verblaßten Tapeten, seinem geschäftlichen Anstrich und den quälenden Sorgen eines Gemeinderates war für ihn ein Tempel, dessen Gott er selber. Jetzt erinnerte er sich an die innere, göttliche Erregung seiner ersten Kommunion, wo er noch Hingebung an Jesus geheuchelt hatte, wenn er

Digitized by Google

auch im Grunde kein Freund der Priester war. Allein trotz seines Entzückens überkamen ihn jedesmal, wenn er Macquarts Stimme hörte, kleine nervöse Anwandlungen. Die Worte Aristokrat, Laterne, das Drohen mit Henken drangen wie heftige Windstöße durch die Thür und vernichteten unbarmherzig seinen glücklichen Traum. Immer wieder dieser Mensch! Sein Traum, der ihm Plassans zu seinen Füßen zeigte, endete schließlich mit der unangenehmen Aussicht auf das Assisengericht, Richter, Geschworene und Volk, die alle Macquarts schimpfliche Enthüllungen, die Geschichte der fünfzigtausend Frank, anders anhörten, und während ihn noch Garçonnets weicher Sessel mit Behagen umhüllte, sah er sich plötzlich an eine Laterne in der Rue de la Banne aufgehängt. Wer würde ihn endlich von diesem Elenden befreien? Schließlich schlief Anton ein, und Peter hatte Zeit, sich seinem Entzücken für zehn Minuten hinzugeben.

Bald aber rissen Roudier und Granoux ihn aus dieser Seligkeit; sie kamen aus dem Gefängnis zurück, in das sie die Insurgenten geführt hatten. Zudem wurde es Tag, die Stadt erwachte und es war nötig einen Entschluß zu fassen. Roudier erklärte, daß man vorerst eine Proklamation an die Einwohner ergehen lassen müsse, während Peter gerade die las, welche die Insurgenten auf dem Tische gelassen hatten.

„Das kommt uns gerade recht," rief er aus, „wir brauchen nur einige Wörter zu ändern."

Eine Viertelstunde reichte in der That dazu aus, und Granoux las dann mit bewegter Stimme:

„Einwohner von Plassans! Die Stunde zur Verteidigung ist da, die Ordnung ist zurückgekehrt . . ."

Man beschloß die Proklamation in der Druckerei der

Digitized by Google

Gazette drucken zu lassen und an alle Straßenecken anzukleben.

„Hört," rief Rougon, „wir werden uns Alle in meine Wohnung begeben, nur Herr Granoux wird hier zurückbleiben, um diejenigen Mitglieder des Munizipalrates, die nicht verhaftet worden sind, hier zu vereinen und ihnen die schredlichen Erlebnisse der Nacht zu erzählen."

Mit Würde fügte er hinzu:

„Ich bin gern bereit, die Verantwortlichkeit meiner Handlungsweise auf mich zu nehmen. Wenn das, was ich gethan habe, als ein Pfand meiner Ordnungsliebe angesehen werden kann, so willige ich ein, mich als Leiter einer Munizipalkommission anzusehen, bis die alten Autoritäten wieder ihr Amt verwalten können. Damit man mich aber nicht des Ehrgeizes anklage, werde ich nicht eher in die Wohnung des Bürgermeisters zurückkehren, als bis meine Mitbürger mich auffordern."

Granoux und Roudier schrieen um die Wette, daß Plassans nicht undankbar dafür sein würde, daß er die Stadt gerettet habe. Dann wiederholten sie nochmals, was er Alles zur Wiederherstellung der Ordnung gethan habe: daß allen Freunden der Ordnung stets der gelbe Salon zugänglich gewesen sei, daß er ein gutes Losungswort für alle drei Stadtteile ausgegeben habe, daß die Waffenniederlage seine Idee gewesen sei und daß er sich in dieser denkwürdigen Nacht durch Klugheit und Heldenmut für ewige Zeiten ausgezeichnet habe. Granoux fügte noch hinzu, daß er sich im voraus der Bewunderung und Erkenntlichkeit des Munizipalrates versichert halten möge, und schloß mit den Worten:

„Gehen Sie nicht aus Ihrem Hause; ich werde Sie holen und im Triumph zurückführen."

Roudier fügte noch hinzu, daß er den Takt und die

Digitized by Google

Bescheidenheit ihres Freundes wohl begreifen könne und durchaus billige. So dachte niemand daran, ihn des Ehrgeizes anzuklagen, aber man fühlte die Zartheit, daß er ohne die Zustimmung der Bürger nichts thun wolle, und schätzte ihn deshalb für würdig, edel und großmütig.

Bei dieser Flut von Lobeserhebungen senkte Rougon demütig das Haupt und murmelte: „Nein, nein, das ist viel zu viel," aber im Grunde war er doch überselig. Jeder Satz des ehemaligen Strumpfwirkers und des alten Mandelhändlers, die ihm zur Rechten und zur Linken standen, klang ihm lieblich. Als er so dasatz im Sessel des Bürgermeisters, grüßte er nach rechts und links mit dem Anstand eines Prinzen, den ein Staatsstreich zum Kaiser zu machen versprach. Als sie endlich ihre Lobreden erschöpft hatten, gingen sie hinunter. Granoux begab sich ans Suchen nach dem Munizipalrat. Roudier bat Rougon, nur immer voraufzugehen, er würde zu ihm kommen, sobald er der Wache am Hause des Bürgermeisters die nötigen Befehle erteilt habe. Der Tag graute, während Peter in der einsamen Rue de la Banne militärisch seine Absätze auf dem Trottoir erklingen ließ. Trotz der heftigen Kälte hielt er seinen Hut in der Hand, denn die Anwandlungen des Stolzes trieben ihm alles Blut ins Gesicht.

Unten an der Treppe fand er Cassoute. Der Wallarbeiter saß unbeweglich, da er niemand hatte eintreten sehen. Er saß auf der untersten Stufe und hielt seinen großen Kopf in den Händen, starr vor sich hinsehend, wie ein treuer Hund.

„Du erwartest mich, nicht wahr?" fragte Peter, der sofort begriff, was es zu bedeuten habe. „Gut denn, gehe zu Herrn Macquart und sage ihm, daß ich nach Hause gekommen sei. Frage nur in der Bürgermeisterwohnung nach ihm."

Digitized by Google

Cassoute erhob sich und zog sich linkisch grüßend zurück. Er sollte bald wie ein Hammel festgenommen werden zu Peters großer Freude, der mit zufriedenem Lächeln die Treppe hinaufstieg, denn er hatte sich selbst übertroffen und dachte bei sich selbst:

„Mut habe ich gezeigt, aber werde ich auch Geist haben?"

Felicitas war noch nicht zu Bett. Er fand sie im Sonntagsputze mit ihrer Haube mit citronengelben Bändern, wie eine Frau, die Besuch erwartet. Sie war vergebens am Fenster gewesen, denn sie hatte nichts gehört und starb fast vor Neugierde.

„Nun?" fragte sie auf ihn losstürzend.

Dieser aber war noch ganz außer Atem und ging direkt in den gelben Salon, wohin sie ihm folgte, indem sie alle Thüren vorsichtig hinter sich schloß. Dort warf er sich in einen Lehnstuhl und sagte mit halberstickter Stimme:

„Jetzt ist's sicher, ich werde Steuereinnehmer werden."

Sie umarmte und küßte ihn.

„Wirklich? wirklich?" rief sie. „Aber ich habe gar nichts verstanden, darum, mein liebes Männchen, erzähle mir Alles!"

Es war, als zähle sie erst fünfzehn Jahre, so schmeichelte sie und wirbelte um ihn her, wie eine von Luft und Wärme berauschte Grille. Und Peter in der Freude über seinen Sieg, leerte sein Herz aus und erzählte Alles bis auf die kleinste Kleinigkeit. Er gestand sogar seine Zukunftspläne ein und vergaß ganz seinen Grundsatz, daß die Frauen zu nichts taugen und daß die seine nichts wissen durfte, wenn er Herr bleiben wollte. Felicitas verschlang förmlich seine Worte. Zuweilen mußte er seine Erzählung wiederholen, weil sie sagte, daß sie ihn nicht

Digitized by Google

verſtanden habe; in Wahrheit aber verdrehte ihr die Freude dermaßen den Kopf, daß ſie zeitweilig wie taub war, weil ihr Geiſt vor Vergnügen wie berauſcht war. Als Peter ihr den Verlauf der Ereigniſſe in der Bürgermeiſterwohnung erzählte, verfiel ſie in einen förmlichen Lachkrampf, wechſelte dreimal ihren Platz, rollte die Möbel umher und konnte ſich abſolut nicht ruhig verhalten. Nach vierzigjähriger unaufhörlicher Anſtrengung ließ das Glück ſich endlich erjagen. Sie war darüber ganz außer ſich, ſodaß ſie jegliche Vorſicht vergaß.

„Siehſt Du," rief ſie mit einem Ausbruch von Triumph, „das verdankſt Du alles mir. Wenn ich Dich hätte nach Deinem Gefallen thun laſſen, würdeſt Du jetzt ſchmählich von den Inſurgenten gezwickt worden ſein. Du Tropf, Garçonnet, Sicardot und die andern ſind gut genug für dieſe wilden Tiere."

Dann ihre vor Alter wackeligen Zähne zeigend, fügte ſie mit ſchlauem Lächeln hinzu:

„Es lebe die Republik! denn ſie hat das Feld rein gemacht!"

Jetzt aber wurde Peter ärgerlich und murmelte:

„Ja Du glaubſt immer Alles vorherzuſehen. Aber Du irrſt, denn ich habe den Gedanken gehabt, mich zu verbergen. Als ob die Frauen etwas von Politik verſtänden. Wenn Du, meine liebe Alte, unſer Schiff lenken ſollteſt, ſo würden wir bald Schiffbruch erleiden."

Felicitas biß ſich auf die Lippen, ſie hatte ſchon zu viel geſagt und ihre Rolle als ſtumme Fee ganz vergeſſen. Sie geriet ſtets in einen blinden Eifer, wenn ihr Mann ihre Überlegenheit nicht anerkennen wollte. So nahm ſie ſich denn auch jetzt wieder vor, auf eine beſondere Rache zu ſinnen, damit, wenn die Zeit da ſei, der gute Mann in ihre Falle gerate.

Digitized by Google

„Ach, ich vergaß," sagte Rougon, „daß Herr Peirotte auch ein Tänzchen wagt. Granoux hat gesehen, wie er sich gegen die Insurgenten gesträubt hat."

Felicitas zitterte. Sie stand gerade am Fenster und betrachtete mit liebevollem Blick die Fenster des Obersteuereinnehmers. Sie empfand ein Bedürfnis sie wiederzusehen, denn der Gedanke des Triumphes paarte sich mit dem des Neides um die schönen Räume, über deren Möbel sie sich schon lange Zeit gefreut hatte. Sie wandte sich um und sagte in sonderbarem Tone:

„Herr Peirotte ist festgenommen?"

Dann wieder lachte sie wohlgefällig und endlich wurde ihr Gesicht mit heller Röte überzogen. Innerlich aber hegte sie den frommen Wunsch: „wenn doch die Insurgenten ihn umbringen wollten!" Peter schien diesen Gedanken in ihren Augen zu lesen.

„Meiner Treu! wenn eine Kugel ihn träfe," murmelte er, „das würde unsere Sache befördern . . . Denn man brauchte ihn doch nicht zu ersetzen und es wäre dann nicht unsere Schuld."

Felicitas war nervös und schauderte. Es kam ihr vor, als habe sie soeben einen Menschen zum Tode verurteilt. Wenn Herr Peirotte jetzt sein Leben lassen müsse, würde er ihr gewiß im Traume erscheinen und sie ängstigen. Deshalb warf sie nur noch einige heimliche, angstvolle Blicke auf die gegenüberliegenden Fenster. Von jetzt an war ihre Freude durch einen verbrecherischen Gedanken geschmälert.

Als Peter sein Herz erleichtert hatte, fiel ihm wieder das Mißliche seiner Lage in Bezug auf Macquart ein. Wie konnte man sich diesen Schuft vom Halse schaffen? Felicitas aber, ganz in Eifer geraten über den glücklichen Erfolg, rief:

Digitized by Google

„Kann man doch nicht alles mit einem Male thun! Vorerst knebeln wir ihn und dann wird sich schon irgend ein Mittel finden . . .“

Dabei blieb sie in fortwährender Bewegung, indem sie die Stühle ordnete und die Lehnen abstäubte. Plötzlich blieb sie mitten im Zimmer stehen, warf einen vielsagenden Blick auf die verblichenen Möbelbezüge und sagte:

„Ach Gott, wie abscheulich es hier aussieht! Und dabei werden wir soviel Besuch bekommen.“

„Beruhige Dich,“ antwortete Peter mit Nonchalance, „das wird Alles anders werden.“

Er, der am Abend zuvor noch einen heiligen Respekt vor diesen Sesseln und dem Sopha empfunden hatte, würde jetzt fähig gewesen sein, mit geschlossenen Füßen über sie hinwegzuspringen. Felicitas bezeigte ihre Verachtung dadurch, daß sie einen Sessel, dem eine Rolle fehlte und der ihr nicht sogleich zu Willen war, umwarf.

Im selben Augenblicke trat Roudier ein. Es wollte der alten Frau vorkommen, als sei er bei weitem höflicher als sonst, denn seine Anrede mit „Herr“ und „Frau“ entschlüpfte seinen Lippen mit musikalischem Klange. Nach und nach erschienen auch die übrigen gewöhnlichen Gäste, so daß der Salon sich füllte. Bis jetzt kannte noch niemand die Einzelheiten des letzten nächtlichen Ereignisses und daher kamen sie alle beim Gerücht, das die Stadt durcheilte, herbeigelaufen, mit einem Lächeln auf den Lippen und mit aufgerissenen Augen. Diese Herren, die am gestrigen Abend bei der Nachricht von der Annäherung der Insurgenten plötzlich den gelben Salon verlassen hatten, kamen jetzt wieder lärmend, neugierig und ungestüm herbei, wie ein Mückenschwarm, den der Wind verscheucht hatte. Einige hatten sich nicht einmal die Zeit gelassen, ihre Hosenträger anzulegen. Ihre Ungeduld war groß,

Digitized by Google

aber die von Rougon schien noch größer zu sein, denn er wandte alle Augenblicke seinen Kopf mit ängstlichen Blicken zur Thüre, als erwarte er Jemand. Eine ganze Stunde lang herrschte hier ein lebhaftes Beglückwünschen, Händedrücken, bewunderndes Geflüster und geheime Freude ohne eigentliche Ursache, der es nur an einem einzigen Worte fehlte, um in Enthusiasmus auszuarten.

Endlich erschien Granoux. Er stand einen Moment auf der Schwelle still, die rechte Hand in seinen zugeknöpften Überzieher gesteckt; sein dickes, blasses Gesicht strahlte vor Freude, trotzdem versuchte er, seine große Bewegung hinter einer würdigen Miene zu verbergen. Bei seinem Eintritt trat sofort Ruhe ein, denn man fühlte, daß sich jetzt etwas Außergewöhnliches zutragen müsse. So schritt denn Granoux durch die Reihen der Anwesenden hindurch, direkt auf Rougon zu und ihm die Hand reichend, sagte er zu ihm:

„Mein Freund, ich bringe Ihnen die Huldigung des Munizipalrates, der Sie bis zur Rückkehr des Bürgermeisters als Chef anerkennt. Sie haben Plassans gerettet und in unserer aufregenden Zeit bedürfen wir der Männer, die Ihre Intelligenz und Ihren Mut besitzen. Kommen Sie . . ."

Granoux, der sich diese kleine Rede mühsam auf dem Wege von der Bürgermeisterei bis zur Rue de la Banne einstudiert hatte, fühlte, daß sein Gedächtnis ihn im Stiche ließ. Rougon ließ ihn nicht wieder zu Worte kommen, sondern drückte ihm, überwältigt von innerer Bewegung, die Hand, indem er zu wiederholten Malen sagte:

„Ich danke Ihnen, mein lieber Granoux, ich danke Ihnen."

Weiter wußte er nichts zu sagen. Es erhob sich auch bereits ein betäubender Lärm, denn jeder beeilte sich, ihm

Digitized by Google

die Hand zu drücken, ihn neugierig auszufragen und mit Lobeserhebungen und Komplimenten zu überschütten. Er aber forderte mit der Würde einer Magistratsperson eine Konferenz mit den Herren Granoux und Roudier. Kamen doch die Geschäfte stets in erster Linie und die Stadt befand sich ja in einer kritischen Lage. So zogen sich denn die drei in einen Winkel des Salons zurück und teilten sich dort mit leiser Stimme in die Macht, während die übrigen Gäste in geringer Entfernung ihnen heimlich Blicke der Bewunderung und Neugierde zuwarfen. Rougon nahm den Titel eines Präsidenten der Munizipalkommission an, Granoux den eines Sekretärs und Roudier wurde kommandierender Chef der neugebildeten Nationalgarde. Sie schworen sich gegenseitig Hülfe in jeder Lage zu.

Felicitas hatte sich ihnen genähert und fragte kurz:

„Und Vuillet?"

Sie sahen sich fragend an, denn niemand wußte etwas von ihm. Auf Rougons Gesicht malte sich eine leise Unruhe.

„Vielleicht hat man ihn mit den andern weggeführt..." sagte er, um sich zu beruhigen.

Felicitas schüttelte den Kopf. Vuillet war nicht der Mann, der sich mir nichts dir nichts gefangen nehmen ließ. Seit dem Augenblick seines Ausbleibens konnte man sicher sein, daß er irgend etwas Unrechtes treibe.

Da öffnete sich die Thür, und Vuillet trat ein. Er grüßte bescheiden mit gesenkten Lidern und dem gekniffenen Lächeln eines Meßners und reichte Rougon und den beiden Andern seine feuchte Rechte. Vuillet hatte seine Angelegenheiten auf eigene Faust betrieben und sich sein Schäfchen ins Trockene gebracht, wie Felicitas es vorhergesagt hatte. Er hatte durch sein Kellerfenster gesehen, wie die Insurgenten den Postdirektor festgenommen hatten, dessen Bureau

Digitized by Google

dicht bei seiner Buchhandlung war. Ungefähr um dieselbe Zeit, als Rougon sich im Sessel des Maire breit machte, hatte er sich in das Kabinett des Direktors begeben. Da er die Beamten kannte, so hatte er sie alle bei ihrer Ankunft empfangen und ihnen mitgeteilt, daß sie sich durchaus nicht zu beunruhigen brauchten, da er ihren Chef bis zu seiner Rückkehr ersetzen wolle. Dann hatte er die Morgenpost mit schlecht verhehlter Neugier durchsucht und besonders die Briefe, da er auf einen speziell zu fahnden schien. Ohne Zweifel sagte sein neues Amt einem seiner geheimen Pläne zu, denn er verstieg sich so weit, einem Beamten ein Exemplar von Pirons spaßhaften Werken zu geben. Vuillet hatte einen Vorrat schlüpfriger Bücher, die er in einer Schieblade unter einer Menge von Rosenkränzen und heiligen Bildern verbarg; er überschwemmte die Stadt förmlich mit schändlichen Photographien und Bildern, ohne daß er dadurch seinen Absatz an die Pfarrkinder schmälerte. Indessen erschrak er doch ein wenig über die raubritterliche Art und Weise, mit der er sich die Herrschaft im Postgebäude angemaßt hatte, und dachte daran, wie er sich dieser Anmaßnng versichern könne. Darum war er zu Rougon geeilt, dessen Macht im Wachsen war.

„Wo haben Sie denn gesteckt?“ fragte Felicitas, ihn mißtrauisch ansehend.

Und er erzählte seine Geschichte, die er natürlich so auszuschmücken verstand, daß man annehmen mußte, er habe das Postgebäude vor Plünderung bewahrt.

„Gut,“ sagte Peter nach kurzem Bedenken, „Sie bleiben natürlich hier und machen sich nützlich.“

Der letzte Satz war bezeichnend für die Rougons, da sie stets fürchteten, andere möchten ihnen zuvorkommen und für sie nichts übrig lassen. Doch hatte Rougon keine

Digitized by Google

Gefahr darin gesehen, Vuillet das Amt des einstweiligen Postdirektors zu überlassen, da er ihn auf diese Weise los wurde. Felicitas bezeigte durch Geberden, daß sie vom Gegenteil überzeugt sei.

Als die Verabredung getroffen war, gingen die Herren wieder zu den Gruppen, die den Salon anfüllten, denn sie mußten doch die allgemeine Neugierde befriedigen und haarklein die Ereignisse des Morgens berichten. Da war denn Rougon bewundernswürdig, wie er Alles, was er seiner Frau erzählt hatte, übertrieb, ausschmückte und dramatisierte. Die Austeilung der Gewehre und Patronen machte Alle verstummen, aber der Zug durch die einsamen Straßen und die Gefangennahme des Bürgermeisters brachte sie außer sich. Bei jeder neuen Einzelheit hörte man Zwischenrufe:

„Nur vierzig Personen, das ist wunderbar!"

„O, Himmel, wie dunkel muß es gewesen sein!"

„Das hätte ich nicht wagen mögen!"

„So haben Sie ihn bei der Kehle gepackt?!"

„Was haben denn aber die Insurgenten gesagt?"

Diese kurzen Ausrufe stachelten Rougons Begeisterung an. Er gab auf Alles Antwort und ergänzte sie durch lebhaftes Geberdenspiel.

Dieser große Mann war eingenommen von seinen eigenen Heldenthaten und geberdete sich wie ein Schüler, indem er sich wiederholte, unterbrochen von Zwischenrufen, Ausbrüchen der Überraschung und Nebenunterhaltungen, die sich leicht anknüpften, um seine Erzählungen bis ins Einzelne zu erörtern. So gelang es ihm, sich ein Ansehen zu geben und sich mit einem heldenhaften Glanze zu umhüllen. Außerdem waren ja auch Granoux und Roudier da, um einzuhelfen, sobald er kleine Thatsachen ausließ. Sie waren begierig auch ein Wort mitzureden und schnitten

Digitized by Google

ihm manchmal das Wort ab. Zuweilen sprachen alle drei durcheinander. Als Rougon die Episode mit dem zerbrochenen Spiegel als Hauptpunkt des Ganzen aufsparen und erst von der Begebenheit im Hofe erzählen wollte, meinte Roudier, daß er mit solch einem Durcheinanderwerfen der Ereignisse seinem Vortrage schaden würde. Hierüber gingen ihre Meinungen für einen Augenblick auseinander, und als Roudier sah, daß die Gelegenheit für ihn günstig sei, rief er hastig:

„Gut denn! Aber da Sie nicht dabei waren, so lassen Sie mich erzählen . . .“

Dann erklärte er lang und breit, wie die Insurgenten erwacht seien und wie man Feuer gegeben habe, um sie in Schrecken zu setzen, wobei aber glücklicher Weise kein Blut geflossen sei. Dieses letzte Argument enttäuschte das Auditorium, das schon auf Tote gefaßt war.

Felicitas fühlte, ein wie klägliches Drama sich hier abspielte, und warf ein:

„Sie haben also geschossen?“

„Gewiß, drei Schüsse fielen,“ rief der ehemalige Mützenmacher. „Der Speckhändler Dubruel, Herr Liévin und Herr Massicot haben ihre Waffen mit strafbarer Hast entladen“.

Bei diesen Worten gab es ein leises Flüstern.

„Ja, strafbar, ich wiederhole das Wort,“ sagte er. „Der Krieg bringt schon unnötige Grausamkeiten, so daß man kein Blut zwecklos vergießen soll. Ich hätte gewünscht, Sie an meiner Stelle zu sehen . . . Übrigens haben diese Herren mir geschworen, daß es ohne ihre Absicht geschehen sei und sie sich nicht erklären können, auf welche Weise ihre Gewehre sich entladen haben. Außerdem hatte eine Kugel, nachdem sie abgeprallt war, einen blauen Flecken auf der Wange eines Insurgenten zurückgelassen . . .“

Digitized by Google

Dieser Flecken, diese unerwartete Verwundung befriedigte die Zuhörer. Auf welcher Wange mochte er sich wohl befinden und wie konnte eine Kugel eine Wange treffen, ohne sie zu durchlöchern? Das gab Stoff zu langen Auseinandersetzungen.

„Oben," fuhr Rougon, so laut er konnte, fort, ohne der aufgeregten Menge Zeit zu lassen, sich zu beruhigen, „oben hatten wir einen schlimmen Posten. Der Kampf war ernst . . ."

Und nun beschrieb er umständlich die Festnahme seines Bruders und der vier Insurgenten, ohne erstern Macquart zu nennen, sondern immer nur den „Chef". Das Bureau des Herrn Bürgermeisters und der Schreibtisch des Herrn Bürgermeisters spielten eine große Rolle und hüllten diese ganze schreckliche Szene in einen magischen Schleier. Man kämpfte nicht mehr beim Portier sondern beim ersten Magistrat der Stadt. Roudier war ganz geschlagen. Endlich war Rougon bei der Episode, auf die er sich von Anfang an gespitzt hatte, und die ihn als Helden charakterisieren sollte, angekommen.

„Also," sagte er, „ein Insurgent stürzt sich auf mich. Ich schiebe den Stuhl des Herrn Bürgermeisters zur Seite, und fasse den Menschen an der Gurgel und drücke ihn, na, Sie können sich denken! Aber mein Gewehr hindert mich. Ich wollte es natürlich nicht loslassen, da man ja nie seine Waffe von sich gibt und halte es deshalb so, unter dem linken Arm fest. Plötzlich geht der Schuß los . . ."

Die Zuhörerschaft hing an Rougons Lippen, während Granoux mit einer wahren Wut, das Wort zu ergreifen, den Mund weit aufriß und schrie:

„Nein, nein, so war es nicht . . . Sie konnten es doch nicht sehen, mein Freund, da Sie wie ein Löwe kämpften. Aber da ich gerade behülflich war, einen Gefangenen zu

Digitized by Google

nebeln, so habe ich Alles gesehen . . . Der Mensch hat Sie töten wollen, darum hat er das Gewehr abgefeuert. Ich habe genau seine schwarzen Finger unter Ihren Arm schlüpfen sehen . . ."

„Glauben Sie das wirklich?" rief Rougon blaß werdend.

Er war sich keiner solchen Gefahr bewußt, und daher machte die Erzählung des ehemaligen Kaufmanns ihn vor Schreck erstarren. Granoux war sonst wahrheitsliebend, aber an einem Schlachttage war es wohl erlaubt, etwas aufzuschneiden.

„Ich sage es Ihnen ja, der Mann hat Sie töten wollen," wiederholte er voller Überzeugung.

„Deshalb habe ich auch die Kugel an meinem Ohre vorübersausen hören!" sagte Rougon mit matter Stimme.

Darauf erfolgte eine heftige Bewegung im Auditorium, das von Respekt vor einem solchen Helden ergriffen wurde. Er hatte eine Kugel vor seinem Ohre vorübersausen hören! Das konnte sicherlich keiner der anwesenden Bürger von sich sagen.

Felicitas überlegte, ob sie ihrem Gatten nicht um den Hals fallen sollte, um die Rührung der Versammlung auf die Spitze zu treiben. Aber Rougon beugte dem vor und beendete seine Erzählung mit der heroischen Phrase, die seitdem in Plassans sprichwörtlich geworden ist:

„Der Schuß geht los, ich höre die Kugel an meinem Ohre vorübersausen und puff! zerschmettert sie den Spiegel des Herrn Bürgermeisters."

Jetzt war die Bestürzung groß. Ein solch schöner Spiegel! das war unglaublich. Dieses Unglück und Rougons Heldenmut nahm die Sympathie der Herren in Anspruch. Man sprach während einer ganzen Viertelstunde von dem Spiegel wie von einer wichtigen Person, mit Erstaunen, Mitleiden und Bedauern. Das war der Gipfel-

Digitized by Google

punkt dieser wundervollen Odyssee, den Peter gern zur Geltung bringen wollte. Ein lautes Gemurmel erfüllte den gelben Salon, denn man wiederholte sich nochmals, was man soeben gehört hatte, und von Zeit zu Zeit ging sogar einer der Herren auf die drei Helden zu, um sich Einzelnes von neuem bestätigen zu lassen. Diese wiederholten die Fakta mit peinlicher Genauigkeit, weil sie fühlten, daß sie damit ein historisches Zeugnis ablegten.

Dann aber sagten Rougon und seine beiden Assistenten, daß man sie im Hause des Bürgermeisters erwarte. Alle bewahrten ein ehrerbietiges Schweigen und grüßten mit ernstem Lächeln. Granoux kam sich sehr wichtig vor; hatte er doch allein gesehen, wie der Insurgent losgedrückt hatte und wie der Spiegel zerschmetterte. Das erhöhte sein Ansehen gewaltig.

Als er den Salon verließ, schob er seinen Arm in Roudiers und sagte leise mit der Miene eines von Müdigkeit übermannten Feldherrn:

„Seit sechsunddreißig Stunden habe ich keine ruhige Minute gehabt und weiß Gott, wann ich mich endlich schlafen legen kann."

Ehe Rougon fortging, nahm er Vuillet beiseite und sagte ihm, daß die Partei für Ordnung und Recht mehr als jemals auf ihn und die „Gazette" zähle. Er müsse einen schönen Artikel veröffentlichen, um die Bevölkerung zu beruhigen und die lästerliche Bande, die in Plassans eingedrungen sei, zu verurteilen, wie sie es verdiene.

„Seien Sie unbesorgt," antwortete Vuillet. „Die Gazette soll eigentlich erst morgen früh erscheinen, aber ich werde schon heute Abend für ihre Verbreitung Sorge tragen."

Als sie fortgegangen waren, blieben die Stammgäste des gelben Salons noch eine Weile beisammen und

Digitized by Google

schwatzten wie Gevatterinnen, die ein entflohener Zeisig auf dem Trottoir versammelt hat. Diese privatisierenden Kaufleute, diese Ölhändler und Hutfabrikanten gefielen sich in diesem feenhaften Schauspiel. Niemals hatte sie ein ähnlicher Akt aufgeregt und sie konnten kaum glauben, daß unter ihnen Helden wie Rougon, Granoux und Roudier waren. Endlich wurde es ihnen zu eng im Salon und überdrüssig, sich immer dieselbe Geschichte zu erzählen, vielmehr empfanden sie einen lebhaften Wunsch, die große Neuigkeit zu veröffentlichen, deshalb verschwanden sie nach und nach, weil jeder gern der erste sein wollte, der Alles wußte und aussagen könnte. Felicitas sah zum Fenster hinaus ihnen nach, wie sie in der Rue de la Banne verschwanden, indem sie mit den Armen schlenkernd die Nachricht nach allen vier Teilen der Stadt brachten.

Es war zehn Uhr und ganz Plassans war auf den Beinen, bestürzt über die Gerüchte, die sich verbreiteten. Alle die, welche die aufrührerische Gruppe gehört oder gar gesehen hatten, erzählten Geschichten, bei denen man vor Langweile einschlafen konnte, widersprachen sich und ergingen sich in kühnen Vermutungen. Die wenigsten aber begriffen, um was es sich eigentlich handle; die, welche außerhalb der Stadt wohnten, hörten die Berichte mit offenem Munde an, als ob die Erzählung von mehreren tausend Banditen, welche die Straßen unsicher gemacht hatten und vor Tagesanbruch wieder verschwunden waren, als wären sie ein Heer Gespenster, ein Ammenmärchen sei. Die Skeptiker wollten sich überzeugen. Manche Einzelheiten waren indessen genau und ganz Plassans war überzeugt, daß ein schreckliches Unglück ihnen während des Schlafes gedroht habe, ohne ihnen jedoch etwas anzuhaben. Diese nächtliche, in Dunkel gehüllte Katastrophe setzte selbst die tapfersten Herzen in Furcht. Wer hatte denn das Schreck-

Digitized by Google

liche verhütet? Da mußte wohl ein Wunder geschehen sein. Bald sprach man von unbekannten Rettern, von einer kleinen Schar, die der Hydra den Kopf abgeschlagen haben sollte, — jedoch alles ohne genaue Details, so daß die Sache etwas unglaublich klang. Sobald aber die Gäste des gelben Salons sich in den Straßen zerstreut hatten, ermangelten sie nicht vor jeder Thür das Erlebte oder Gehörte zu wiederholen.

Das zündete! und in wenigen Minuten durchlief die Geschichte die ganze Stadt. Rougons Name war in Jedes Munde, begleitet von Ausrufen der Überraschung im neuen Stadtteile und von Lobeserhebungen im alten. Zuerst waren die Einwohner von dem Gedanken, keinen Unterpräfekten, keinen Bürgermeister, keinen Postdirektor, keinen Steuereinnehmer, ja überhaupt keine Beamte zu haben, betroffen, weil sie es für unmöglich hielten, wie gewöhnlich erwacht zu sein, ohne eine Kontrolle über sich zu wissen. Als der erste Schrecken vorüber war, ergaben sie sich den Befreiern, wenngleich einige Republikaner die Achseln zuckten. Allein die Kleinhändler und bescheidenen Rentiers segneten diese bescheidenen Helden, deren Thaten vom Dunkel der Nacht verhüllt waren. Als man erfuhr, daß Rougon seinen eigenen Bruder festgenommen hatte, kannte die Bewunderung keine Grenzen mehr; man verglich ihn mit Brutus, und so begründete diese von ihm selbst bezweifelte Handlung seinen Ruhm. In dieser Schreckensstunde kannte die Erkenntlichkeit keine Grenzen, und man verehrte Rougon als Retter, ohne weiter nachzuforschen.

„Denkt nur," sagten die Feiglinge, „sie waren nur einundvierzig!"

Die Zahl von einundvierzig brachte die Stadt in Aufregung; und man erzählte bald, daß einundvierzig Bürger

Digitized by Google

dreitausend Insurgenten getötet hätten. Allein einige Neider aus dem neuen Stadtteile, besonders einige unbeschäftigte Advokaten und alte Militärpersonen, die sich ärgerten die Nacht verschlafen zu haben, erhoben einigen Zweifel und meinten, die Insurgenten würden auch von selbst wieder abgezogen sein. Auch fehlte jeglicher Beweis eines Kampfes, da man weder Leichname noch Blutspuren gefunden habe. Die Herren hätten somit eine leichte Arbeit gehabt.

„Ja, aber der Spiegel!" warfen einige Fanatiker ein. „Sie können doch nicht leugnen, daß der Spiegel des Herrn Bürgermeisters zertrümmert ist. Überzeugen Sie sich gefälligst."

Unter tausend Vorwänden drang eine Prozession von Menschen bis spät am Abend in das Zimmer, dessen Thüren Rougon übrigens weit offen stehen ließ. Die meisten stellten sich direkt vor den Spiegel, in den die Kugel ein rundes Loch, von dem sich große Risse verbreiteten, geschlagen hatte, und riefen:

„Der tausend! die Kugel war gewuchtig!"

Und alle gingen überzeugt davon.

Felicitas hörte mit Entzücken den Lärm und die lobenden und erkenntlichen Äußerungen, die von der Straße heraufschallten. In diesem Augenblicke beschäftigte sich ganz Plassans mit ihrem Gatten, bis auf zwei Stadtviertel, die in der Hoffnung eines baldigen Triumphes erzitterten. Wie sollte diese Stadt jetzt nach ihrer Pfeife tanzen! Aller Kummer und alle Bitterkeit, die sie erduldet hatte, verdoppelte jetzt ihre unmäßige Freude.

Sie trat vom Fenster zurück und ging im Salon umher. Es war ihr, als streckten alle Hände sich ihr entgegen, als habe sie gesiegt über die ganze Bürgerschaft. Der gelbe Salon erschien ihr als ein Heiligtum. Die wackligen Möbel, der abgenutzte Velour, der von Fliegen-

Digitized by Google

schmutz geschwärzte Kronleuchter, alle diese elenden Gegenstände waren in ihren Augen mit Ruhm umgeben, wie der Anblick eines Schlachtfeldes. Die Ebene von Austerlitz hätte sie kaum so rühren können.

Als sie dann wieder ans Fenster trat, bemerkte sie Aristides, der auf dem Platze der Unterpräfektur umherstreifte und immer nach oben sah. Sie winkte ihm, heraufzukommen, und er schien nur darauf gewartet zu haben.

„Komm doch herein," sagte seine Mutter auf dem Vorplatze zu ihm, als sie merkte, daß er zögerte.

„Dein Vater ist nicht zu Hause."

Aristides hatte das linkische Aussehen eines verlorenen Sohnes. Seit vier Jahren hatte er den gelben Salon nicht betreten. Auch trug er seinen Arm noch in einer Binde.

„Hast Du denn noch immer Schmerzen in Deiner Hand?" fragte Felicitas spöttelnd.

Er errötete und antwortete verlegen:

„Ach, das geht jetzt besser, es ist beinah geheilt."

Da er nicht wußte, was er sagen sollte, wandte er sich ab. Felicitas kam ihm zu Hülfe.

„Hast Du denn von dem tapfern Verhalten Deines Vaters gehört?" fragte sie.

Er sagte, daß die ganze Stadt davon spreche. Sein Selbstbewußtsein kam wieder und er gab seiner Mutter ihren Spott zurück, indem er sie scharf anblickend sagte:

„Ich wollte nur sehen, ob Papa nicht auch verwundet sei."

„Sei nicht albern!" rief Felicitas mit Heftigkeit. „Ich an Deiner Stelle würde vorsichtiger handeln, denn Du mußt doch gestehen, daß es ein dummer Streich von Dir war, Dich mit den Republikanern einzulassen, und ich denke, Du wirst Dich nicht lange besinnen, Dich von ihnen

Digitized by Google

loszusagen und wieder zu uns zurückzukehren, da wir die Stärkern sind! Das Haus steht Dir alsdann offen!"

Aber Aristides protestierte. Die Republik war ein zu wichtiger Gedanke. Übrigens konnten ja auch die Insurgenten noch den Sieg davontragen.

„Dann will ich nichts von Dir wissen!" fuhr die Alte erregt fort. „Du meinst, Dein Vater werde Dich nicht gern sehen? Das laß mich nur machen . . . Höre, wenn Du heute eine dem Staatsstreich günstige Nummer Deiner Zeitung drucken lassen willst, so sollst Du morgen Abend, wenn dieselbe ausgegeben ist, mit offenen Armen empfangen werden."

Als der junge Mann schwieg, fuhr sie leiser und eifriger fort:

„Hörst Du? es handelt sich um unser, um Dein Glück. Begehe keine neue Dummheit mehr, Du hast deren genug begangen."

Der junge Mann machte eine Bewegung, ungefähr wie Cäsar sie gemacht haben mußte, als er über den Rubicon ging. Auf diese Weise war nichts mit ihm anzufangen. Er wollte sich zurückziehen, aber seine Mutter versuchte den Knoten seiner Binde zu lösen und fügte hinzu:

„Du mußt überhaupt die Binde abnehmen, das wird nachgerade lächerlich!"

Aristides ließ sie gewähren und steckte das Seidentuch in seine Tasche, nachdem er es sorgfältig zusammengelegt hatte. Dann küßte er seine Mutter und sagte: „Auf morgen also!"

Während dessen hatte Rougon öffentlich Besitz von der Bürgermeisterei ergriffen. Nur acht Munizipalräte waren geblieben, denn alle andern sowie der Maire und seine beiden Amtsgenossen befanden sich in den Händen der Insurgenten. Diese acht Herren, die an Mut Granour

Digitized by Google

glichen, stand der Angstschweiß auf der Stirne, als letzterer ihnen die kritische Lage der Stadt auseinandersetzte. Um zu begreifen, daß es möglich ist, sich sofort von Rougon einschüchtern zu lassen, muß man wissen, aus was für Leuten der Munizipalrat mancher kleinen Städte zusammengesetzt ist. In Plassans hatte der Bürgermeister unglaubliche Tölpel zu Gehülfen, die wirklich nur aus Nachsicht geduldet wurden. Sobald Herr Garçonnet nicht mehr da war, ging die ganze Munizipalmaschine aus ihrem Geleise und gehorchte nur dem, der sich der richtigen Hebel zu bedienen wußte. Da der Unterpräfekt sich augenblicklich außer Lande befand, so gehörte jetzt natürlich Rougon die alleinige Herrschaft über die Stadt. Es war ein wunderliches Geschick, das plötzlich die Macht in die Hand eines Menschen gab, dem keiner seiner Mitbürger am Abend zuvor auch nur hundert Frank geliehen haben würde.

Peters erster Regierungsakt war, die provisorische Kommission in Permanenz zu erklären. Dann beschäftigte er sich mit der Reorganisierung der Nationalgarde und es gelang ihm, dreihundert Mann auszuheben. Die hundert und neunzig Gewehre, die im Schuppen zurückgeblieben waren, wurden verteilt, wodurch die von der Reaktion bewaffnete Armee sich auf hundertundfünfzig belief. Die andern hundertundfünfzig Mann der Nationalgarde waren freiwillige Bürger. Als der Kommandant Roudier sein kleines Heer auf dem Rathausmarkte Revue passieren ließ, war er nicht wenig entrüstet, die Gemüsehändler lächeln zu sehen. Es hatten nicht Alle Uniformen und manche sahen mit ihrem schwarzen Hute, ihrem Überzieher und Gewehr drollig genug aus. Trotzdem war die Absicht gut. Ein Posten wurde bei der Mairie zurückgelassen, während das übrige kleine Heer sich in Abteilungen an

Digitized by Google

den Thoren der Stadt postierte; Roudier behielt sich den Befehl am Großen Thor, dem am meisten bedrohten, vor.

Rougon, der sich sehr wichtig vorkam, ging selbst in die Straße Canquoin, um die Gendarmen zu bitten, zu Hause zu bleiben und sich um nichts zu kümmern. Dann ließ er sich die Polizeiwache öffnen, zu der die Insurgenten den Schlüssel mit sich genommen hatten; er wollte den Triumph für sich haben und litt nicht, daß die Polizisten ihm seinen Ruhm schmälerten. Daher sagte er ihnen, er würde sie rufen lassen, sobald er ihrer bedürfe. Denn jetzt würde ihre Gegenwart die Handwerker nur beirren und das Unangenehme der Lage verschlimmern. Der Anführer äußerte seine Verwunderung über seine Umsicht Als Rougon hörte, daß ein Mann verwundet in der Kaserne liege, wollte er sich beliebt machen und verlangte, ihn zu sehen. Rengade lag dort, sein Auge war verbunden und sein dicker Schnurrbart ragte unter der Binde hervor. Er tröstete ihn mit schönen Worten, während der Einäugige fluchte und schalt aus Verzweiflung über die Wunde, die ihn dienstuntauglich mache. Rougon versprach, ihm einen Arzt zu schicken.

„Ich danke Ihnen, Herr," antwortete Rengade, „denn sehen Sie, was mich mehr beruhigen würde als alle Mittel, ist, dem Elenden, der mein Auge beschädigt hat, den Hals umzudrehen. Ich würde ihn schon wiedererkennen; es war ein kleiner magerer Flegel, noch ganz jung . . ."

Peter gedachte des Blutes, das noch an Silvesters Händen klebte. Es überkam ihn ein leichtes Schaudern, als fürchte er, Rengade würde ihn bei der Kehle fassen und sagen:

„Dein Neffe hat mich einäugig gemacht, aber Du sollst für ihn bezahlen!"

Und während er im Stillen seine unwürdige Familie

Digitized by Google

verfluchte, erklärte er feierlich, daß der Schuldige mit aller Strenge des Gesetzes bestraft werden solle, sobald er ausfindig gemacht sein würde.

„Das ist gar nicht nötig," entgegnete der Einäugige, „ich werde ihm den Hals umdrehen."

Rougon beeilte sich, die Mairie zu erreichen, um verschiedene Maßregeln zu treffen. Die seit einer Stunde angeschlagene Proklamation brachte eine gewünschte Wirkung hervor. Sie endete mit einem Aufruf an den guten Willen der Bürger und gab die feste Versicherung, daß die Ruhe hinfort nicht gestört werden sollte. Bis zur Dämmerstunde boten die Straßen in der Tat ein Bild gänzlicher Ruhe und allgemeinen Vertrauens. Auf den Trottoiren standen sie in Gruppen, lasen die Proklamation und sagten:

„So ist's gut; jetzt wollen wir die Truppen, die zur Verfolgung der Insurgenten abgeschickt werden, vorbeimarschieren sehen."

Der Gedanke, daß Soldaten sich nähern sollten, wurde so allgemein, daß selbst die Müssiggänger der Promenade Sauvaire sich auf die Nizzaer Chaussee begaben, um der Musik voran zu ziehen. Mit Einbruch der Nacht kamen sie enttäuscht zurück, da sie nichts gesehen hatten. Darauf gerieth die Stadt in Unruhe.

In der Mairie hatte die provisorische Komission so viel geschwatzt, daß die Mitglieder mit leerem Magen sich von ihrem eigenen Gerede beunruhigt fühlten und in neue Angst gerieten. Da schickte Rougon sie zum Mittagessen nach Hause, indem er sie zu neun Uhr Abends wieder bestellte. Er wollte gerade selbst das Bureau verlassen, als Macquart erwachte und heftig an die Thür seines Gefängnisses pochte. Er behauptete Hunger zu haben, und fragte, wie spät es sei. Als Rougon sagte, daß es fünf

Digitized by Google

Uhr sei, sagte er mit teuflischer Bosheit und geheucheltem Erstaunen, daß die Insurgenten ihm versprochen hätten, schon früher zu kommen und daß sie sich Zeit ließen, ihn aus seiner kritischen Lage zu befreien. Nachdem Rougon ihm hatte zu essen bringen lassen, ging er hinunter, innerlich bestürzt über die Beharrlichkeit, mit der Macquart von der Rückkehr der Insurgenten sprach.

In der Straße überkam ihn ein Mißbehagen, denn die Stadt schien verändert. Die Schatten fielen auf die Trottoire, Leere und Stille herrschte überall und auf den dunklen Häusern schien sich mit Einbruch der Dämmerung ein Gefühl der Angst, langsam und hartnäckig wie ein feiner Regen, zu lagern. Das geschwätzige Vertrauen des Tages wich einem panischen Schrecken ohne Ursache bei beginnender Nacht; die Einwohner waren müde und dermaßen vom Triumph berauscht, daß ihnen nicht einmal so viel Kraft blieb, um an eine Wiedervergeltung der Insurgenten zu denken. Rougon aber schauderte vor Entsetzen und ging langsamer, da er glaubte, die Kehle müsse ihm zugehen. Als er vor einem Kaffeehaus vorbeiging, wo man eben die Lampen angezündet hatte und wo die Rentiers des neuen Stadteiles sich versammelt hatten, hörte er plötzlich das Ende einer wenig erheiternden Unterhaltung.

„Nun, Herr Pirou," sagte eine fette Stimme, „Sie wissen wohl schon die Nachricht, daß das erwartete Regiment nicht zurückgekehrt ist."

„Aber man erwartete ja gar kein Regiment, Herr Touche," antwortete eine scharfe Stimme.

„Bitte um Entschuldigung, haben Sie denn nicht die Proklamation gelesen?"

„Gewiß, die Anschlagzettel versprechen, daß die Ord-

Digitized by Google

nung, wenn nötig, sogar mit Gewalt, aufrecht erhalten werden soll."

„Also sehen Sie doch, daß die Gewalt da ist; die Gewalt der Waffen, versteht sich."

„Und was erzählt man sich?"

„Nun, Sie können wohl glauben, daß man sich ängstigt, weil man befürchtet, die Insurgenten möchten die Soldaten getötet haben, da sie noch nicht zurück sind."

Im Kaffeehaus herrschte eine ängstliche Stimmung. Anfangs fühlte Rougon Lust, dort einzutreten und den Bürgern mitzuteilen, daß in der Proklamation gar keine Rede von der Ankunft eines Regimentes gewesen sei und daß es unrecht sei, derartiges Geschwätz zu verbreiten. Allein in der Unruhe, die sich seiner bemächtigte, wußte er schließlich selbst nicht mehr, ob er auf einen Truppenteil rechnen könne, und war verwundert, nirgends einen Soldaten zu sehen. In dieser Aufregung kam er nach Hause. Felicitas war mutwillig und entschlossen, ärgerte sich aber daß er sich durch solche Albernheiten einschüchtern lasse. Beim Nachtisch versuchte sie, ihn wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

„Ach Du Thor," sagte sie, „um so besser, wenn der Präfekt uns vergißt, dann werden wir die Stadt ohne ihn retten. Ich möchte die Insurgenten zurrückkehren sehen, um sie mit Gewehrfeuer zu empfangen und uns mit Ruhm zu bedecken. — Höre, Du mußt die Stadtthore schließen lassen und heute Nacht nicht zu Bett gehen; überhaupt Dir die ganze Nacht zu schaffen machen, das wird Dir später angerechnet werden."

Peter kehrte ein wenig aufgemuntert in die Mairie zurück. Es gehörte Mut dazu, um bei dem Lamento seiner Kollegen ruhig zu bleiben. Die Mitglieder der provisorischen Regierung trugen in ihren Kleidern den Schrecken

Digitized by Google

umher wie man beim Gewitter den Dunst des Regens mit sich schleppt. Alle behaupteten auf die Ankunft eines Regiments gezählt zu haben und meinten, daß es nicht recht sei, die tapfern Bürger der Wut der Demagogen zu überlassen. Peter versprach ihnen, um endlich Ruhe zu haben, ein Regiment für morgen. Dann erklärte er feierlichst, die Thore schließen lassen zu wollen. Das war eine Beruhigung! Sogleich wurden Nationalgarden an jedes Thor abgeschickt, mit dem Befehle, dieselben fest zu verschließen. Als sie zurückkehrten, gestanden mehrere Mitglieder ein, daß sie jetzt wirklich ruhig seien. Als Peter ihnen mitteilte, daß die kritische Lage der Stadt von ihnen fordere, auf ihrem Posten zu bleiben, machten es sich einige in den Lehnstühlen bequem, um dort die Nacht zuzubringen. Granoux setzte sich eine schwarzseidene Mütze auf, die er aus Vorsicht eingesteckt hatte. Gegen elf Uhr schliefen die meisten der in Herrn Garçonnets Bureau anwesenden Herren. Diejenigen, welche die Augen noch offen hatten und den eintönigen Schritt der Nationalgarde heraufschallen hörten, hielten sich für die Tapfersten und hofften auf Auszeichnung. Eine auf dem Schreibtisch stehende Lampe erhellte die seltsame Nachtwache. Rougon, der zu schlummern schien, erhob sich plötzlich und ließ Vuillet holen, denn er erinnerte sich, die „Gazette" nicht erhalten zu haben.

Der Buchhändler schien trotzig und schlechter Laune zu sein.

„Nun," fragte Rougon, ihn beiseite nehmend, „wo bleibt der Artikel, den Sie mir versprochen haben? Ich habe die Zeitung heute nicht gesehen."

„Darum stören Sie mich?" rief Vuillet wütend; „der Teufel, die „Gazette" ist nicht erschienen, denn ich habe eine Lust, mich morgen mißhandeln zu lassen, falls die Insurgenten zurückkommen."

Digitized by Google

Rougon lachte gezwungen und sagte:

„So Gott will, wird niemand beschädigt. Gerade weil falsche Gerüchte sich breit machen, würde der fragliche Artikel der guten Sache einen wichtigen Dienst geleistet haben.“

„Möglich,“ lautete die Antwort, „aber das Beste ist in diesem Augenblicke, seinen Kopf auf den Schultern zu behalten.“

Boshaft fügte er hinzu:

„Ich hatte gehofft, Sie würden alle Insurgenten getötet haben! Aber da sie so viele zurückgelassen haben, will ich mein Leben nicht riskieren.“

Damit ging er fort und ließ Rougon nicht wenig erstaunt zurück über die Auflehnung eines Mannes, der sonst so demütig und ergeben that. Vuillets Benehmen kam ihm zweideutig vor. Aber es blieb ihm keine Zeit, nach einer Erklärung zu suchen, denn als er sich eben gemächlich in seinen Lehnstuhl gestreckt hatte, trat Roudier ein. Er hatte an seinem Gürtel einen großen Säbel befestigt, den er geräuschvoll nachschleppte, so daß die Schläfer entsetzt aus ihrer Ruhe aufgeschreckt wurden. Granoux glaubte sofort, daß es sich um einen Ruf zu den Waffen handle, darum steckte er schnell seine schwarzseidene Mütze in die Tasche und rief:

„Was giebt es? was giebt es?“

„Meine Herren,“ sagte Roudier außer Atem, ohne auch nur an irgend einen oratorischen Übergang zu denken, „ich glaube, daß eine Bande Insurgenten sich der Stadt nähert.“

Diese Worte machten alle vor Schrecken verstummen. Nur Rougon faßte soviel Mut, um zu fragen:

„Haben Sie sie gesehen?“

„Nein,“ erwiderte der ehemalige Strumpfwirker; „aber

Digitized by Google

vom Lande her ertönt wunderbares Geräusch, und einer meiner Leute versichert, auf den Wällen von Garrigues Feuerschein gesehen zu haben."

Während die Herren sich blaß und stumm ansahen, fuhr er fort:

„Ich kehre jetzt auf meinen Posten zurück, denn ich befürchte einen Angriff. Treffen Sie indeß Ihre Maßregeln."

Rougon wollte ihm nach, um noch Näheres zu erfahren, aber er war schon weit fort. Jetzt fühlte die Kommission keine Neigung, weiter zu schlafen. Man hatte ja sonderbares Geräusch gehört, Feuer gesehen, und eine Attaque zu befürchten! und das Alles mitten in der Nacht. Es war wohl leicht zu sagen, Maßregeln zu treffen; aber was in aller Welt war hier zu thun? Granoux meinte, daß es ratsam sei, dieselbe Taktik wie gestern anzuwenden, nämlich sich zu verbergen, bis die Insurgenten die Stadt durchzogen haben würden und dann in den leeren Straßen zu triumphieren. Glücklicherweise erinnerte sich Peter der Ratschläge seiner Frau und erklärte, daß Roudier sich ja geirrt haben könnte und daß es besser sei, sich selbst zu überzeugen.

Einige Mitglieder machten zu diesen Vorschlägen ein langes Gesicht, aber sobald man übereingekommen war, daß eine bewaffnete Eskorte die Kommission begleiten solle, stiegen sie sehr mutig die Treppe hinab. Unten blieb nur eine kleine Mannschaft zurück, weil ungefähr dreißig Nationalgardisten ihnen folgen mußten, damit sie sich in die schlafende Stadt wagen konnten. Der Mond glitt an den Dächern entlang und verlängerte ihre langsam schleichenden Schatten. Vergeblich gingen sie an den Wällen entlang, von Thor zu Thor; da aber der Horizont neblig war, sahen und hörten sie nichts. Zwar behaupteten die verschiedenen Posten, daß sie landeinwärts mehrmals ein selt-

Digitized by Google

ames Geräusch gehört hätten, aber als sie genau hinhörten und nur ein fernes Brausen vernahmen, erklärte Granoux, daß es das Rauschen der Viorne sei.

Ihre Unruhe wollte nicht weichen und sie beschlossen in die Mairie zurückzukehren und Roudier wegen seiner Feigheit und Geisterseherei zum Besten zu haben. Allein Rougon hatte die Absicht, seine Freunde völlig sicher zu stellen, und daher schlug er ihnen vor, zu einer Stelle zu gehen, wo man eine meilenweite Aussicht auf die Ebene genießen konnte. Deshalb führte er die kleine Truppe in das Viertel von Saint-Marc und klopfte an das Hotel Valqueyras.

Der Graf war seit Beginn der Unruhen in sein Schloß Corbière übergesiedelt und deshalb befand sich nur der Marquis von Carnavant im Hotel. Seit gestern Abend hatte er sich wohlweislich verborgen gehalten, nicht weil er sich fürchtete, sondern weil es ihm Widerwillen einflößte, im entscheidenden Augenblicke mit Rougon zusammen gesehen zu werden. Im Grunde brannte er vor Neugier; er hatte sich nur eingeschlossen, um nicht in Versuchung zu kommen, sich am Komplott im gelben Salon zu beteiligen. Aber als ein Kammerdiener ihm jetzt mitten in der Nacht meldete, daß unten einige Herren nach ihm fragten, vergaß er seinen Vorsatz, stand auf und eilte hinunter.

„Mein lieber Marquis," sagte Rougon, nachdem er ihm die Mitglieder der Munizipalkommission vorgestellt hatte, „wir möchten Sie um einen Gefallen bitten. Könnten Sie uns wohl in den Garten des Hotels führen lassen?"

„Gewiß," war des Marquis erstaunte Antwort, „ich werde Sie selber führen."

Im Weitergehen ließ er sich die Angelegenheit erzählen. Der Garten endigte in eine Terrasse, von wo aus

Digitized by Google

man einen weiten Blick über die Ebene hatte, da ein Teil des Walles hier eingestürzt war. Rougon wußte wohl, daß dieser Platz vorzüglich zum Spionieren geeignet sei. Die Nationalgardisten waren am Thore geblieben. Die Kommissionsmitglieder lehnten plaudernd auf der Brustwehr der Terrasse, als ein wunderbarer Anblick sie plötzlich verstummen ließ. In weiter Ferne im Thale der Viorne zwischen den Höhen von Garrigues und den Bergen von der Seille beleuchtete der Mond mit silbernem Glanze Bäume, dunkle Felsen, kleine Inseln und Landzungen. Weiterhin an den Windungen der Viorne sah man auf einzelnen Stellen den Wiederschein von Waffen, trotz des silbernen Staubregens, der vom Himmel floß. In der Nacht, der Kälte und infolge heimlicher Angst vergrößerte sich das Gesehene bis ins Unendliche, und daher kam es wohl, daß diese Herren anfangs nichts sahen und hörten. Diese Übermasse von Licht und fernes Geräusch blendete und betäubte sie. Granoux, der wenig poetische Anlage besaß, flüsterte trotzdem, hingerissen von der heitern Ruhe dieser Winternacht:

„Welch schöne Nacht, meine Herren!"

„Roudier hat wirklich geträumt," sagte Rougon mit Geringschätzung.

Allein der Marquis lauschte.

„Wirklich," rief er mit seiner klaren Stimme, „ich höre die Sturmglocke."

Alle beugten sich über die Brüstung und hielten den Atem an. Ganz leise, mit krystallischer Klarheit verbreitete sich fernes Glockengeläute über die Ebene. Keiner wagte einen Einwand, — es mußte wohl die Sturmglocke sein. Rougon behauptete die Glocke von Beuge, einem Dorfe, das eine gute Meile von Plassans entfernt war, darin zu erkennen. Er sagte das, um seine Kollegen zu beruhigen.

Digitized by Google

„Hören Sie," unterbrach der Marquis. „Diesmal ist's die Glocke von Saint-Maur."

Und er bezeichnete ihnen einen andern Punkt am Horizont. In der klaren Nacht hörte man wirklich eine zweite Glocke; ja, bald hörten die an das Geräusch der Dunkelheit gewöhnten Ohren voller Verzweiflung zehn bis zwanzig verschiedene Glocken. Ein ernster Mahnruf ertönte von allen Seiten, der oft schwächer wurde wie das Röcheln im Todeskampfe. Dann wieder schien die ganze Ebene zu schluchzen. Jetzt sagten die Herren nichts mehr über Roudier. Der Marquis, der ein boshaftes Verlangen fühlte, sie zu ängstigen, erklärte ihnen die Ursache des Läutens folgendermaßen:

„Die umliegenden Dörfer wollen sich vereinen, um Plassans bei Tagesanbruch anzugreifen."

Granoux riß die Augen weit auf und fragte plötzlich: „Sehen Sie da unten nichts?"

Niemand sah hin, denn Alle schlossen die Augen, um besser hören zu können.

„Seht dort!" rief er nach kurzem Stillschweigen, „jenseits der Viorne die schwarze Masse."

„Ja, ich sehe," rief Rougon außer sich, „man zündet ein Feuer an!"

Ein zweites Feuer wurde dem ersten fast unmittelbar gegenüber angezündet, dann ein drittes und viertes. Rote Flecken erschienen längst des Thales, in gleichen Zwischenräumen, wie Laternen einer riesenhaften Straße. Der Mond, der ihren Schein verringerte, gab ihnen das Ansehen von Blutlachen und diese sonderbare Beleuchtung verwirrte die Kommission vollends.

„Potztausend!" murmelte der Marquis mit höhnischem Lächeln, „die Schufte geben sich Zeichen."

Dann zählte er scherzend die Feuer, damit man wisse,

Digitized by Google

wie er sagte, wie vielen Männern ungefähr die Nationalgarde Widerstand zu leisten habe. Rougon erhob einigen Zweifel, ob nicht am Ende die Dorfbewohner ihre Waffen ergriffen hätten, um sich den Insurgenten zuzugesellen und nicht um die Stadt anzugreifen. Die Herren waren indes so betroffen, daß sie auf keinen Trost zählten, sondern sich in ihr Schicksal ergaben.

„Jetzt höre ich sogar die Marseillaise!“ rief Granour mit halb erstickter Stimme.

Das mußte wohl wahr sein. Jetzt würde auch gleich eine Bande über die Viorne setzen, denn schon ertönte in Zwischenräumen hell und vernehmlich der Ruf: „Zu den Waffen, ihr Bürger! stellt Euch auf!“ Es war eine entsetzliche Nacht. Die Herren verbrachten sie, auf die Brüstung gelehnt und halb erfroren vor Kälte; trotzdem konnten sie sich nicht von diesem Schauspiel, dem Sturmläuten und der Marseillaise, die begeistert bei den blutroten Zeichen erklang, abwenden. Ihre Augen badeten sich in dem Lichtmeer und den hochroten Flammen, und ihre Ohren waren so betäubt vom Getöse, daß sie faktisch nichts als Schreckliches sahen und hörten. Sie würden ihren Platz um nichts in der Welt verlassen haben, denn sie würden sich eingebildet haben, daß alsdann sofort ein Heer sie verfolge. Lieber wollten sie nach Feiglings Manier die Gefahr nahen sehen, um im günstigen Augenblick die Flucht zu ergreifen. Selbst noch am Morgen, als der Mond bereits untergegangen war und sie den schwarzen Abgrund vor sich sahen, erfüllte sie entsetzliche Bangigkeit, denn sie glaubten sich von unsichtbaren Feinden umgeben, die bereit seien, ihnen den Hals umzudrehen. Beim geringsten Geräusch vermuteten sie Feinde unten an der Terrasse, die Rat hielten, ehe sie dieselbe erstürmten.

Bei alledem sahen sie nichts als die Finsternis, in

Digitized by Google

die sie ängstlich starrten. Der Marquis sagte, wie um sie zu trösten, in seiner ironischen Weise:

„Beunruhigen Sie sich nicht, man wird bis Tagesanbruch warten!“

Rougon fluchte jedesmal, wenn ihn neue Angst überkam. Granoux' Haar wurde weißer. Langsam kam die Morgenröte und mit ihr wiederum ein schlimmer Augenblick, denn beim ersten Strahl glaubten die Herren ein Heer in Schlachtordnung auf die Stadt losschreiten zu sehen. Warum wollte sich auch gerade heute der Morgen gar nicht zeigen? Mit vorgerecktem Halse und starren Blicken gafften sie ins Weite, um immer wieder von neuem im Dunkel ungeheuerliche Gestalten, eine in einen Blutsee verwandelte Ebene, Felsen mit daran hängenden Leichnamen und Bäume für drohende Heere anzusehen. Als dann endlich die zunehmende Klarheit die nächtlichen Fantome beseitigte, stieg der Tag so blaß, traurig und melancholisch herauf, daß der Marquis selbst ein Unbehagen empfand. Doch man sah keinen einzigen Insurgenten, alle Wege waren frei; nur das noch grau daliegende Thal machte den verlassenen und finstern Eindruck einer Räuberhöhle. Die Feuer waren erloschen; aber die Glocken tönten noch. Um acht Uhr sah Rougon nur noch eine Bande von einigen Menschen, die sich langsam an der Viorne entlang entfernten.

Die Herren waren halbtot vor Kälte und Müdigkeit; da sie aber keine augenblickliche Gefahr sahen, beschlossen sie, sich einige Stunden Ruhe zu gönnen. Ein Nationalgardist wurde als Schildwache auf der Terrasse zurückgelassen, mit dem Befehl, Roudier umgehend zu benachrichtigen, sobald sich eine Bande zeige. Granoux und Rougon, die von den Erregungen der Nacht erschöpft waren, ge-

Digitized by Google

langten Arm in Arm vor ihren Wohnungen, die nahe beieinander waren, an.

Felicitas brachte ihren Gatten sorgsam zu Bett. Sie nannte ihn ihr liebes Kätzchen und wiederholte ihm, daß er sich nicht so aufregen müsse, da alles ein gutes Ende nehmen würde. Er aber schüttelte den Kopf und hatte ernstliche Bedenken. Sie ließ ihn bis elf Uhr schlafen; als er sich aber dann leiblich gestärkt hatte, schickte sie ihn fort, indem sie ihm zart zu verstehen gab, daß er seine Sache bis zu Ende verfechten müsse. Als Rougon in der Mairie anlangte, fand er dort nur vier Mitglieder; alle Andern ließen sich entschuldigen, da sie in der That krank waren. Seit dem Morgen hatte sich eine Panik der ganzen Stadt bemächtigt, weil die Herren ihr nächtliches Erlebnis auf der Terrasse des Hotel Valqueyras nicht für sich behalten konnten, und ihre Dienstmädchen hatten das ihre gethan, die Neuigkeit nicht nur schleunigst zu verbreiten, sondern auch gebührend auszuschmücken. Somit war es denn thatsächlich, daß man außerhalb Plassans hatte Kannibalen tanzen sehen, die ihre Gefangenen verzehrten, Hexen um ihre Kessel kreisen, in denen sie Kinder kochten, und die Waffen unzähliger Banditen im Mondenschein glänzen. Ja, man erzählte sich, daß die Sturmglocken ganz von selbst geläutet und daß die Insurgenten die umliegenden Wälder angezündet hätten, so daß das ganze Land in Flammen stehe.

Es war Dienstag und Markttag in Plassans; da hatte Roudier natürlich geglaubt, die Thore weit öffnen zu müssen, damit die Bauern mit ihren Gemüsen, Eiern und Buttervorräten einziehen könnten. Dies erklärten aber die fünf Mitglieder der Munizipalbehörde für unverzeihlichen Leichtsinn, denn selbst wenn die Schildwache beim Hotel Valqueyras nichts gesehen hatte, so mußte man

Digitized by Google

doch jeden Verkehr mit der Stadt abschließen. Rougon schickte den öffentlichen Ausrufer unter der Begleitung eines Tambours aus, damit er in den Straßen mit lauter Stimme bekannt mache, daß die Stadt sich im Belagerungszustande befände und daher keiner, der die Stadt verlasse, wieder hereindürfe. So wurden die Thore am hellen Mittag amtlich geschlossen. Diese Maßregel, welche die Bevölkerung beruhigen sollte, diente indes nur dazu, die Angst aufs Höchste zu treiben. Man konnte sich auch nichts Lächerlicheres denken, als die Stadt am hellen, lichten Tage mitten im neunzehnten Jahrhundert verrammelt.

Als Plassans sich hinter seinen Wällen verschlossen hatte, wie eine belagerte Festung, die jeden Augenblick einen Angriff erwartet, schlich eine Todesangst durch die traurig daliegenden Häuser. Stündlich glaubte man ein Gewehrfeuer in den Vorstädten zu hören. Im Grunde wußte man von nichts, denn jeder hatte sich in den Keller oder in irgend einen Winkel verkrochen, dort ängstlich auf Befreiung und Gnade harrend. Seit zwei Tagen hatten die Insurgentenbanden, die das Land unsicher machten, jeden Verkehr abgeschnitten, und da Plassans in eine Art Sackgasse gebaut war, so war es von dem übrigen Frankreich ganz getrennt. Deshalb glaubte es sich auch jeder Gefahr ausgesetzt, zumal noch immer das Sturmgeläute tönte und die Marseillaise ihren Klang in den Lärm des aus seinen Ufern tretenden Flusses mischte. Die verlassene, unglückliche Stadt hielt sich schon für eine Beute des Siegers und jeden Augenblick mehrten sich der Schrecken und die Hoffnung, in dem Gedanken, daß die Blusen der Insurgenten oder die Uniformen der Soldaten sich am Hauptthore zeigen möchten. Kaum jemals befand

Digitized by Google

sich eine Unterpräfektur mitten unter seinen bedrohten halb eingestürzten Mauern in einer gräßlicheren Angst.

Ungefähr um zwei Uhr verbreitete sich das Gerücht vom Mißglücken des Staatsstreiches; der Prinz-Präsident sollte im Turm von Vincennes sitzen, Paris sich in den Händen der ärgsten Demagogen befinden und Marseille, Toulon, Draguignon, überhaupt der ganze Süden der siegreichen Insurrektion zum Opfer gefallen sein. Noch am selben Abend würden die Insurgenten in Plassans einziehen, um Alles zu morden.

Alsdann begab sich eine Deputation in die Mairie, um der Munizipalkommission das Schließen der Thore vorzuwerfen, wodurch die Insurgenten nur noch mehr erbittert würden. Aber Rougon verteidigte seinen Befehl mit aller erdenklichen Energie, denn dieses sichere Schließen war nach seiner Meinung der sinnreichste Gedanke seiner amtlichen Thätigkeit, weshalb es ihm auch nicht an überzeugenden Worten fehlte. Als man ihn aber fragte, wo denn das versprochene Regiment bleibe, wurde er ein wenig verwirrt, wußte sich aber kurzweg mit der Lüge abzufinden, daß er nichts versprochen habe. Das Ausbleiben des in Aussicht gestellten Regiments war die erste Ursache der allgemeinen Angst. Wollten doch wohlunterrichtete Leute genau den Ort wissen, wo die Soldaten erwürgt worden waren!

Um vier Uhr begaben Rougon und Granoux sich in das Hotel Valqueyras. Kleine Scharen, die sich mit den Insurgenten in Orchères vereinen wollten, zogen in der Ferne durch das Thal der Viorne. Die Straßenbuben kletterten schon den ganzen Tag auf den Wällen umher und Bürger guckten durch die Schießscharten. Diese freiwilligen Posten erhöhten die Angst noch dadurch, daß sie ganz laut die Scharen zählten, die sie für ebensoviel

Digitized by Google

vollzählige Bataillone hielten. Dies feige Völkchen hoffte hinter seinen Schießscharten Augenzeuge irgend eines Gemetzels zu sein. Mit der Dämmerung wurde wie am Vorabend die Angst größer.

Als Rougon und sein unzertrennlicher Granoux in die Mairie zurückkehrten, fanden sie, daß die Lage unerträglich sei, zumal während ihrer Abwesenheit noch ein Mitglied der Kommission unsichtbar geworden war und sie jetzt nur noch vier waren. Sie kamen sich selbst lächerlich vor, wenn sie sich stundenlang in ihre blassen Gesichter sahen, ohne ein Wort zu sagen. Bei dem Gedanken aber, wiederum eine Nacht auf der Terrasse des Hotel Valqueyras zuzubringen, überlief es sie heiß und kalt. Darum setzte Rougon nachdrücklich auseinander, daß es unnötig sei, auf ihren Posten zu bleiben, wenn keine Änderung der Dinge einträte. Man könne sie ja benachrichtigen, sobald irgend etwas Ernstliches befürchtet werde. Hiermit legte er alle Sorge auf Roudiers Schultern, der bereits unter Louis Philipp in Paris Nationalgardist gewesen war und jetzt voller Selbstbewußtsein am Hauptthor Wache hielt.

Peter schlich sich niedergeschlagen im Schatten der Häuser entlang nach Hause. Er fühlte nur zu gut, daß Plassans ihm nicht mehr wohlgesinnt war. Auch hörte er hier und da seinen Namen mit Zorn und Verachtung nennen. Demzufolge kam er schweißtriefend und unsichern Schrittes bei Felicitas an, die ihn stillschweigend und offenbar verstimmt empfing. Auch sie begann zu zweifeln, ihre Träume schienen sich nicht zu verwirklichen. So saßen sie sich im gelben Salon gegenüber. Es wurde dunkel und die trübe Beleuchtung des Wintertages färbte die gelbe großblümige Tapete schmutzig; niemals mochte das Zimmer verblichener, unfreundlicher, ja scheußlicher ausgesehen haben. Zudem waren sie allein und hatten nicht wie am

Digitized by Google

gestrigen Abend, eine beglückwünschende Höflingsschar um sich. Ein einziger Tag hatte genügt, sie zu besiegen, gerade als sie sich siegreich glaubten. Wenn die Sache sich nicht bis morgen änderte, so war ihr Spiel verloren. Jetzt dachte Felicitas beim Anblick des gelben Salons nicht mehr an das Schlachtfeld von Austerlitz, im Gegenteil, das unerquickliche Feld von Waterloo trat ihr vor Augen.

Da ihr Gatte im Stillschweigen verharrte, trat sie mechanisch an dasselbe Fenster, wo sie mit Entzücken von einer Unterpräfektur geträumt hatte. Unten bemerkte sie zahlreiche Gruppen, und als sie sah, daß sich manche Köpfe gegen ihr Haus richteten, schloß sie die Jalousien, weil sie fürchtete, ausgepfiffen zu werden. Jedenfalls hatte sie das Gefühl, als ob von ihnen gesprochen würde. Laute Stimmen drangen nach oben, besonders die eines Advokaten, die triumphierend wie die eines Prozeßführers klang.

„Ich habe es gleich gesagt, daß die Insurgenten von selbst abmarschiert sind und auch nicht um die Erlaubnis der Einundvierzig fragen werden, ob sie zurückkehren sollen oder nicht. Einundvierzig! welche Idee! Ich bin fest überzeugt, daß es wenigstens zweihundert waren."

„Sie irren," sagte ein wohlbeleibter Kaufmann in Öl und großer Politiker, „es waren ungefähr zehn. Überhaupt ist es zu keinem Kampfe gekommen, sonst würde man am nächsten Morgen Blutspuren gesehen haben. Aber ich selbst bin in der Mairie gewesen und habe gesehen, daß der Hof rein wie meine Hand war."

Ein Arbeiter trat schüchtern zu der Gruppe und fügte hinzu: „Es gehörte eben nicht viel dazu, Besitz von der Mairie zu ergreifen, da die Thür ja offen stand."

Lautes Lachen folgte dieser Äußerung, wodurch der Arbeiter ermutigt wurde und hinzufügte:

Digitized by Google

„Die Rougons sind überhaupt dafür bekannt, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen.“

Diese Beschimpfung traf Felicitas tief. Der Undank der Menge betrübte sie, da sie selbst an die Mission der Rougons glaubte. Sie rief ihren Mann herbei, damit er sich selbst von der Unbeständigkeit des Volkes überzeuge.

„Mit dem Spiegel war es ja dieselbe Geschichte; was für einen Lärm hat dieser unselige Spiegel verursacht! Wenn dieser Rougon drinnen einen Schuß losdrückte, so verbreitete er gleich das Gerücht von einer Schlacht.“

Peter hätte beinahe vor Kummer geschrieen. Also glaubte man nicht einmal mehr an seine Spiegelaffaire! Da würde man auch bald bezweifeln, daß er eine Kugel an seinem Ohre hatte vorbeisausen hören. Schließlich würde Rougons Name vergessen sein und nichts von seinem Ruhme übrig bleiben. Sein Leiden war noch nicht zu Ende. Die Gruppen draußen verurteilten ihn jetzt ebenso entschieden wie sie am Abend zuvor ihm Beifall gezollt hatten.

Ein alter Hutfabrikant, ein Greis von siebenzig Jahren, dessen Fabrik sich früher in der Vorstadt befunden hatte, kramte allerlei über Rougons Vergangenheit aus. Er erzählte zögernd und unsicher wie einer, dessen Gedächtnis nicht ganz zuverlässig ist, von Fouque, von Adelaide und ihrer Freundschaft mit einem Schleichhändler. Dadurch erhielt die Menge Stoff zu neuem Geklatsch. Die Schwätzer drängten sich zusammen und die Worte: Kanaille, Diebe, unverschämte Intriguanten, ließen sich bis hinter die Jalousie vernehmen, wo Peter und Felicitas vor Angst und Zorn verginge. Jetzt nahm man Macquarts Partei und das gab ihnen den Todesstoß. Gestern war Rougon ein Brutus, eine stoische Seele, die ihre Gefühle sogar dem Vaterlande opferte; heute war er nur ein ganz ge-

Digitized by Google

meiner Ehrgeiziger, der seinen Bruder mit Füßen trat, um zu seinem Glücke zu gelangen.

„Hörst Du," flüsterte Peter mit halberstickter Stimme. „Oh, diese Taugenichtse! sie bringen mich um; ich werde diese Schmach nie überstehen!"

Felicitas trommelte in ihrer Wut mit den Fingerspitzen auf der Jalousie und antwortete:

„Laß sie doch schwatzen! Wenn wir wieder die Übermacht erlangen, sollen sie sehen, daß mit uns nicht zu spaßen ist. Ich weiß, woher diese Umwandlung kommt. Die Neustadt kann uns nicht leiden." —

Sie hatte Recht. Rougons rasche Unbeliebtheit war das Werk einiger Advokaten, die sich über die Anmaßung eines alten, ungebildeten Ölhändlers, der beinahe Konkurs gemacht hatte, ärgerten. Das Viertel Saint-Marc war seit zwei Tagen wie ausgestorben. Der alte Stadtteil und die Neustadt waren allein unterwegs. Letztere hatte es sich angelegen sein lassen, den gelben Salon bei den Kaufleuten und Handwerkern zu verdächtigen. Roudier und Granoux waren vortreffliche Männer und ehrenhafte Bürger, die sich durch Rougon täuschen ließen. Hier aber wurden ihnen die Augen geöffnet. Statt dieses Prahlers, dieses Schuftes, der über keinen Sou zu verfügen hatte, hätte Herr Isidor Granoux sich des Bürgermeistersessels bemächtigen sollen. Die Neider warfen Rougon alle seine administrativen Handlungen, die sich erst seit gestern Abend datierten, vor. Er hätte den alten Munizipalrat nicht behalten sollen; denn die Thore zu schließen, war zu dumm. Auch hatten durch seine Schuld fünf Mitglieder sich auf der Terrasse von Valqueyras eine Brustentzündung zugezogen.

Damit war die Sache noch nicht beendet, denn jetzt erhoben sich auch die Republikaner und man erzählte sich

Digitized by Google

von einem in Aussicht stehenden Gewaltstreich, den die Arbeiter der Vorstadt auf die Mairie auszuüben gedachten. Jetzt kam die Wiedervergeltung.

Als Peters Hoffnungen alle scheiterten, sann er nach, ob sich nicht ein Anker in der Not finden lasse.

„Wollte nicht Aristides heute Abend kommen, um sich auszusöhnen?"

„Ja," antwortete Felicitas. „Er hatte mir einen schönen Artikel versprochen. Der „Independant" ist nicht erschienen . . ."

Ihr Gatte unterbrach sie plötzlich:

„Kommt er nicht da soeben aus der Unterpräfektur heraus?"

Die alte Frau warf kaum einen Blick dorthin, als sie rief:

„Er hat ja wieder seine Binde umgelegt!"

Wirklich trug er seine Hand von neuem in einem Seidentuche. Das Kaiserreich war ihm wohlgesinnt und daher hielt er es für besser, den Verstümmelten zu spielen. Er ging keck über den Platz, ohne den Kopf zu erheben; sobald er aber die gefährlichen und kompromittierenden Worte vernahm, beeilte er sich, an der Rue de la Banne zu verschwinden.

„Siehst Du, er kommt nicht herauf," sagte Felicitas mit Bitterkeit. „Wir liegen auf dem Boden . . . Sogar unsere Kinder verlassen uns!"

Heftig schlug sie das Fenster zu, um nichts zu sehen und nichts zu hören. Als sie die Lampe angezündet hatte, aßen sie mutlos zu Abend, hatten aber so wenig Appetit, daß sie das meiste auf ihren Tellern ließen. Es blieb ihnen nur kurze Zeit, um einen Entschluß zu fassen, damit Plassans unter ihrer Herrschaft bleibe und Abbitte thue, wenn sie nicht auf ihr erhofftes Glück verzichten

wollten. Allein das vollständige Fehlen sicherer Nachrichten war die alleinige Ursache ihrer ängstlichen Unsicherheit. Das konnte Felicitas mit ihrem Scharfsinn wohl herausfinden. Wenn sie das Resultat des Staatsstreichs gekannt hätten, würden sie beharrlich geblieben sein und ihre Rolle als Erretter weitergespielt oder ihren unglücklichen Schlachtplan vergessen haben. So aber wußten sie nichts Genaues und waren verwirrt, so daß ihnen aus Furcht über ihr Geschick kalter Schweiß auf der Stirn stand.

„Dieser dumme Eugen schreibt mir auch nicht einmal!" rief Rougon in seiner Verzweiflung, ohne zu bedenken, daß er seiner Frau dadurch einen Einblick in seine Korrespondenzen eröffnete.

Felicitas that, als habe sie nichts gehört, obgleich die Äußerung ihres Gatten sie betroffen machte. Warum mochte Eugen nicht schreiben? Da er ihn bisher so genau vom Erfolg der bonapartistischen Sache berichtet hatte, hätte er ihm doch auch den Sieg oder die Niederlage des Prinzen Louis anzeigen müssen. Das wäre doch nur natürlich gewesen! Aber da er schwieg, mußte man annehmen, daß die siegreiche Republik ihn zu dem Prätendenten in den Kerker von Vincennes geschickt hatte. Felicitas war außer sich. Das Schweigen ihres Sohnes beraubte sie der letzten Hoffnung.

Soeben wurde die „Gazette", noch frisch vom Druck, gebracht.

„Was!" rief Peter erstaunt, „Vuillet hat sein Journal erscheinen lassen?"

Er riß die Hülle ab, las den Artikel durch und warf sich kreideweiß in seinen Stuhl.

„Hier lies," rief er, Felicitas das Journal reichend.

Es war ein wundervoller Artikel, der mit unerhörter Heftigkeit über die Insurgenten herfiel. Niemals war so-

Digitized by Google

viel Lobhudelei, soviel Lüge, soviel geheuchelte Ergebenheit einer Feder entflossen. Vuillet fing seine Erzählung mit dem Einzug der Bande in Plassans an. Es war ein Meisterstück. Man sah „diese Banditen", „diese Galgengesichter", „diesen Auswurf der Galeeren" die Stadt überschwemmen, „trunken von Branntwein, Unzucht und Plünderungswut," ihr Wesen in den Straßen treibend, indem sie die Bevölkerung durch wildes Geschrei ängstigten und Raub und Mord ausübten. Als er die Szene im Stadthaus beschrieb, klang es ganz dramatisch, denn dort faßten sie die respektabelsten Männer an der Kehle und der Maire, der tapfere Kommandant der Nationalgarde, und der allbeliebte Postdirektor wurden von den Elenden mit Dornen gekrönt und von ihnen ins Gesicht gespieen. Vuillet hatte zehn bis zwanzig blutrote Mädchen gesehen. Und wer hätte nicht mitten unter diesen Ungeheuern rotgekleidete Gestalten gesehen, bespritzt vom Blute der Märtyrer, die von diesen Briganten auf der Straße ermordet worden waren! Sie schwenkten die Fahnen und überließen sich den unzarten Liebkosungen der ganzen Horde. Und endlich fügte Vuillet mit biblischem Pathos hinzu: „Die Republik siegt nur durch Prostitution und Mord." So lautete der Anfang des Artikels; der Schluß der Rede war eindringlich, denn der Buchhändler fragte, ob das Land noch länger „die Schändlichkeit dieser wilden Horde, die weder Eigentum noch Personen respektiere, dulden wolle"; er wandte sich an alle tapfern Bürger und sagte ihnen, daß ein längeres Dulden nur eine Aufmunterung sei, und daß sie sich nicht wundern sollten, wenn „die Tochter aus den Armen der Mutter, die Gattin aus den Armen des Gatten gerissen würde;" endlich nach einer devoten Rede, in der er erklärte, daß Gott den Untergang der Bösen fordere, schloß er: „man behauptet, daß die Elenden uns

Digitized by Google

nahe sind, darum nehme jeder ein Gewehr und töte sie wie Hunde; man wird mich als Ersten dabei sehen, glücklich in dem Gedanken, die Erde von solchen Ungeheuern zu befreien."

Dieser Artikel, der von Schwerfälligkeit und Ungeschicklichkeiten des provinzialen Journalismus strotzte, machte Rougon verdutzt. Als Felicitas die „Gazette" auf den Tisch legte, murmelte er:

„Oh, der Unglückliche! er giebt uns den Todesstoß, denn man wird glauben, daß ich diese Schmähschrift verfaßt habe."

„Aber," sagte seine Frau nachdenklich, „hast Du mir nicht heute morgen erzählt, daß er sich hartnäckig geweigert habe, die Republikaner anzugreifen? Die Nachrichten hatten ihn erschreckt und Du behauptest, daß er blaß wie ein Toter gewesen sei?"

„Ja, ich kann es nicht begreifen. Als ich in ihn drang, warf er mir vor, warum wir nicht alle Insurgenten getötet hätten . . . Gestern hätte er seinen Artikel schreiben sollen, aber heute schädigt er uns."

Felicitas war in Staunen versunken. Wer hatte Vuillet aufgestachelt? Wenn sie sich die Gestalt dieses Menschen vorstellte, wie er auf den Wällen von Plassans sein Gewehr abschoß, so kam es ihr als etwas so Lächerliches vor, wie sie es nie vordem erlebt. Vuillet aber war zu unverschämt in seinen Schimpfereien, als daß vom Nahen der Insurgenten die Rede sein konnte.

„Er ist ein Hallunke, das habe ich immer gesagt," meinte Rougon, als er den Artikel von neuem las, „denn er hat uns großes Unrecht gethan. Ich war ein Thor, ihm die Direktion der Post zu überlassen."

Das war ein Lichtstrahl. Felicitas erhob sich lebhaft

Digitized by Google

wie von einem plötzlichen Gedanken getrieben, setzte ihren Hut auf und nahm ein Tuch um ihre Schultern.

„Wohin willst Du?“ fragte er erstaunt. „Es ist neun Uhr vorüber.“

„Du gehst zu Bett,“ antwortete sie kühl. „Du bist leidend und mußt Dich ausruhen. Schlafe nur, bis ich wiederkomme, dann werde ich Dich wecken und Dir alles erzählen.“

Sie ging eilig hinaus und erreichte bald das Postgebäude. Dort trat sie hastig in Vuillets Bureau. Er arbeitete noch und erschrak, als er sie sah.

Vuillet war niemals glücklicher gewesen als jetzt. Seit er seine dünnen Finger in die Postsendungen stecken konnte, war er selig, wie ein Priester, der mit Begier die Geständnisse seiner Beichtkinder vernimmt. Er steckte seine lange Nase in die Briefe, betrachtete mit seinen schielenden Blicken liebäugelnd die Unterschriften und durchsuchte die Kouverts. Es waren für ihn eine Reihe von Genüssen und Versuchungen, die ihn kitzelten. Tausend Geheimnisse von Plassans enthüllten sich ihm da, von den Launen der Frauen und dem Vermögen der Männer; er brauchte ja nur die Siegel zu lösen, um ebenso genau wie der Großvikar der Kathedrale das Geheimnis der ersten Personen der Stadt zu erfahren. Vuillet war eine von den kalten Kreaturen, die alles wissen und sich alles erzählen lassen, um es nachher zum Schaden der Menschen auszuplaudern. Oft hatte er sich gewünscht, seinen Arm bis zur Schulter in den Briefkasten stecken zu dürfen. Jetzt ward für ihn das Kabinett des Postdirektors ein großer Beichtstuhl von mystischer Religiosität, in welchem er sich in die Geständnisse der Korrespondenzen tief versenkte.

Der Buchhändler beging diesen Betrug mit virtuoser

Digitized by Google

Unverschämtheit. Sicherte ihn doch die Krisis, in der sich das Land befand, vor Strafe! Wenn einige Briefe verspätet kamen oder andere gar nicht eintrafen, so war es die Schuld dieser republikanischen Schufte, die das Land durchstreiften und jede Verbindung unterbrachen. Einmal schien das Schließen der Thore sein Vorhaben zu vereiteln; aber Roudier fand es selbstverständlich, daß die Briefpost Zugang habe und die Briefe nicht erst in die Mairie sondern gleich an Vuillet abgeliefert würden.

Allerdings hatte er nur wenige Briefe erbrochen und zwar die, welche seine Spürnase ihm als diejenigen bezeichnete, die wichtige Nachrichten enthielten. So hatte er denn vorläufig die in einer Schieblade verwahrt, die Aufklärung gaben und ihm das Verdienst entziehen könnten, Mut gezeigt zu haben, als noch die ganze Stadt zitterte.

Als Frau Rougon eintrat, durchwühlte er einen enormen Haufen Briefe, unter dem Vorwande, sie zu klassifizieren. Er erhob sich mit seinem gewöhnlichen demütigen Lächeln und bot ihr einen Stuhl. Seine roten Augenlider zwinkerten unruhig. Felicitas aber setzte sich nicht, sondern sagte kurz:

„Geben Sie mir den Brief."

Vuillet riß die Augen weit auf und heuchelte Unschuld.

„Welchen Brief, meine liebe Frau?" fragte er.

„Den Brief, den Sie heute morgen für meinen Gatten erhalten haben . . . Schnell, Herr Vuillet! ich habe Eile."

Und als er vorgab, nichts zu wissen und nichts gesehen zu haben, und sein Erstaunen äußerte, sagte Felicitas mit drohender Stimme:

„Einen Brief aus Paris von meinem Sohne Eugen! Sie wissen doch, was ich damit meine? . . . Ich werde sonst selber nachsuchen!"

In der That machte sie Anstalt, die verschiedenen

Digitized by Google

Packete auf dem Schreibtische zu durchsuchen. Jetzt aber beeilte er sich, nachzusehen. Unmöglich wäre es ja nicht, daß ein Brief da sei, aber dann müsse er sich ja finden! Er aber habe keinen gesehen. Während er dies sagte, durchsuchte er das Kabinett und warf alle Papiere durcheinander. Zuletzt öffnete er Kasten und Schiebladen.

Felicitas wartete geduldig.

„Sie haben wirklich recht," rief er endlich, als er einige Briefe aus einem Kasten nahm, „hier ist ein Brief für Sie. Die nichtswürdigen Beamten machen sich die Lage zu Nutze und kommen ihren Pflichten in keiner Weise nach."

Felicitas nahm den Brief und betrachtete das Siegel aufmerksam, ohne sich im geringsten darum zu kümmern, daß ein derartiges Examen etwas Beleidigendes für Vuillet haben könne. Sie sah deutlich, daß der Brief geöffnet gewesen war, denn der Buchhändler hatte sich dummer Weise eines viel dunkleren Lackes bedient, um ihn wieder zu siegeln. Darum öffnete sie das Kouvert vorsichtig, ohne das Siegel zu beschädigen, weil ihr dieses im Notfall als Beweis dienen sollte. Eugen berichtete kurz vom glücklichen Erfolge des Staatsstreiches; er verhieß Sieg, denn Paris war bezwungen, die Provinz gab nicht nach und somit riet er seinen Eltern, sich jeglicher insurrektionellen Erhebung des Südens gegenüber entschlossen zu zeigen, weil sie dadurch ihr Glück machen würden.

Frau Rougon steckte den Brief in die Tasche und setzte sich dann, ohne ihren Blick von Vuillet abzuwenden, der mit fieberhafter Hast sein Sortieren fortsetzte.

„Hören Sie mich an, Herr Vuillet," sagte sie.

Er hob den Kopf und sie fuhr fort:

„Wir wollen offen miteinander reden, nicht wahr? Denn wenn Sie leugnen wollten, würde der Nachteil nur

Digitized by Google

auf Ihrer Seite sein. Wenn Sie, statt unsere Briefe zu öffnen . . ."

Dies überraschte und beleidigte ihn.

Sie aber fuhr gelassen fort:

„Ich kenne Sie zu gut, um zu wissen, daß Sie es zugestehen werden . . . Darum sparen wir alle unnützen Worte, und Sie sagen einfach, aus welchem Interessen Sie sich am Staatsstreich beteiligen?"

Als er aber immer von seiner vollkommenen Ehrlichkeit sprach, rief sie ungeduldig:

„Halten Sie mich nicht für so dumm! Ich habe Ihren Artikel gelesen, und es wäre besser für Sie, wenn Sie mit uns in gutem Einvernehmen blieben."

Aber er gestand nichts ein, sondern erzählte freiweg, daß er gern die Lieferung für das Gymnasium haben wolle, die er früher immer gehabt habe. Da man aber gemerkt hatte, daß er den Schülern heimlich so große Quantitäten von obscönen Bildern verkauft habe, so war er unter polizeiliche Aufsicht gestellt worden. Seitdem war sein einziger Gedanke, wie er die Gunst der Verwaltung wieder erlangen könne.

Felicitas äußerte sich erstaunt über diesen bescheidenen Ehrgeiz; Briefe zu erbrechen und die Galeerenstrafe zu riskieren, nur um einige Lexika zu verkaufen!

„Nun," sagte er etwas scharf, „das ist immerhin ein sicherer Verkauf von vier bis fünftausend Frank jährlich. Ich baue niemals Luftschlösser, wie gewisse Leute es thun!"

Sie beachtete diese Rede nicht weiter, und man sprach überhaupt nicht mehr von den erbrochenen Briefen. Statt dessen wurde ein Uebereinkommen geschlossen, wodurch Vuillet sich verpflichtete, keine Neuigkeit zu verbreiten, wogegen die Rougons ihm die Kundschaft des Gymnasiums wieder zuwenden wollten. Dann verließ ihn Felicitas

Digitized by Google

mit der Bitte, sich nicht weiter zu kompromittieren; es genüge, wenn er die Briefe bis übermorgen behalte, um sie dann austragen zu lassen.

„Welch ein Schuft," sagte sie zu sich selbst, als sie in der Straße war, ohne einzusehen, daß sie sich durch ihre letzte Bestimmung gleichfalls einen Eingriff in die postalischen Verhältnisse erlaubt habe.

Langsam und nachdenklich ging sie weiter, ja sie machte sogar einen Umweg durch die Promenade Sauvaire, um länger und bequemer überlegen zu können, ehe sie nach Hause kam. Unter den Bäumen auf der Promenade begegnete sie Herrn von Carnavant, der sich das Dunkel der Nacht zunutze machte, um in der Stadt umherzuspähen. Die Geistlichkeit von Plassans, der diese Handlungsweise zuwider war, beharrte seit dem Staatsstreich in der größten Neutralität. Für sie war das Kaiserreich so gut wie gesichert und sie hoffte bald von neuem, hundertjährige Intriguen aufnehmen zu können. Der Marquis, der seitdem ein überflüssiger Agent geworden war, war sehr neugierig, wie der Streit enden werde und wie die Rougons zu ihrem Ziele gelangen würden.

„Ach, Du bist es, Kleine," sagte er, als er Felicitas erkannte, „ich wollte gerade zu Dir. Deine Sache steht schlecht."

„Im Gegenteil, sie steht gut," antwortete Felicitas wie abwesend.

„Um so besser, dann wirst Du mir doch davon erzählen? Doch, ich muß Dir noch gestehen, daß ich neulich Nachts Deinen Gatten und seine Kollegen furchtbar geängstigt habe. Du hättest sehen müssen, welch lächerlichen Anblick sie gewährten, als ich ihnen aufband, daß in allen Gebüschen des Thales Insurgentenbanden im Hinterhalte lägen! . . . Du bist mir doch nicht böse darum?"

Digitized by Google

„Ich danke Ihnen sogar," entgegnete Felicitas rasch. „Sie hätten sie nur Alle vor Schreck umkommen lassen sollen. Mein Mann ist ein großer Duckmäuser. Kommen Sie nur einmal morgens, dann bin ich allein."

Sie schlüpfte eilig davon, als habe die Begegnung mit dem Marquis ihr einen raschen Entschluß eingegeben. Ihre ganze kleine Gestalt drückte einen festen Willen aus. Galt es doch, sich wegen Peters Geheimniskrämerei zu rächen, ihn unter dem Pantoffel zu halten und ihre Herrschaft im Hause zu sichern. Das gab natürlich eine Szene, eine Komödie, über die sie sich schon im voraus freute, und zu der sie mit der Schlauheit des beleidigten Weibes den Plan schmiedete.

Peter schlief noch fest. Sie näherte sich ihm mit einem Lichte und betrachtete einen Augenblick mitleidig sein dickes Gesicht, das leicht zuckte; dann setzte sie sich an das Kopfende, nahm ihren Hut ab, brachte ihr Haar in Unordnung, that als sei sie außer sich und fing laut an zu schluchzen.

„Was hast Du? warum weinst Du?" fragte Peter, plötzlich erwachend.

Sie antwortete nicht, weinte aber immer mehr.

„Sage mir doch um alles in der Welt, wo bist Du gewesen? Hast Du die Insurgenten gesehen?" fragte ihr Gatte in seinem Entsetzen über diese stumme Verzweiflung.

Sie machte ein verneinendes Zeichen und sagte dann mit schwacher Stimme:

„Ich komme vom Hotel Valqueyras und wollte Herrn von Carnavant um Rat fragen. Aber, mein armer Freund, Alles ist verloren."

Peter richtete sich schnell auf. Er war sehr blaß und sein geöffnetes Hemd zeigte seinen vor Angst geschwollenen Hals. So saß er bleich und weinerlich mitten in seinem

Digitized by Google

zerwühlten Bett, zusammengekauert wie eine groteske chinesische Porzellanfigur.

„Der Marquis," fuhr Felicitas fort, „glaubt, daß Prinz Louis besiegt sei; wir sind also ruiniert und werden niemals reich werden."

Wie es den Feiglingen immer geht, so auch Peter; er äußerte heftig, daß er keine Schuld habe, da er sich nie mit Politik abgegeben haben würde, wenn Herr von Carnavant und Felicitas ihn nicht zu diesen Dummheiten animiert hätten. Somit müsse auch seine Frau, Herr von Carnavant, ja seine ganze Familie die Schuld auf sich nehmen.

„Ich wasche meine Hände in Unschuld," rief er; „Ihr Beide habt die Dummheit begangen. Wäre es nicht vernünftiger gewesen, wenn wir unsere kleinen Renten ruhig verzehrt hätten? Aber Du hast immer herrschen wollen. Jetzt siehst Du, wohin es führt."

Er vergaß in seiner Aufregung, daß er sich eben so gierig wie seine Frau gezeigt hatte, und fühlte nur den einen Wunsch, seinen Zorn dadurch zu erleichtern, daß er Alles auf die Andern schob.

„Zudem," fuhr er fort, „haben wir auch kein Glück mit unsern Kindern wie andere Leute! Eugen läßt uns im entscheidenden Augenblicke im Stiche; Aristides hat unserm Ruf geschadet, und es fehlte nur noch, daß die liebe Unschuld, daß Pascal uns kompromittierte, der in seiner Menschenliebe den Insurgenten gefolgt ist!... Und deshalb haben wir uns aufgeopfert und das Letzte hingegeben, damit sie ihren Studien nachgehen konnten."

In seiner Erbitterung gebrauchte er Worte, deren er sich sonst niemals bediente. Als Felicitas sah, daß er nach Atem rang, sagte sie leise:

„Du vergißt Macquart."

„Ja, ja, ich vergesse den!" rief er noch heftiger, „das

Digitized by Google

ist auch einer von Denen, dessen Namen mich schon bei dem bloßen Gedanken außer mich bringt! . . . Aber das ist noch nicht Alles; Du mußt wissen, daß ich den kleinen Silvester neulich bei meiner Mutter gesehen habe, mit blutigen Händen, als er dem einen Gendarmen ein Auge ausgestochen hatte. Ich habe Dir das nicht erzählen wollen, um Dich nicht zu ängstigen. Somit wird einer meiner Neffen vor Gericht erscheinen müssen. Eine saubere Familie! . . . Macquart aber ist uns so hinderlich gewesen, daß ich neulich Lust verspürte, ihm den Schädel einzuschlagen, als ich ein Gewehr bei mir hatte. Ich habe wirklich den Gedanken gehabt . . ."

Felicitas ließ Alles ruhig über sich ergehen und hörte mit engelhafter Sanftmut die Vorwürfe ihres Gatten an. Wie sie so gesenkten Hauptes dasaß, wie eine Schuldige, glaubte er nur im Recht zu sein. Als dem armen Manne die Stimme versagte, seufzte sie tief, that als bereue sie, und sagte trostlos:

„Lieber Gott, was sollen wir nun thun! . . . Wir sind von Schulden bedrängt.

„Das ist Deine Schuld!" rief Peter mit letzter Kraftanstrengung.

Die Rougons hatten wirklich überall Schulden; die Hoffnung auf einen baldigen Erfolg hatte sie jede Vorsicht vergessen lassen. Seit 1851 waren sie so weit gegangen, ihren Gästen des gelben Salon allabendlich Likör, Punsch und kleine Kuchen, ja vollständiges Abendessen anzubieten, wobei auf den Untergang der Republik angestoßen wurde. Außerdem hatte Peter den vierten Teil seines Vermögens der Reaktion zur Verfügung gestellt, um zum Ankauf der Gewehre und Patronen zuzusteuern.

„Die Rechnung des Konditors beläuft sich wenigstens auf tausend Frank," sagte Felicitas klagend, „und doppelt

Digitized by Google

so viel schulden wir dem Likörfabrikanten. Dann kommt noch der Schlächter, der Bäcker, der Fruchthändler . . ."

Peter war wie vernichtet. Felicitas gab ihm den letzten Stoß, als sie sagte:

„Von den zehntausend Frank für die Waffen gar nicht zu reden."

„Ja, ja," stammelte er. „Ja, man hat mich betrogen und bestohlen. Der abscheuliche Sicardot hat mich ins Unglück gestürzt, als er mir zuschwor, daß die Napoleoniden Sieger sein würden. Ich hoffte dadurch einen Vorteil zu erlangen. Aber dieser alte Thor soll mir mein Geld ersetzen!"

„Nun, wahrscheinlich wird man Dir garnichts geben," meinte seine Frau verächtlich. „Wir müssen eben das Kriegsunglück ertragen. Wenn wir Alles bezahlt haben, bleibt uns kein Heller übrig. Das wird ein schöner Feldzug! . . . Denke Dir, wenn wir in irgend einem Neste des alten Viertels wohnen müssen."

Diese letzte Anspielung klang kläglich. Peter sah schon die elende Wohnung im alten Viertel, von der seine Frau gesprochen hatte, und sich selbst sterbend auf einem schlechten Bette, nachdem er sein Lebenlang sich abgequält hatte, herrlich und in Freuden zu leben. Dafür also hätte er seine eigene Mutter bestohlen, sich in die schändlichsten Intriguen eingelassen, Zeit seines Lebens gelogen! Wenn das Kaiserreich, das allein im Stande war, ihn zu retten, seine Schulden nicht bezahlte! Bei diesem Gedanken sprang er im Hemd aus dem Bett und rief:

„Nein, lieber greife ich selbst zur Waffe, oder lasse mich von den Insurgenten töten."

„Das," antwortete Felicitas mit großer Ruhe, „kannst Du ja morgen oder übermorgen noch thun, um Dich aus der Affaire zu ziehen."

Digitized by Google

Peter überlief es eiskalt. Es kam ihm plötzlich vor, als gieße man ihm einen Eimer kalten Wassers über den Kopf. Er legte sich langsam wieder ins Bett zurück, und sobald er wieder warm geworden war, fing er an zu weinen. Dieser große Mann weinte heiße Thränen; er war wie umgewandelt. Sein Zorn schlug regelmäßig ins Gegenteil, in das Jammern eines Kindes um. Felicitas, die auf diese Krisis gerechnet hatt, war entzückt, ihn so weich und hingebend zu sehen. Nach langem Schweigen machte endlich die Ergebung und stille Trauer dieser Frau seinen Thränen ein Ende.

„Sprich doch!" bat er, „laß uns beide nachdenken. Giebt es wirklich keine Rettung?"

„Keine! das weißt Du so gut wie ich; Du bist in einer traurigen Lage; niemand kann uns helfen und unsere Kinder haben uns verraten."

„Dann laß uns fliehen ... Willst Du, daß wir P!assans noch diese Nacht oder sogleich verlassen?"

„Fliehen! mein lieber Freund, weißt Du denn nicht, daß Du hast die Thore schließen lassen? Überhaupt würden wir dadurch ein schönes Thema zum Stadtgespräch liefern."

Peter war betroffen. Er strengte sein Denkvermögen übermäßig an, kam aber zu keinem Resultat und flüsterte in bittendem Tone:

„Ich bitte Dich, sinne auf ein Mittel! Du hast ja noch nichts gesagt."

Felicitas hob den Kopf, that überrascht und sagte mit einer Geberde, die ihre Ohnmacht ausdrücken sollte:

„In diesen Dingen bin ich ja ganz unerfahren; ich verstehe nichts von Politik, das hast Du selbst mir hundertmal gesagt."

Als er verwirrt schwieg und die Augen niederschlug, fuhr sie langsam ohne Vorwurf fort:

Digitized by Google

„Du haſt mich ja nicht in Deine Angelegenheiten eingeweiht, daher weiß ich nichts und kann Dir nicht einmal einen Rat geben ... Das war überhaupt ganz vernünftig von Dir, da die Frauen oft geſchwätzig ſind. Es iſt auch beſſer, wenn die Männer das Schiff allein ſteuern.“

Sie ſagte dieſes mit ſo feinem Spotte, daß ihr Gatte nicht die Schärfe fühlte. Er ſchien im Gegenteil große Gewiſſensbiſſe zu fühlen und geſtand daher plötzlich Alles ein. Er ſprach von Eugens Briefen, von ſeinen Plänen und ſeinem Verhalten mit der Beredſamkeit eines Menſchen, der ſich weiß brennen will, ſein Gewiſſen erforſcht und ſeinen Heiland um Hülfe anruft. Alle Augenblicke unterbrach er ſich mit der Frage:

„Was würdeſt Du an meiner Stelle gethan haben?“ oder: „Nicht wahr, ich hatte Recht und konnte nicht anders.“

Felicitas ſaß unbeweglich und hörte mit der reſignierten Gleichgültigkeit eines Richters zu. Innerlich war ſie überglücklich, hatte ſie ihn jetzt doch in ihrer Macht; er ſtreckte ihr die Hände entgegen, damit ſie ihnen Feſſeln anlege, und ſie war glücklich darüber, wie eine Katze über eine Papierkugel.

„Warte,“ rief er, haſtig aus dem Bett ſpringend, „Du kannſt ſelbſt Eugens Briefe leſen, damit Du ein beſſeres Urteil über unſere Lage gewinnſt.“

Sie verſuchte vergebens, ihn am Zipfel ſeines Hemdes feſtzuhalten; er breitete die Briefe auf dem Nachttiſche aus, ſtieg wieder ins Bett, las ihr ganze Seiten vor und überredete ſie, ſelbſt zu leſen. Sie konnte ſich kaum eines Lächelns erwehren und allmählich fühlte ſie Mitleid mit dem armen Manne.

„Nun,“ ſagte er ängſtlich, als er geendet hatte, „jetzt weißt Du Alles. Siehſt Du noch keinen Ausweg, uns vom Ruin zu erretten?“

Digitized by Google

Sie antwortete noch immer nicht, sondern schien ernstlich nachzudenken.

„Du bist doch eine kluge Frau," sagte er, um ihr zu schmeicheln, „und es war nicht recht von mir, Dir Alles zu verheimlichen, das sehe ich jetzt ein . . ."

„Sprechen wir nicht mehr davon," war die Antwort. „Wenn Du mutig bist, so rate ich Dir . . ."

Da er sie aber starr anblickte, unterbrach sie sich lächelnd:

„Du versprichst mir aber, mir nicht mehr zu mißtrauen, mir Alles zu sagen und nicht ohne mein Wissen zu handeln?"

Das schwur er ihr und ging auf die härtesten Bedingungen ein. Dann ging auch Felicitas zu Bett und setzte ihm ganz leise, als ob sie von fremden Ohren gehört zu werden fürchtete, ihren Schlachtplan auseinander.

Nach ihrer Meinung hätte man einen größeren Schrecken in der Stadt unterhalten müssen, damit Peter in der geängstigten Stadt das Ansehen eines Helden genieße. Eine geheime Ahnung sagte ihr, daß die Insurgenten noch weit seien. Aber kurz oder lang würde die Ordnung siegen und die Rougons belohnt werden. Neben der Rolle eines Helden war die eines Märtyrers nicht zu verschmähen. Sie sprach so überzeugend, daß ihr Gatte anfangs von der Einfachheit ihres Planes überrascht war, dann aber eine wahre Feldherrngabe darin sah, und versprach, sein Möglichstes zu thun.

„Nun vergiß aber nicht, daß Du mir Deine Rettung verdankst," murmelte die Alte schmeichelnd. „Willst Du?"

Sie umarmten sich und sagten sich gute Nacht. Hoffnung kehrte in die begehrlichen Herzen der beiden Alten zurück. Aber keiner konnte schlafen; nach einer Viertel-

Digitized by Google

ſtunde, als Peter an der Decke den runden Schatten der Nachtlampe betrachtete, drehte er ſich um, damit er ſeiner Frau einen Gedanken berichte, der ſoeben in ſeinem Gehirn entſtanden war.

„Ach nein," flüſterte Felicitas ſchaudernd. „Das wäre doch zu grauſam."

„Zum Henker," erwiderte er, „Du willſt doch, daß die Einwohner geängſtigt ſeien! . . . Man würde mich verantwortlich machen, wenn das, was ich Dir ſagte, einträfe . . ."

Sein Plan ſchien kompliziert zu werden, denn plötzlich rief er:

„Man könnte Macquart dabei anſtellen . . . Das wäre das Klügſte, um ihn los zu werden."

Dieſer Gedanke ſetzte Felicitas in Staunen; ſie dachte nach, und wußte nicht recht, was ſie dazu ſagen ſollte. Endlich ſagte ſie verwirrt:

„Vielleicht haſt Du Recht. Wir wollen ſehen . . . Bei alledem iſt es dumm von uns, ſich darüber Skrupel zu machen, denn es handelt ſich für uns um Leben oder Tod . . . Ueberlaß mir die Sache; ich werde Macquart morgen aufſuchen und zuſehen, ob ich mit ihm einig werden kann. Du würdeſt nur mit ihm in Streit geraten und Alles verderben . . . Doch gute Nacht, mein Lieber, ſchlafe wohl . . . Unſer Kummer wird auch ein Ende nehmen."

Darauf küßten ſie ſich und ſchliefen ein. Der runde Schatten an der Decke aber nahm den Ausdruck eines ſchrecklichen Auges an, das weit geöffnet dieſe bürgerlichen Schläfer fixierte, die unter ihrer Decke auf Verbrechen ſannen, und im Traume einen Blutregen in ihr Zimmer fallen ſahen, deſſen große Tropfen ſich auf dem Fußboden in Goldſtücke verwandelten.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen in aller Frühe ging Felicitas wohl versorgt mit Peters Instruktionen in die Mairie, um Macquart aufzusuchen. In einer Serviette trug sie die Nationalgardisten-Uniform ihres Mannes. Außer einigen festschlafenden Männern auf der Wache sah sie niemanden. Der Portier, der mit der Sorge für das leibliche Wohl des Gefangenen beauftragt war, ging mit hinauf, um das jetzt zum Gefängnis gewordene Toilettezimmer aufzuschließen. Dann schritt er ruhig die Treppe wieder hinab.

Macquart war seit zwei Tagen und zwei Nächten eingeschlossen und hatte Zeit genug gehabt, gründlich nachzudenken. Nach seinem ersten Schlafe überließ er sich stundenlang Zorn- und Wutausbrüchen, und hatte große Lust die Thür zu erbrechen, bei dem Gedanken, daß sein Bruder sich im Nebenzimmer breit mache. Dann faßte er den Vorsatz, seinen Bruder eigenhändig erdrosseln zu wollen, sobald die Insurgenten ihn befreit haben würden. Gegen Abend aber beruhigte er sich und lief nicht mehr wütend in dem engen Kabinett umher. Es überkam ihn beim Atmen des hier herrschenden Wohlgeruches ein Gefühl innern Behagens, das die Nerven erschlaffte. Herr Garçonnet war sehr reich, von zarter Gesundheit und kokett, und so hatte er diesen Zufluchtsort sehr elegant ausgestattet, mit weichem Divan, auf dem Waschtische alle Sorten Parfums, Pomaden und Seifen; augenblicklich fiel die Dämmerung durch das Oberlicht mit dem matten Scheine einer an der Decke hängenden Ampel. Macquart schlief in dieser moschusduftenden, betäubenden Luft, die das Toilettezimmer erfüllte, mit dem Gedanken ein, daß so ein reicher Teufel doch eigentlich sehr glücklich sei. Er hatte sich mit einer Decke, die man ihm gebracht hatte, zugedeckt und machte es sich auf dem Kissen bequem. Als er die Augen öffnete, glitt ein Sonnenstrahl herein, aber

Digitized by Google

da er sich behaglich warm fühlte, stand er nicht auf, sondern sah wie träumend umher. Er sagte sich, daß er wohl niemals einen solchen Winkel haben würde, um Toilette zu machen; besonders interessierte ihn der Waschtisch; es sei nicht schwer, sich reinlich zu halten, meinte er, mit Hülfe so vieler Töpfchen und Fläschchen. Dann dachte er wieder an sein verfehltes Leben, daß er im Umgange mit Bettlern sich nicht bereichern könne, und daß er am Ende besser gethan hätte, sich mit Rougon zu vertragen. Im andern Augenblicke stieß er diesen Gedanken wieder zurück, denn Rougon war ein Schuft, ein Dieb, der ihn bestohlen hatte. Immer wieder aber stimmte ihn die Wärme und Weichheit des Divans versöhnlich. Die Insurgenten würden ihn gar seinem Schicksale überlassen und sich wie Dummköpfe geberden. Sein letzter Gedanke war, daß die Republik nur eine Thorheit sei und daß Rougon gute Aussichten habe. Dann dachte er an all seine unnützen Ränke und Schliche; kein Familienglied hatte sich seiner angenommen, weder Aristides noch Silvesters Bruder oder Silvester selbst, der von fanatischem Enthusiasmus für die Republikaner beseelt war und es deshalb nie zu etwas bringen werde. Macquarts Frau war tot und seine Kinder hatten ihn verlassen, so fand er sich ganz vereinsamt und lebte ohne Mittel in einem Winkel wie ein Hund. Es wäre besser gewesen, wenn er sich zur Reaktionspartei geschlagen hätte. Unter solchen Gedanken betrachtete er den Waschtisch und verspürte große Lust, sich die Hände mit einer Art Seifenpuder zu waschen, das in einer Kristalldose dastand. Macquart hatte wie alle Weichlinge, die von ihrer Frau oder ihren Kindern ernährt werden, eine Liebhaberei für Parfums, und wenn er auch geflickte Beinkleider trug, so hinderte ihn das nicht, sich mit duftigen Ölen zu parfümieren. Stundenlang war er

Digitized by Google

oft bei seinem Barbier, wo politisiert wurde. Dieser kämmte ihn, während sie disputierten.

Die Versuchung wurde größer, sodaß Macquart nicht widerstehen konnte und sich an den Waschtisch begab, um sich die Hände und das Gesicht zu waschen, sich das Haar zu ordnen, zu parfümieren und vollständig Toilette zu machen. Er verschonte kein Flacon, keine Seife und kein Puder. Das Beste aber war, sich mit dem weichen, feinen Handtuch des Maire abzutrocknen. Er vergrub sein ganzes Gesicht hinein und genoß das Gefühl des Reichtums. Als er sich pomadisiert und von Kopf bis zu Fuß in Wohlgeruch gehüllt hatte, streckte er sich auf den Divan und verfolgte seinen friedlichen Gedankengang von neuem. Seit er seine Nase in Herrn Garçonnet's Flaschen und Dosen gesteckt hatte, empfand er eine noch größere Abneigung für die Republik. Vielleicht war es noch Zeit, mit seinem Bruder Frieden zu schließen, und er überlegte, wieviel er für einen Verrat fordern könne. Sein Groll gegen Rougon war immer noch lebendig, aber wenn man so still auf dem Rücken daliegt, sagt man sich selbst oft unliebsame Wahrheiten und zürnt mit sich, daß es einem trotz allen Hasses nicht gelungen ist, für das Wohl seiner Seele und seines Körpers ein behagliches Dasein zu schaffen. Am Abend nahm er sich vor, Rougon morgen zu sich rufen zu lassen; aber als er Felicitas am nächsten Morgen eintreten sah, fühlte er, daß man seiner bedürfe und war auf seiner Hut.

Die Unterhandlung dauerte lange, war voller Ränke und wurde mit außerordentlicher Kunst geführt. Zuerst ergingen sie sich beide in oberflächlichen Klagen. Felicitas war erstaunt, Anton beinahe höflich zu finden, trotz der fatalen Szene, die er Sonntag Abend bei ihr veranlaßt hatte, und erging sich in leichten Vorwürfen, indem sie

Digitized by Google

über den Haß jammerte, der seinen Bruder mit einem solchen Eifer verläumdete und verfolgte, daß der arme Rougon ganz außer sich war.

„Mein Bruder hat mich ja auch nicht als Bruder behandelt," sagte Macquart mit verhaltener Heftigkeit. „Ist er mir je zu Hülfe gekommen? Seinetwegen hätte ich in meinem Neste umkommen können. Und seit er sich einmal mit zweihundert Frank gütig gegen mich erwies, habe ich nie Schlechtes von ihm gesagt, vielmehr überall erzählt, daß er ein gutes Herz hat."

Dies sollte ungefähr bedeuten:

„Wenn Ihr mich weiterhin mit Geld versorgt hättet, würde ich immer liebenswürdig gegen Euch gewesen sein und Euch geholfen haben, anstatt Euch zu bekämpfen. Das ist also Euer Fehler; Ihr hättet mich verkaufen müssen."

Felicitas begriff dies nur zu wohl und antwortete:

„Ich weiß, daß Ihr uns der Härte beschuldigt, weil Ihr denkt, wir seien wohlhabend; aber man irrt sich, mein lieber Bruder, wir sind nur arme Leute und haben deshalb nie gegen Euch handeln können, wie unser Herz es ersehnte."

Sie hielt einen Augenblick inne und fuhr fort:

„Im schlimmsten Falle könnten wir wohl ein Opfer bringen, aber trotzdem sind wir wirklich sehr arm!"

Macquart horchte auf. „Halt," dachte er; aber er that als habe er das indirekte Anerbieten seiner Schwägerin nicht verstanden und berichtete jammernd von seinem Unglück, vom Tode seiner Frau und der Flucht seiner Kinder. Felicitas dagegen lenkte das Gespräch auf die Krisis, in der sich das Land befand, und behauptete, daß die Republik sie verderben würde. Alle Augenblicke verwünschte sie das Zeitverhältnis, das einen Bruder zwinge, den andern gefangen zu nehmen. Wie würde ihr das Herz bluten, wenn

Digitized by Google

das Gericht seine Beute nicht herausgeben würde! Ja, es kam ihr sogar das Wort Galeere über die Lippen.

„Das werdet Ihr wohl bleiben lassen," sagte Macquart ruhig.

Sie aber erwiderte lebhaft:

„Eher würde ich mit meinem Blute die Ehre der Familie erkaufen. Aber ich sage Euch, daß wir Euch nicht verlassen werden . . . Ich werde Euch ein Mittel zur Flucht verschaffen, mein lieber Anton."

Sie sahen sich einen Augenblick in die Augen, wie um das Feld zu rekognoszieren, ehe sie sich in einen Kampf einließen.

„Ohne Bedingung?" fragte er endlich.

„Ohne irgend eine Bedingung," entgegnete sie. Sie setzte sich neben ihn auf den Divan und fuhr entschieden fort:

„Ehe Ihr die Grenze überschreitet, könntet Ihr noch in den Besitz von tausend Frank gelangen."

Neues Schweigen herrschte.

„Wenn ich ehrlich zu Werke gehen kann," flüsterte Anton nachdenklich, „denn Ihr wißt, daß ich mich nicht gern in Eure Kniffe einmische."

„Es ist von keinen Kniffen die Rede," erwiderte Felicitas, über die Bedenken des alten Schurken lächelnd. „Nichts ist einfacher, Ihr geht sogleich aus diesem Kabinette, versteckt Euch bei Eurer Mutter, versammelt Eure Freunde und erobert Euch dann die Mairie."

Macquart konnte sein Staunen nicht verleugnen und konnte offenbar die Geschichte nicht begreifen.

„Ich dachte," sagte er, „daß Eure Partei siegen würde."

„Oh, ich habe nicht Zeit, Euch erst in die Verhältnisse einzuweihen," rief die Alte ungeduldig. „Wollt Ihr oder nicht?"

Digitized by Google

„Gut denn, ich will nicht . . . Ich muß es erſt überlegen, denn ich würde ſchön dumm ſein, für tauſend Frank vielleicht ein Vermögen zu riskieren.“

Felicitas ſtand auf.

„Wie Ihr wollt, mein Lieber,“ ſagte ſie kalt. „Ihr habt aber gar keine Idee von Eurer Lage. Mich habt Ihr wie eine alte Sünderin behandelt, und wenn ich trotzdem zu Euch komme, um Euch vom Verderben zu erretten, ſo beſinnt Ihr Euch noch erſt lange, ob Ihr wollt oder nicht. Bleibt alſo ruhig hier und wartet, bis die Behörden zurückkommen. Ich aber waſche meine Hände in Unſchuld.“

Sie ging zur Thür.

„Aber,“ bat er, „gebt mir doch einige Auskunft, denn ich kann doch nicht einen Handel mit Euch eingehen, ohne etwas davon zu wiſſen. Seit zwei Tagen weiß ich nicht, was vorgeht, und kann nicht wiſſen, ob Ihr mich betrügen wollt?“

„Ihr ſeid ein Dummkopf,“ entgegnete Felicitas, die bei Antons ängſtlicher Rede zurückgekommen war, „und thut unrecht, nicht blindlings auf unſer Anerbieten einzugehen. Tauſend Franken iſt doch eine hübſche Summe, die man nur für etwas Sicheres riskiert. Nehmt es an, rate ich Euch.“

Er zögerte noch.

„Wird man uns ruhig eintreten laſſen, wenn wir die Mairie erobern wollen?“

„Wie kann ich das wiſſen,“ antwortete ſie lächelnd. „Vielleicht wird gar geſchoſſen.“

Er ſah ſie ſcharf an.

„So! Mütterchen!“ rief er rauh, „Ihr habt wohl am Ende die Abſicht, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen?“

Digitized by Google

Felicitas errötete, denn sie hatte wirklich gehofft, daß eine Kugel während eines Angriffs auf die Mairie ihr den Dienst erweisen möchte, sie von diesem unliebsamen Verwandten zu befreien. Dann würden sie tausend Frank gewonnen haben. Trotzdem flüsterte sie beleidigt:

„Welche Idee! . . . wie kann man nur so etwas denken!"

Dann sagte sie plötzlich ruhig:

„Wollt Ihr? . . . Jetzt habt Ihr mich doch verstanden?"

Macquart hatte wohl verstanden, daß man ihn in eine Falle locken wollte; und da er keinen Ausweg wußte, fing er an zu handeln. Als er von der Republik wie von einer Maitresse, die er nicht mehr lieben könne, gesprochen hatte, erwähnte er aller ihm drohenden Gefahren und bat zuletzt um zweitausend Frank. Aber Felicitas hielt Stand. Nachdem sie hin und her gestritten, versprach sie, ihm bei seiner Rückkehr nach Frankreich eine Stelle zu verschaffen, die ihm wenig Arbeit und viel Geld einbrächte.

So wurde denn der Handel abgeschlossen. Sie überredete ihn, die Nationalgardistenuniform, welche sie mitgebracht hatte, anzuziehen und sich dann allmählich zu Tante Dide zu begeben. Um Mitternacht solle er alle Republikaner, derer er habhaft werden könne, auf den Rathausmarkt führen und ihnen mitteilen, daß die Mairie leer sei und man nur die Thür aufzustoßen brauche, um sich ihrer zu bemächtigen. Anton forderte Handgeld und empfing zweihundert Franken; Felicitas verpflichtete sich aber, die übrigen achthundert Franken morgen zu zahlen. Somit setzten die Rougons ihre letzten Sous aufs Spiel.

Als Felicitas hinabgestiegen war, blieb sie einen Augenblick auf dem Platze stehen, um Macquart fortgehen zu sehen. Er ging ruhig, indem er sich schnäuzte, am Posten vorüber. Ehe er das Kabinett verlassen hatte, zer-

Digitized by Google

trümmerte er mit einem Faustschlage das Fenster an der Decke, damit es scheine, als sei er dort entflohen.

„Alles ist in Ordnung," sagte Felicitas bei ihrer Heimkehr zu ihrem Gatten. „Um Mitternacht, weißt Du . . . Doch sprechen wir nicht mehr davon. Ich wünschte nur, sie würden alle erschossen, weil sie uns gestern auf der Straße so beleidigt haben."

„Es war sehr klug von Dir, Dich zu beeilen," antwortete Peter, der sich rasierte. „Jeder würde an unserer Stelle handeln wie wir."

Diesen Morgen — es war Mittwoch — legte er besondere Sorgfalt auf seine Toilette. Seine Frau mußte ihn kämmen und seine Halsbinde einschleifen, wobei sie ihn behandelte wie ein Kind, das zur Preisverteilung geht. Als er fertig war, betrachtete sie ihn und erklärte, daß er sehr respektabel aussehe und eine würdige Figur unter den sich abspielenden Ereignissen bilden würde. Sein großes blasses Gesicht sah in der That sehr würdig und heroisch aus. Sie begleitete ihn bis zur ersten Etage und wiederholte ihm zum letzten Male ihre Verhaltungsmaßregeln, daß er ja nichts von seiner mutigen Haltung einbüßen solle, so groß auch der Schrecken sein würde. Die Thore müßten fester als je verschlossen werden, damit die Stadt recht in Angst gerate; dann würde er der Einzige sein, der sich für die gute Sache opfere.

Welch ein Tag! die Rougons sprechen noch heute davon, wie von einer glorreichen Schlacht. Peter ging direkt in die Mairie, ohne sich im geringsten über Blicke oder Worte, die ihm folgten, zu beunruhigen. Dort richtete er sich ein, als wolle er diesen Platz nie wieder verlassen. Er schickte Roudier nur wenige Worte, durch die er ihn benachrichtigte, daß er sein Amt wieder verwalte. „Haltet Wache an den Thoren," schrieb er, da er wohl wußte,

Digitized by Google

daß diese Zeilen veröffentlicht werden würden, „während ich im Innern über Eigentum und Personen wachen werde. Jetzt werden böse Menschen ihren Leidenschaften gehorchen und da ist es Zeit, daß die guten Bürger sie mit Gefahr ihres Lebens unterdrücken müssen.“ Stil und orthographische Fehler gaben diesem Billet mit seiner lakonischen Kürze einen heroischen Anstrich.

Von den Mitgliedern der provisorischen Kommission erschien kein einziges, und die beiden letzten Getreuen, worunter Granoux selbst zählte, hielten sich klüglich zu Hause. Somit war von der ganzen Kommission, die sich verkleinert hatte in dem Maße wie der Schrecken sich vergrößerte, nur Rougon auf seinem Posten, dem Präsidentenstuhle, geblieben. Er hielt es nicht der Mühe wert, einen Befehl zur Zusammenberufung zu erteilen. War er doch allein genug! Was für ein Anblick würde es sein, wenn später ein Lokalblatt den Satz aufstellen würde:

„Mut und Pflicht reichten sich die Hand.“

Während des Vormittags sah man Peter mutterseelenallein in dem großen Gebäude umherwandern, so daß sein Schritt in den hohen Sälen widerhallte. Alle Thüren standen offen und er spazierte in diesen verlassenen Räumen der Präsidentschaft mit einer Miene umher, die deutlich zeigte, wie durchdrungen er selbst von seiner Mission sei. Der Portier begegnete ihm einige Male auf den Vorplätzen und grüßte ihn dann jedesmal höflich aber überrascht. Man sah ihn an jedem Fester und trotz der heftigen Kälte erschien er mehrmals auf dem Balkon, ganze Packete Papiere in den Händen tragend, als sei er sehr beschäftigt und erwarte wichtige Dinge.

Gegen Mittag lief er in die Stadt, visitierte die Posten, sprach von einem möglichen Angriff und gab ihnen zu verstehen, daß die Insurgenten nicht weit seien, daß er

Digitized by Google

aber auf den Mut der tapfern Nationalgarde zähle, die sich im Notfalle für die gute Sache bis auf den letzten Mann töten lassen würde. Langsam und gravitätisch kehrte er von diesem Rundgang zurück, wie ein Held, der für sein Vaterland gewirkt hat und nun den Tod erwartet. Auf seinem Wege setzte er alle in Erstaunen; Spaziergänger und bescheidene Rentiers, die zu bestimmten Tagesstunden gaffend umherstreiften, sahen ihn verdutzt an, als erkennten sie ihn heute nicht wieder, da es doch unmöglich sei, daß ein früherer Ölhändler einer ganzen Armee die Stirn bieten könne.

In der Stadt hatte die Angst ihren Höhepunkt erreicht und man erwartete jeden Augenblick die Insurgenten. Das Gerücht von Macquarts Flucht erhöhte die Angst, weil man befürchtete, daß er mit seinen Freunden, den Roten, die ihn befreit hatten, in der Nacht aus ihrem Schlupfwinkel hervorkommen würde, um die Stadt an allen vier Ecken in Brand zu stecken und über die Einwohner herzufallen. Das in seine Mauern gesperrte Plassans wußte nicht, was es nun noch ersinnen sollte, um Angst und Schrecken zu verbreiten.

Die Republikaner stutzten über Rougons stolze Haltung, und die Advokaten und ehemaligen Kaufleute der Neustadt, die gestern über den gelben Salon geschmäht hatten, wagten nicht mehr einen so mutigen Mann offen anzugreifen. Sie flüsterten sich nur leise zu, daß es Thorheit sei, den siegreichen Insurgenten Trotz bieten zu wollen, ja, daß ein solcher unnötiger Heroismus Plassans ins Unglück stürzen würde.

Um drei Uhr wurde eine Deputation gewählt. Peter, der vor Begierde brannte, seine Thaten zur Kenntnis seiner Mitbürger zu bringen, war entzückt über diese günstige Gelegenheit.

Digitized by Google

Der Präsident der provisorischen Kommission empfing die Abgeordneten der Neustadt im Bureau des Bürgermeisters. Nachdem die Herren ihn, wegen seines Patriotismus gelobt hatten, baten sie ihn nicht mehr an Widerstand zu denken. Ihm aber fehlte es nicht an hochtrabenden Worten. Er sprach mit lauter Stimme von Pflichten, Vaterland, Ordnung, Freiheit und andern Dingen, zwang aber keinen, es ihm gleich zu thun, da er nur handle, wie sein Gewissen und sein Herz es ihm eingäben.

„Sie sehen, meine Herren," schloß er, „daß ich meine Ansichten ganz allein vertreten muß. Aber ich nehme jede Verantwortlichkeit auf mich, damit niemand kompromittiert werde. Gilt es aber ein Opfer, so erbiete ich mich freudig und wünsche nur, daß mein Tod das Leben der Einwohner retten möge."

Ein Notar, der Gescheiteste der Bande, meinte, daß er einem sichern Tod entgegen gehe.

„Das weiß ich," entgegnete er feierlich, „und bin bereit!"

Die Herren sahen sich bei diesem heroischen Worte an und waren wie angewurzelt vor Verwunderung. Dieser Mann hatte wirklich ein tapferes Herz. Der Notar beschwor ihn, Gendarmen in seine Nähe zu berufen; er aber antwortete, daß das Leben der Soldaten kostbar sei, und daß er es nur im äußersten Notfalle aufs Spiel setzen würde.

So zog sich denn die Deputation endlich ganz gerührt zurück, und eine Stunde später galt Rougon in ganz Plassans für einen Helden; nur die, welche ihm diesen Titel mißgönnten, nannten ihn einen „alten Narren."

Gegen Abend kam Granoux zu Rougons großem Erstaunen herbeigeeilt. Der ehemalige Mandelhändler umarmte Rougon, nannte ihn einen „großen Mann" und

Digitized by Google

ſagte, daß er mit ihm ſterben wolle. Sein Dienſtmädchen hatte von der Fruchthändlerin das bedeutungsvolle Wort: „Ich bin bereit!“ gehört, und Granoux dadurch faktiſch begeiſtert. Im Grunde beſaß dieſer furchtſame Kauz eine wunderbare Naivität. Peter ſah ihn ſtaunend und zweifelnd an und war ganz gerührt über die Hingabe dieſes Mannes; er nahm ſich vor, ihn öffentlich vom Präfekten loben zu laſſen, um dadurch gleichzeitig die andern Bürger, die ihn ſo feige verlaſſen hatten, zu ärgern. Beide erwarteten die Nacht in der einſamen Mairie.

Um dieſelbe Zeit wanderte Ariſtides unruhig in ſeiner Wohnung umher. Vuillets Artikel hatte ihn überraſcht und die Haltung ſeines Vaters ihn ſtutzig gemacht. Er hatte ihn von einem Fenſter aus beobachtet, in weißer Kravatte und ſchwarzem Überzieher, und in einer ſolchen Ruhe, trotz der nahenden Gefahr, daß er nicht wußte, was er davon denken ſollte. Ihm ſtiegen Zweifel auf, ja er ahnte geheime Schliche. Da er ſelbſt nicht zu ſeinen Eltern zu gehen wagte, hatte er ſeine Frau hingeſchickt. Als Angela zurückkam, ſagte ſie in ihrer gedehnten Weiſe:

„Deine Mutter erwartet Dich, ſie iſt durchaus nicht böſe auf Dich, macht ſich aber über Dich luſtig und hat mehrmals wiederholt, daß Du doch lieber Deine Binde in die Taſche ſtecken ſollteſt.“

Ariſtides war ſehr ärgerlich, eilte aber trotzdem in die Rue de la Banne, mit der Abſicht ſich demütig zu zeigen. Seine Mutter begnügte ſich mit einem verächtlichen Lächeln.

„Ach, mein lieber Junge,“ ſagte ſie, ſobald ſie ſeiner anſichtig wurde, „Dir fehlt es auch an Mut.“

„In einem Loche wie Plaſſans weiß man ja auch von Nichts!“ rief er verächtlich. „Ich werde ganz dumm dabei, auf Ehre! man hat keine Nachricht und klappert

Digitized by Google

vor Furcht. Dazu in diesen elenden Wällen eingesperrt zu sein! . . . Wäre ich nur mit Eugen nach Paris gegangen!"

Als er sah, daß Felicitas immer noch lächelte, sagte er bitter:

„Du bist niemals gut zu mir gewesen, Mutter. Sei nur ruhig, ich weiß genug . . . Mein Bruder hat Euch immer von den laufenden Tagesgeschichten berichtet, aber Du hast mir niemals auch nur die geringste nützliche Mitteilung gemacht."

„Das weißt Du?" sagte Felicitas ernst und mißtrauisch. „Nun, dann bist Du doch nicht so dumm, als ich glaubte. Öffnest Du vielleicht auch die Briefe, wie einer meiner Bekannten?"

„Nein, aber ich horche an den Thüren," antwortete Aristides mit Nachdruck.

Dieses offene Geständnis gefiel der alten Frau. Sie lächelte und fragte freundlicher:

„Warum hast Du Dich uns denn nicht früher angeschlossen?"

„Das ist's ja," sagte der junge Mann verwirrt. „Ich traute Euch nicht, weil Ihr Männern wie Granoux, meinem Schwiegervater und andern bei Euch Zutritt gestattet habt . . . Ich wollte auch nicht zu viel wagen . . ."

Er zögerte und sagte unruhig:

„Seid Ihr denn heute wenigstens über das Gelingen des Staatsstreiches sicher?"

„Ich?" rief Felicitas, geärgert über die Zweifel ihres Sohnes, „ich weiß von nichts."

„Du hast mir doch sagen lassen, meine Binde abzunehmen?"

„Ja, weil die Herren sich darüber aufhalten."

Aristides stand stumm und verwirrt, das Laubwerk

Digitized by Google

der gelben Tapete anstarrend, vor ihr. Sie aber wurde von heftiger Unruhe erfaßt, als sie ihn so unentschlossen sah.

„Gut," sagte sie, „ich bleibe bei meiner ersten Meinung: Du bist nicht mutig. Trotzdem beanspruchst Du Eugens Briefe zu lesen! Du Unglücklicher, mit Deiner ewigen Unentschlossenheit würdest Du alles verdorben haben, Du bist nur da, um unentschlossen . . ."

„Ich, unentschlossen?" unterbrach er seine Mutter, indem er ihr einen durchdringenden Blick zuwarf. „Gut, Du kennst mich nur noch nicht. Ich wäre im stande, die Stadt anzuzünden, um meine Füße zu erwärmen. Aber ich will mich nicht von meinem Wege abbringen lassen. Ich bin es überdrüssig, mein hartes Brot zu essen, und will das Glück erjagen, aber ich will sicher gehen."

Er hatte diese Worte mit solcher Schärfe gesprochen, daß Felicitas in dem Jagen nach Erfolg ihr eigenes Ich erkannte. Sie sagte leise:

„Dein Vater ist sehr mutig."

„Ja, ich habe es gesehen," antwortete er höhnend. „Er hat einen hübschen Kopf. Ich mußte unwillkürlich an Leonides in den Thermopylen denken . . . Ist es nicht Dein Werk, Mutter, daß er eine solche Rolle spielt?"

Heiter und entschlossen fuhr er fort:

„Um so schlimmer, daß ich Bonapartist bin! . . . Papa ist eben nicht der Mann, der sein Leben aufs Spiel setzt, wenn es ihm nicht viel einbringt."

„Du hast Recht," entgegnete seine Mutter, „aber heute darf ich nicht mehr sagen, Du wirst morgen das Weitere sehen."

Er drang nicht weiter in sie, schwor ihr aber, daß sie bald mit ihm zufrieden sein werde. Als er fortging, trat Felicitas ans Fenster, sah ihm nach, wie er sich ent-

Digitized by Google

fernte, und sagte zu sich selber, daß er im Grunde ein Teufelskerl sei und daß sie daher nie den Mut gehabt haben würde, ihn fortzuschicken, ohne ihn wieder auf den richtigen Weg zu bringen.

Jetzt brach eine dritte angstvolle Nacht über Plassans herein. Die Stadt schien im Todesröcheln zu liegen. Die Bürger eilten nach Hause und verbarrikadierten ihre Thüren lärmend mit Bolzen und eisernen Stangen. Man schien allgemein zu fühlen, daß Plassans den nächsten Morgen nicht mehr erleben würde, daß es entweder von der Erde verschlungen oder zum Himmel auffliegen würde.

Als Rougon zum Essen nach Hause kam, waren die Straßen wie ausgestorben. Diese Einsamkeit machte ihn traurig gestimmt. Nach dem Essen fühlte er sich mutlos und fragte seine Frau, ob es wohl nötig sei, Macquarts Einfall in die Mairie ausführen zu lassen.

„Jetzt lästert keiner mehr," sagte er. „Du hättest nur sehen sollen, wie die Herren der Neustadt mich ausgezeichnet haben! Es scheint mir jetzt nicht mehr nötig, Menschen zu töten. Nun, wie denkst Du darüber? Wir werden unsern Weg auch ohnedem machen." —

„Welch ein Weichling Du doch bist!" rief Felicitas zornig. „Du selbst hast diesen Gedanken gehabt und nun willst Du davon abstehen? Ich sage Dir, Du würdest nie etwas Gescheites ohne mich zu stande bringen. . . . Gehe doch mutig Deinen Weg! Glaubst Du vielleicht, daß die Republikaner Dich schonen würden, wenn sie Deiner habhaft werden könnten?"

Als Rougon in die Mairie zurückkehrte, bereitete er einen Hinterhalt vor, wobei Granoux sich sehr nützlich erwies. Er schickte ihn aus, um den verschiedenen Posten seine Befehle zu überbringen; die Nationalgarde sollte sich möglichst heimlich in kleinen Gruppen ins Rathaus be-

Digitized by Google

geben. Roudier, dieser in die Provinz verirrte pariser Bürger, der mit seinen Gesinnungen dem Plane gefährlich schien, wurde nicht einmal benachrichtigt. Gegen elf Uhr war der Hof der Mairie voll von Nationalgardisten. Rougon sagte ihnen, daß die in Plassans zurückgebliebenen Republikaner einen letzten Ausfall beschlossen hätten, und daß er sich glücklich schätze, rechtzeitig von seiner geheimen Polizei benachrichtigt zu sein. Als er dann ein blutiges Gemälde von der Gefahr der Stadt entworfen hatte, falls diese Elenden sich der Macht bemächtigen sollten, befahl er ihnen, kein Wort zu sprechen und alles Licht auszulöschen. Er selbst nahm ein Gewehr. Seit dem Morgen ging er wie in einem Traume umher, er kannte sich selbst nicht mehr; es war ihm, als folge Felicitas ihm unsichtbar, deren Händen er sich seit der letzten nächtlichen Krisis überliefert hatte. Er würde sich ruhig haben hängen lassen und gesagt haben: „Das thut nichts, meine Frau wird mich wieder losschneiden."

Um den Lärm zu erhöhen und die schlafende Stadt in eine noch größere Angst zu versetzen, bat er Granour sich in die Kathedrale zu begeben und beim ersten Schuß die Sturmglocke läuten zu lassen. Der Name des Marquis diente ihm als Einlaßkarte zum Pedell.

Im Dunkel und in der Ruhe des Hofes standen die Gardisten halbtot vor Angst, die Augen voll ungeduldiger Erwartung auf die Thür gerichtet, bereit zu schießen, wie auf dem Anstand bei einer Wolfsjagd.

Macquart hatte indessen den Tag bei Tante Dide verbracht. Dort hatte er sich auf den alten Koffer hingestreckt und vermißte den Divan des Herrn Garçonnet. Mehrmals war er von einer wahren Wut erfaßt, seine zweihundert Frank im nächsten Kaffeehaus anzubrechen; das Geld, das er in seiner Westentasche trug, brannte bei ihm förm-

Digitized by Google

lich, und so brachte er wenigstens seine Zeit damit hin, das Geld in Gedanken zu verausgaben. Seine Mutter, bei der sich seit mehreren Tagen ihre Kinder verborgen hielten, beschäftigte sich stumm, zerstreut und blaß um ihn her, ohne daß ihr Gesicht auch nur im mindesten von ihrer unbeweglichen Ruhe verlor. Sie bewegte sich eckig wie ein Automat und schien ihn gar nicht zu bemerken. Sie wußte nichts von dem, was die Stadt bedrohte; sie hatte die fixe Idee gefaßt, tausend Meilen von Plassans entfernt zu wohnen und lief zwar mit offenen Augen, doch gedankenlos umher. In diesem Augenblicke bewegte indes eine Unruhe ihre Augenlider, denn Anton konnte nicht länger dem Wunsche widerstehen, einen guten Bissen zu essen, und hatte sie deshalb zu einem Restaurateur in die Vorstadt geschickt, um ihm ein gebratenes Huhn zu holen. Als er sich an den Tisch gesetzt hatte, sagte er zu ihr:

„Du ißt wohl nicht oft ein Hühnchen, he? Das ist nur für Leute, die arbeiten und ihre Sache verstehen. Du verschleuderst immer Alles! . . . Ich wette, daß Du Deine Ersparnisse dem Heuchler Silvester giebst. Dieser Schlingel hat eine Mätresse. Wenn Du einen Schatz in irgend einem Winkel verborgen hast, wird er ihn schon finden und ihn Dir ablocken."

Er lachte häßlich mit wilder Freude. Das Geld, das er in der Tasche hatte, der Verrat, den er aussann, die Gewißheit, sich für einen guten Preis verkauft zu haben, erfüllten ihn wie alle schlechten Menschen mit Befriedigung und Freude über seine Schlechtigkeit. Tante Dide hörte nur das Wort Silvester.

„Hast Du ihn gesehen?" fragte sie endlich, die Lippen öffnend.

„Wen? Silvester?" entgegnete Anton. „Er spazierte mitten unter den Insurgenten mit einem großen Frauen-

Digitized by Google

zimmer am Arme. Wenn ihn eine Kugel träfe, so wäre es seine eigene Schuld."

Die Alte sah ihn scharf an und fragte mit ernster Miene: „Warum?"

„Nun, ich würde nicht so dumm sein wie er," antwortete er verwirrt. „Wer wird sein Leben wegen unsicherer Aussichten in die Schanze schlagen? Ich wenigstens habe meine Sachen vernünftig geordnet."

Aber Tante Dide hörte schon gar nicht mehr zu. Sie flüsterte nur:

„Er hatte Blut an seinen Händen. Man wird ihn mir töten wie die andern, und seine Onkel werden ihm die Gendarmen auf den Hals schicken."

„Was brummst Du da?" sagte ihr Sohn, der das Gerippe des Huhnes abnagte. „Du weißt, ich sehe am liebsten, daß man offen zu mir spricht. Wenn ich manchmal in Streit mit dem Kleinen geraten bin, so war es nur deshalb, um ihn auf vernünftigere Gedanken zu bringen. Ich liebe zwar auch die Freiheit, aber es muß Alles seine Grenzen haben . . . Und was Rougon anbetrifft, so kann ich ihn nur achten, denn er hat Mut und Verstand."

„Er hatte das Gewehr, nicht wahr?" unterbrach Tante Dide, deren irrer Geist Silvester nachhängte.

„Das Gewehr? Ach ja, Macquarts Karabiner," sagte Anton, nachdem er einen Blick auf den Kamin geworfen hatte, über dem die Waffe sonst zu hängen pflegte. „Ich glaube ihn in seinen Händen gesehen zu haben. Wirklich ein nützliches Instrument, wenn man ein Mädchen am Arme führt und sich im Felde herumtreibt, dieser Dummkopf!"

Er ließ noch einige derbe Äußerungen vom Stapel, während Tante Dide sich von neuem im Zimmer zu schaffen machte. Sie sprach kein Wort. Mit Dunkelwerden

Digitized by Google

entfernte sich Anton, nachdem er eine Blouse ange- und eine Mütze, die seine Mutter ihm hatte kaufen müssen, tief in die Stirn gedrückt hatte. Er trat auf dieselbe Weise in die Stadt, wie er herausgekommen war, nämlich dadurch, daß er den Nationalgardisten, die das Römerthor bewachten, etwas aufband. Als er endlich das alte Viertel erreicht hatte, schlich er heimlich von Thür zu Thür.

Ungefähr um neun Uhr abends vereinten sich alle eifrigen Republikaner und alle Übrigen, die der Bande bei ihrem Ausrücken nicht gefolgt waren, in einer dunkeln Kneipe, wohin Macquart sie bestellt hatte. Als ungefähr fünfzig Männer beisammen waren, hielt er ihnen eine Rede, wo er von persönlicher Rache, von Siegen, vom Abschütteln eines schändlichen Joches sprach und schließlich sagte, daß sie sich den Besitz der Mairie binnen zehn Minuten sichern könnten. War sie doch leer gewesen, als er fortging, und wenn sie nur wollten, so könnten sie noch heute Nacht die rote Fahne dort aufpflanzen. Die Arbeiter überlegten, jetzt war die Reaktion im Wanken und die Insurgenten standen vor den Thoren; da sei es doch nur billig, sich die Macht zu sichern, um sie als Brüder zu empfangen und ihnen die Thore zu öffnen. Keiner zweifelte an Macquarts Worten; sein Haß gegen die Rougons und seine persönliche Rache, von der er sprach, waren Bürgen seiner Ehrlichkeit. So wurde denn beschlossen, daß Alle die, welche Jäger waren und eine Flinte besaßen, sie holen sollten und daß man sich um Mitternacht auf dem Rathausmarkte treffen wolle. Eine Frage machte sie stutzig, sie hatten keine Kugeln; daher beschlossen sie, ihre Waffen mit Schrot zu laden, was ja eigentlich unnötig sei, da sie keinem Widerstand begegnen würden.

So sah denn Plassans noch einmal im Mondenscheine bewaffnete Männer an den Häusern entlang schleichen.

Digitized by Google

Als die Schar sich vor dem Rathause vereinigt hatte, schritt Macquart, die Schildwache im Auge behaltend, kühn vor. Er klopfte, und als der Portier, der wohl instruiert war, ihn fragte, was er wolle, erging er sich derartig in Drohungen, daß dieser in scheinbarer Angst öffnete. Die Thürflügel gingen ganz auf und zeigten ein leeres Portal.

Jetzt schrie Macquart, so laut er konnte:

„Kommt, meine Freunde!"

Dies war das Zeichen. Er drückte sich schnell zur Seite. Im selben Augenblick aber sah man ein Flammenmeer und einen Kugelregen mit dem Rollen des Donners aus dem dunkeln Hofe sich auf die geöffnete Thür ergießen. Die Thür spie Tod und Verderben aus. Die Nationalgarden, erbittert durch das Warten und begierig, sich aus ihrer ängstlichen Lage und diesem dunkeln Hofe zu befreien, hatten ihre Gewehre alle gleichzeitig mit fieberhafter Hast losgedrückt. Dadurch wurde eine solche Helle verursacht, daß Macquart deutlich bemerkte, wie Rougon zu zielen versuchte. Er glaubte den Flintenlauf auf sich gerichtet zu sehen, erinnerte sich wie Felicitas errötet war und rettete sich, indem er flüsterte:

„Keine Dummheiten! Der Schuft will mich töten, denn er schuldet mir achthundert Frank."

Ein Lärmen und Geschrei unterbrach die nächtliche Stille; denn die überrumpelten Republikaner schrien Verrat und gaben gleichfalls Feuer. Ein Nationalgardist fiel beim Thor, aber die Republikaner hatten drei Tote. Sie ergriffen entsetzt die Flucht, stießen in der Eile gegen die Leichname und schrien in den stillen Straßen: „Man ermordet unsre Brüder!" mit verzweifelter Stimme, ohne jedoch ein Echo damit zu wecken. Die Verteidiger der Ordnung hatten indes Zeit gefunden, ihre Waffen von

Digitized by Google

neuem zu laden und stürzten wie Wütende auf den leeren Platz hinaus, ihre Kugeln nach allen Seiten der Straßen abschießend, wo sie im Schatten einer Thür oder Laterne Insurgenten zu sehen glaubten, und entluden so ihre Flinten zehn Minuten lang ins Leere.

Die im Hinterhalt Liegenden waren wie ein Blitzstrahl in die schlafende Nacht gefahren. Die durch diesen entsetzlichen Lärm erweckten Einwohner richteten sich angstvoll und zähneklappernd in ihren Betten auf und würden um nichts in der Welt die Nase zum Fenster hinausgesteckt haben. Langsam unterbrach das Schießen das Sturmgeläute von der Kathedrale her mit seinen unruhigen, seltsamen Klängen, die mehr dem Hämmern auf einem Amboß oder dem Widerhall eines kolossalen Kessels glichen, den ein Kind im Zorne bearbeitete. Diese heulenden Töne, die den Bürgern fremd waren, erschreckten sie noch mehr als das Knallen der Gewehre; ja einige wollten wissen, daß eine endlose Reihe von Kanonen durch die Straßen geschafft würde, welche den Lärm verursachten. Bei dem Gedanken legten sie sich wieder nieder, als ob sie in ihrer aufrechten Stellung einer Gefahr in ihren Alkoven und verschlossenen Zimmern ausgesetzt wären; sie zogen die Decke bis über die Nase, atmeten ängstlich und kauerten sich zusammen, während die Zipfel ihrer Nachtmützen ihnen in die Augen hingen und ihre Gattinnen neben ihnen halb ohnmächtig ihren Kopf in die Kissen vergruben.

Die auf den Wällen zurückgebliebenen Gardisten hatten ebenfalls die Schüsse gehört. Sie eilten in großer Unordnung zu fünf und sechs herbei, da sie glaubten, daß sich die Insurgenten durch irgend einen unterirdischen Gang in die Stadt gewagt hätten, und störten durch ihren eiligen Lauf die Ruhe der Straßen noch mehr. Roudier war einer der Ersten. Allein Rougon schickte sie auf ihre

Digitized by Google

Posten zurück, indem er ihnen streng ihr Benehmen verwies und sagte, daß man die Thore der Stadt nicht mir nichts dir nichts seiner Bedeckung berauben dürfe. Betroffen über diesen Vorwurf — denn in ihrem Schrecken hatten sie wirklich die Thore ohne Verteidiger gelassen — setzten sie sich abermals in Galopp und durcheilten die Straßen lärmender als zuvor. So konnte Plassans mit Recht annehmen, daß eine wilde Jagd es nach allen Richtungen durchstreifte. Das Schießen, Sturmläuten, Hin- und Hereilen der Nationalgarde, das Nachschleifen ihrer Waffen, das wirre Aufrufen im Dunkeln, machte einen so betäubenden Lärm, als sei die Stadt mit Sturm genommen und zur Plünderung freigegeben. Jetzt war das letzte Stündlein der Einwohner gekommen, die alle an die Ankunft der Insurgenten glaubten. Hatten sie doch im voraus gesagt, daß es ihre letzte Nacht sein würde, daß Plassans vor Tagesanbruch entweder verschüttet oder in Rauch aufgehen würde! So erwarteten sie in ihren Betten halb wahnsinnig vor Angst die Katastrophe und glaubten schon jeden Augenblick das Schwanken ihrer Häuser zu fühlen.

Granoux läutete noch immer die Sturmglocke. Als Ruhe in die Stadt zurückgekehrt war, klang das Läuten wahrhaft kläglich. Rougon fühlte sich in seiner fieberhaften Aufregung durch dies fernklingende Schluchzen erbittert und eilte zur Kathedrale, deren Thür er offen fand. Der Pedell stand auf der Schwelle.

„Es ist genug!“ rief er dem Manne zu; „es klingt ja, als weine Jemand, das macht einen nervös!“

„Ich thue es nicht, Herr,“ antwortete der Pedell mit trostloser Miene. „Herr Granoux ist auf den Glockenstuhl gestiegen . . . Denn ich hatte auf Befehl des Herrn Pfarrers den Klöpfel der Glocke befestigt, um das Sturm-

Digitized by Google

läuten zu verhindern. Aber Herr Granoux wollte nicht auf mich hören und ist selbst hinaufgestiegen. Womit er den Lärm macht, kann ich indes nicht begreifen."

Rougon stieg schnell die Treppe zum Glockenstuhle hinan und schrie:

„Genug, genug! Um des Himmels Willen haltet doch ein!"

Als er oben war, bemerkte er beim Mondenschein, der durch den Zahnschnitt eines Kreuzgewölbes fiel, Granoux ohne Hut, wie er wütend mit einem großen Hammer hantierte. Wie er sich dabei abmühte! Er stürzte sich mit aller Gewalt auf die Glocke, als ob er sie sprengen wolle; wenn er sich so auf die große unbewegliche Glocke geworfen hatte, zog er sich bei ihren Schwingungen zurück, um wieder mit neuer Kraft auf sie zu stürzen. Man glaubte einen Schmied zu sehen, der ein heißes Eisen schmiedete, aber einen im im Ueberrock, kurz, dick und kahlköpfig, mit ungeschickten und wütenden Geberden.

Vor Ueberraschung über diesen verteufelten Bürger, der beim Strahl des Mondes mit einer Glocke kämpfte, blieb Rougon einen Augenblick wie angewurzelt stehen. Jetzt begriff er die seltsamen Töne, welche die Stadt erschüttert hatten. Er schrie ihm zu, endlich aufzuhören, aber der Andere hörte nicht, er mußte ihn erst am Rocke zupfen. Als Granoux ihn erkannte, rief er triumphierend:

„Nun, habt ihr gehört? Zuerst versuchte ich die Glocke mit meinen Fäusten zu bearbeiten, aber das that mir weh. Da habe ich glücklicherweise diesen Hammer gefunden ... Noch einige Schläge, nicht wahr?"

Rougon aber nahm ihn mit sich fort. Granoux war selig. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und ließ sich von seinem Freunde versprechen, morgen überall erzählen zu wollen, daß er all den Lärm mit einem ein-

Digitized by Google

sachen Hammer verursacht habe. Welches Ansehen und welche Wichtigkeit würde ihm dieses rasende Geläute verschaffen!

Gegen Morgen dachte Rougon daran, Felicitas Bescheid zu bringen. Auf seinen Befehl hatten sich die Nationalgarden in die Mairie eingeschlossen; auch hatte er verboten die Toten wegzutragen, weil sie den Bewohnern des alten Viertels als Warnung dienen sollten. Als er nun aber durch die Rue de la Banne eilte und den dunkeln Marktplatz überschritt, trat er auf die Hand eines am Rande des Trottoirs liegenden Leichnams, so daß er beinahe gefallen wäre. Diese weiche Hand, die er unter seinem Absatz fühlte, verursachte ihm ein unerklärliches Gefühl von Abscheu und Schrecken. Angstvoll und so schnell er konnte, durcheilte er die Straßen, als glaube er eine blutige Hand ihn drohend verfolgen.

„Vier liegen tot," sagte er eintretend.

Sie sahen sich wie erstaunt über ihr Verbrechen an. Die Lampe verlieh ihrer Blässe einen wachsartigen Schein.

„Hast Du sie liegen lassen?" fragte Felicitas; „man muß sie dort finden."

„Gewiß, ich habe sie dort gelassen. Sie liegen auf dem Rücken. Ich bin auf etwas Weiches getreten . . ."

Er besah seinen Stiefelabsatz, der voller Blut war. Während er seine Fußbekleidung wechselte, sagte Felicitas:

„Um so besser! . . . Nun wird man nicht mehr sagen, daß Du auf Spiegel zielest."

Der Kampf, den die Rougons ausgesonnen hatten, um sich als Retter von Plassans huldigen zu lassen, warf die ängstliche und dankbare Stadt zu ihren Füßen. Es wurde langsam Tag; es war ein trüber melancholischer Wintermorgen. Als die Einwohner nichts mehr sahen und nicht länger Lust hatten in ihren Betten zu zittern, wurden

Digitized by Google

einige mutig. Erst kamen zehn bis fünfzehn, aber als sich dann das Gerücht verbreitete, daß die Insurgenten geflohen seien und in allen Rinnsteinen Tote zurückgelassen hätten, erhob sich ganz Plassans und begab sich auf den Marktplatz. Während des ganzen Vormittags umstanden Neugierige die vier Leichname. Sie waren schrecklich verstümmelt, besonders Einer, der die Kugel im Kopfe hatte; wenn man den Schädel abhob, konnte man das nackte Gehirn sehen. Den schrecklichsten Anblick aber gewährte der unter der Thür gefallene Nationalgardist, der eine ganze Ladung Schrot, dessen sich die Republikaner aus Mangel an Kugeln bedienten, gerade ins Gesicht bekommen hatte, das davon durchlöchert und blutig überströmt war. Die Menge staunte lange und begierig dieses Schrecknis an, wie Feiglinge es bei einem gemeinen Anblick stets zu thun pflegen.

Man erkannte den Gardisten als den Fleischwarenhändler Dubruel, denselben den Rougon am Montag Morgen angeklagt hatte, mit strafbarer Hast geschossen zu haben. Von den drei andern waren zwei Hutmachergesellen, den dritten aber kannte man nicht. Und vor den Blutlachen, die das Pflaster färbten, standen gaffend zitternde Gruppen, die sich mißtrauisch umsahen, ob auch nicht dieselbe Justiz, die gestern im Dunkeln mit Flintenschüssen Ordnung geschafft hatte, ihre Geberden und Worte belausche, um auch sie niederzuschießen, wenn sie sich nicht willig zeigen würden, die Hand, welche sie von der Demagogie befreit hatte, mit Enthusiasmus zu küssen.

Der Anblick der Toten hatte die Schrecken der Nacht nur noch mehr erhöht. Aber die wahre Geschichte des Kampfes wurde niemals bekannt. Das Schießen der Kämpfenden, Granoux' Hammerschläge, das hastige Eilen der Nationalgarden, hatte die Sinne mit so vielen Ein-

Digitized by Google

drücken verwirrt, daß die meisten an eine große Schlacht dachten, die man über eine unzählige Menge Feinde gewonnen hatte. Als die Sieger die Zahl ihrer Gegner instinktiv vergrößerten und von ungefähr fünfhundert Mann sprachen, war man außer sich; einige Bürger behaupteten indes, am Fenster gestanden zu haben und eine ganze Stunde lang Massen von Flüchtlingen haben vorüberziehen sehen. Wenigstens hatte jedermann sie unter dem Fenster vorüberlaufen hören. Allein fünfhundert würden niemals im Stande sein, eine Stadt derartig im Schlafe zu stören. Es mußte ein wahrhaft tüchtiges Heer gewesen sein, das die tapfere Miliz von Plassans vertrieben und in den Boden hineingejagt hatte. Rougons Wort: „sie sind auf unterirdischen Wegen hereingekommen," erschien nur allzu wahr, denn die Posten, die mit der Verteidigung des Walles vertraut gewesen waren, schworen bei allen Göttern, daß kein Mensch weder aus noch eingegangen sei. Diese Behauptung verlieh der Waffenthat etwas Mysteriöses einen Gedanken an einen gehörnten Teufel, der die Sinne verwirrte. Es war nur zu natürlich, daß die Posten die Erwähnung ihres wilden Laufs unterließen. Die vernünftigsten Leute blieben bei ihrer Vermutung, daß eine Insurgentenbande durch eine Bresche oder irgend ein Loch eingedrungen sei. Später verbreitete sich das Gerücht eines Verrates, man sprach von einem Hinterhalt. Aber die von Macquart ins Gemetzel geführten Leute konnten nicht die genaue Wahrheit sagen. Großer Schrecken herrschte immer noch; einige behaupteten sogar, daß Rougon Macquart in ein feuchtes Gefängnis geworfen habe, wo er langsam den Hungertod erleiden solle. Diese schreckliche Erzählung erhöhte Rougons Ansehen dermaßen, daß man ihn ehrfurchtsvoll grüßte.

So wurde denn dieser wunderliche, wohlbeleibte,

Digitized by Google

blasse Bürger in einer Nacht ein angesehener Mann, über den Niemand mehr zu lachen wagte. Er hatte mit einem Fuße in das Blut getreten und das Volk des alten Stadtteiles blieb stumm vor Schrecken beim Anblick der Toten. Als aber um zehn Uhr die Elite des neuen Stadteiles kam, hörte man ernste Unterhaltung und unterdrückte Ausrufe der Bewunderung auf dem Marktplatze. Man erwähnte dabei auch der ersten Attacke, wo bei der Einnahme der Mairie nur ein Spiegel beschädigt worden war und spottete jetzt nicht mehr über Rougon, sondern nannte ihn respektvoll einen wirklichen Helden und Retter. Die offenen Augen der Leichen starrten diese Advokaten und Rentiers an, die sich zitternd gestanden, daß der Bürgerkrieg ein trauriges Gefolge habe. Der Notar, der Chef der gestrigen Deputation, ging von Gruppe zu Gruppe, um ihnen das „Ich bin bereit" des energischen Mannes zu wiederholen, dem man die Rettung der Stadt verdanke. Die, welche gestern die Einundvierzig am eifrigsten verspottet hatten und besonders Rougon zum Intriganten und Feigling stempelten, der nur blinde Schüsse abzudrücken verstehe, sprachen jetzt zuerst davon, „diesem edlen Bürger, auf den Plassans ewig stolz sein werde," einen Lorbeerkranz zu widmen. Die Blutlachen auf dem Pflaster und die Wunden der Toten bewiesen deutlich die Unordnung, die Plünderungswut und die Mordlust, welche geherrscht hatten und welch eiserner Willenskraft es bedurft haben müsse, um die Insurrektion zu unterdrücken.

Auch Granoux erhielt seinen Anteil an Glückwünschen und Händedrücken, da die Geschichte von dem Hammer bereits bekannt war. Dabei hätte er sich eine kleine unschuldige Lüge vorzuwerfen, deren er sich selbst kaum bewußt war. Er hatte nämlich behauptet, daß er die Insurgenten zuerst gesehen habe und dann sogleich auf den

Digitized by Google

Glockenstuhl gestiegen sei, um Sturm zu läuten, und daß also ohne ihn die Nationalgarden überfallen sein würden. Das verdoppelte natürlich seine Bedeutung und seine Heldenthat wurde als etwas Wunderbares angestaunt. Man nannte ihn nur noch: „Herr Isidor, Sie wissen doch? Ich meine den Herrn, der die Sturmglocke mit einem Hammer geläutet hat!“ Wenngleich diese Phrase etwas lang war, so kitzelte sie Granoux nicht minder als ein Adelstitel es gethan haben würde, und von jetzt an konnte man das Wort Hammer nicht über die Lippen bringen, ohne daß er darin eine Schmeichelei sah.

Als man die Leichen fortschaffte, kam Aristides, um sie genau anzusehen. Er machte ein unfreundliches Gesicht, aber sein Blick war klar. Mit derselben Hand, die er gestern in der Binde getragen hatte, hob er jetzt die Blouse eines Toten auf, um seine Wunde besser sehen zu können. Dieses Examen schien ihn zu überzeugen und ihn von einem Zweifel zu befreien. Er preßte die Lippen fest auf einander, damit ihnen kein Wort entschlüpfen könne, und zog sich dann zurück, um die Veröffentlichung des „Independant“ zu beschleunigen, in den er einen wichtigen Artikel gesetzt hatte.

Auf seinem Heimwege fiel ihm das Wort seiner Mutter wieder ein: „Morgen wirst Du ja sehen!“ Nun, er hatte gesehen und war überzeugt; es war stark und es flößte ihm sogar etwas Furcht ein. —

Rougon war wie schwindelnd in seinem Siegesrausche. Als er allein in Herrn Garçonnets Bureau war, überkam ihn ein so seltsames Gefühl beim Summen des Menschengewühls unten auf der Straße, daß er sich nicht auf den Balkon wagte. Es war ihm, als ob das Blut, in das er getreten war, seine Beine starr machte. Er überlegte, was er bis zum Abend thun solle, aber sein armer hohler Kopf

Digitized by Google

der durch die nächtliche Krisis ganz aus der Fassung geraten war, suchte voller Verzweiflung nach einer Beschäftigung, eine Maßregel zu treffen oder eine Anordnung zu geben, die ihn zerstreuen könne, konnte aber zu keinem Entschluß kommen. Was hatte Felicitas aus ihm gemacht? War das Morden jetzt zu Ende? Von Furcht ergriffen, kamen ihm schreckliche Zweifel; ob am Ende gar die Wälle von den rachesuchenden Republikanern durchbrochen seien, als plötzlich der Ruf: Die Insurgenten, die Insurgenten! unter den Fenstern der Mairie ausbrach. Hastig stürzte er ans Fenster, schob die Gardine beiseite und sah die Menschenmenge sich wie rasend auf dem Marktplatze geberden. Wie ein Blitzstrahl schoß ihm der Schreck in die Glieder, — er sah sich ruiniert, geplündert, ermordet; er fluchte seiner Frau und der ganzen Stadt. Als er sich aber verstohlen nach einem Ausweg umsah, hörte er die Menge in Beifall ausbrechen und ein solches Geschrei erheben, daß die Fensterscheiben klirrten. Er trat ans Fenster und sah, wie die Frauen mit den Taschentüchern wehten und die Männer sich umarmten, ja einige faßten sich an die Hand und fingen an zu tanzen. Betroffen blieb er, wo er war, sein Kopf schwindelte ihm, — das konnte er nicht begreifen! Die große verlassene Mairie überwältigte ihn.

Als Rougon Felicitas Bericht abstattete, wußte er wirklich nicht zu sagen, wie lange seine Todesangst gedauert hatte. Er erinnerte sich nur, daß ein Geräusch von Fußtritten, die in den weiten Sälen ein Echo erweckten, ihn aus seiner Starrheit aufgeschreckt hatte. Statt der Blusenmänner, die er mit Sensen und Knüppeln erwartete, trat die Munizipalkommission in schwarzem Frack und mit lächelnder Miene ein. Kein Mitglied fehlte, denn eine glückliche Nachricht hatte alle Herren mit einem Male

Digitized by Google

wieder gesund gemacht. Granoux fiel seinem lieben Präsidenten um den Hals und stotterte:

„Die Soldaten, die Soldaten!“

In Wirklichkeit kam ein Regiment unter dem Befehl des Kolonels Masson und des Herrn von Blériot, des Präfekten des Departements. Als man die Gewehre von den Wällen aus bemerkte, glaubte man, daß sich die Insurgenten näherten.

Rougon war so bewegt, daß zwei große Thänen über seine Wangen rollten. Der große Bürger weinte! und die Munizipalbehörde sah die Thränen mit respektvoller Bewunderung an. Granoux warf sich abermals seinem Freunde um den Hals und rief:

„Ach, wie glücklich bin ich! . . . Ihr wißt, ich spreche frei von der Leber. Aufrichtig gesagt, wir haben uns alle geängstigt, nicht wahr? Nur Sie allein waren groß, mutig, ja erhaben! Welche Energie müssen Sie besitzen! Ich sagte noch eben zu meiner Frau: Rougon ist ein großer Mann und verdient einen Orden.“

Die Herren sprachen davon, dem Präfekten entgegen zu gehen. Rougon konnte in seiner Aufregung an keinen solchen Triumph glauben und äußerte sich unbestimmt wie ein Kind. Endlich faßte er Mut und ging ruhig und würdig, wie die feierliche Gelegenheit es erforderte, die Treppe hinunter. Aber der Enthusiasmus, der die Kommission und ihren Präsidenten auf dem Rathausmarkte empfing, brachte seine Magistratswürde ins Schwanken. Sein Name ging, von lauten Lobeserhebungen begleitet, von Mund zu Mund. Er hörte sich vom Volke ebenso wie von Granoux als Helden feiern, der unerschütterlich der Gefahr getrotzt habe. Bis zum Platze der Unterpräfektur, wo die Kommission mit dem Präfekten zusammentraf, genoß er seinen Ruhm und seine Beliebtheit mit der ge-

Digitized by Google

heimen Befriedigung einer verliebten Frau, deren Wünsche gestillt sind.

Herr von Blériot und der Oberst Masson kamen allein in die Stadt, denn sie hatten dem Heer Befehl erteilt, auf der Straße von Lyon zu kampieren. Sie hatten lange Zeit mit Aufsuchen der Insurgenten verbracht. Jetzt wußte man sie sicher in Orchères, aber trotzdem durften sie sich nur eine Stunde in Plassans aufhalten, um die Einwohner zu beruhigen. Als der Kommandant der Nationalgarde die vor Rost kreischenden Riegel vom Römerthor zurückschieben ließ, glitt ein Lächeln über Oberst Massons Züge. Der Posten mußte ihn und den Präfekten als Ehrenwache begleiten. Roudier aber versäumte nicht, den Herren von Rougons Heldenthaten, den drei Schreckenstagen und dem glänzenden Siege der letzten Nacht zu erzählen. Als die beiden Züge sich dann begegneten, ging Herr von Blériot lebhaft auf den Präsidenten der Stadt zu, drückte ihm die Hände und bat ihn, bis zur Rückkehr der Behörden über das Wohl der Stadt wachen zu wollen. Rougon dankte ihm mit stummer Verbeugung, und als der Präfekt an der Thür der Unterpräfektur, wo er sich ein wenig auszuruhen gedachte, angelangt war, sagte er ihm mit lauter Stimme, daß er nicht ermangeln werde, von seinem edlen und mutigen Benehmen Bericht abzustatten.

Trotz der großen Kälte befand sich ganz Plassans an den Fenstern. Felicitas neigte sich sogar gefährlich weit hinaus und war ganz blaß vor Freude. Hatte doch auch Aristides soeben eine Nummer des „Independant" gebracht, in der er sich zu Gunsten des Staatsstreiches aussprach und ihn als „Morgenröte der Freiheit durch Ordnung und der Ordnung durch Freiheit" bezeichnete. Es kam auch eine zarte Anspielung auf den gelben Salon darin war, denn er gestand sein Unrecht ein und sagte, daß „die

Digitized by Google

Jugend ſtets vermeſſen ſei", daß aber „die vernünftigen Bürger ſtillſchweigend handeln und allen Schimpf ruhig über ſich ergehen laſſen, um am Tage des Kampfes ſich in ihrem Heroismus kühn aufzurichten". Dieſe Phraſe befriedigte ihn am meiſten, aber auch ſeine Mutter fand den Artikel herrlich abgefaßt und umarmte ihr liebes Kind in ihrer Herzensfreude. Der Marquis von Carnavant, der ſeiner Zurückhaltung von den Tagesereigniſſen überdrüſſig war, befand ſich bei Felicitas, um ſeine Neugier zu befriedigen. Er ſaß am Fenſter auf ſeinen linken Arm geſtützt und ſah mit ihr hinaus.

Als Herr von Blériot Rougon öffentlich auf dem Marktplatze die Hand reichte, ſagte Felicitas zu Ariſtides:

„O, ſieh doch, wie er ihm die Hand drückt, jetzt ſogar zum zweiten Male!"

Dann warf ſie einen Blick auf die Fenſter vis-à-vis, die gedrängt voll ſtanden und ſagte:

„Wie die ſich ärgern werden! Sieh nur, Frau Peirotte zerbeißt vor Wut ihr Taſchentuch. Und was für Geſichter machen die Töchter des Notars, Frau Maſſicot und die Familie Brunet! . . . Jetzt ſind wir an der Reihe."

Mit prickelndem Entzücken beobachtete ſie dann die Szene vor der Unterpräfektur. Sie legte ſich jede Geberde aus, dachte ſich die Worte, die ſie nicht verſtehen konnte, und meinte, daß Peter ſehr gut zu grüßen verſtehe. Als der Präfekt dem guten Granoux, der ihn umkreiſte, auch ein Wort gönnte, das wohl ein Lob ſein mußte, denn der ehemalige Mandelhändler errötete wie ein junges Mädchen und ſchien zu entgegnen, daß er nur ſeine Pflicht gethan habe, wurde Felicitas verdrießlich. Was ſie indeß noch mehr ärgerte, war die allzu große Freundlichkeit ihres Gatten gegen Vuillet, den er den Herren vorſtellte, wenn-

Digitized by Google

gleich dieſer ſich dermaßen vorgedrängt hatte, daß er gar nicht umhin konnte, ihn zu nennen.

„Welch ein Intrigant!“ flüſterte Felicitas, „er drängt ſich überall vor! . . . Wie mein armer Mann doch gequält iſt! . . . Jetzt ſpricht der Oberſt wieder mit ihm! Was er ihm nur ſagen mag?“

„Nun, Kleine, er macht ihm ein Kompliment, weil er die Thore ſo ſorgfältig geſchloſſen hat,“ ſagte der Marquis mit ſeiner Ironie.

„Mein Vater hat die Stadt gerettet; haben Sie die Leichen geſehen?“ fragte Ariſtides trocken.

Herr von Carnavant hielt es nicht der Mühe wert, zu antworten. Er zog ſich vom Fenſter zurück, ſetzte ſich kopfſchüttelnd in einen Lehnſtuhl und machte eine verächtliche Miene. Jetzt hatte der Präfekt den Marktplatz verlaſſen, und Rougon kam herbeigeeilt, ſeine Frau zu umhalſen

„Ach, meine Liebe!“ ſtammelte er.

Mehr konnte er nicht ſagen. Aber Felicitas wünſchte daß er auch Ariſtides umarmen möchte, und erzählte ihm von dem vorzüglichen Artikel des „Indépendant“. Peter that es willig und würde in ſeiner Rührung keinen Anſtand genommen haben, den Marquis zu küſſen. Seine Frau aber nahm ihn beiſeite und gab ihm Eugens Brief, den ſie wieder ins Kouvert geſteckt hatte, und der, wie ſie ſagte, eben gebracht worden ſei. Als Peter ihn geleſen hatte, reichte er ihn ihr triumphirend und ſagte lächelnd

„Du biſt ja eine wahre Hexe, da Du alles im voraus erraten haſt! Was für Dummheiten würde ich ohne Dich angegeben haben! Jetzt aber wollen wir ſtets gemeinſam handeln. Küſſe mich, Du biſt ein braves Weib.“

Er umarmte ſie, während Felicitas mit dem Marquis ein verſtändnisinniges Lächeln wechſelte.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Zwei Tage nach dem Gemetzel von Sainte-Roure zogen die Truppen wieder durch Plassans. Es war ein Sonntag und der Oberst und der Präfekt, die Garçonnet zum Mittagessen eingeladen hatten, gingen gemeinschaftlich in die Stadt, während die zurückgelassenen Soldaten auf den Wällen die Runde machten und auf der Straße von Nizza ihr Lager aufschlugen. Es war bereits dunkel und der Himmel, der den ganzen Tag bedeckt gewesen war, sandte wundersame Reflexbilder über die Stadt, wie ein Gewitter sie mitzubringen pflegt. Die Einwohner empfingen die Soldaten furchtsam, denn sie waren noch blutig vom Kampfe und zogen jetzt müde und matt durch die Straßen. Ueberall erzählte man sich leise schreckliche Geschichten von Metzeleien und wilder Rache. Der Schreck über den Staatsstreich hielt die Gemüter des Südens noch monatelang in zitternder Aufregung. Als die Truppe zum ersten Male durch Plassans zog, wurde sie mit Jubel empfangen, weil die Einwohner die Insurgenten haßten; jetzt aber setzte sie das Regiment, das auf den Wink des Anführers sofort losdrückte, in Angst und sie fragten sich: ob sie vielleicht irgend eine politische Sünde begangen hätten, wofür sie als Strafe Flintenschüsse verdienten.

Digitized by Google

Am Vorabend waren die Spitzen der Behörden in zwei gemieteten Halbkutschen von Sainte-Roure gekommen, aber ihr unerwarteter Einzug war nichts weniger als triumphierend gewesen. Rougon trat dem Bürgermeister seinen Lehnstuhl ohne große Traurigkeit ab. Seine Glückskarte war ja bereits ausgespielt und deshalb erwartete er in fieberhafter Aufregung die Belohnung seiner Bürgertugend von Paris. Am Sonntag — als er seine Hoffnung mit Bestimmtheit auf den nächsten Tag gesetzt hatte — erhielt er einen Brief von Eugen. Felicitas hatte nämlich Sorge getragen, ihrem Sohne die Nummern von der „Gazette" und vom „Independant" zukommen zu lassen, aus denen er die Berichte der nächtlichen Schlacht und die Ankunft des Präfekten ersehen konnte. Eugen antwortete umgehend, daß die Ernennung seines Vaters zu einem Steuererheber-Posten unterzeichnet werden würde; augenblicklich aber könne er ihm die erfreuliche Mitteilung machen, daß er soeben für ihn den Orden der Ehrenlegion erhalten habe. Felicitas weinte vor Rührung, da ihr ehrgeiziges Streben sich in der That niemals soweit vermessen hatte. Rougon erblaßte vor Freude und sagte, daß er heute Abend ein großes Diner geben müsse. Er schlug alle Gedanken an Ökonomie in den Wind und würde zur Feier dieses schönen Tages sogar seine letzten hundert Sous zu den Fenstern des gelben Salons hinausgeworfen haben.

„Höre," sagte er zu seiner Frau, „Du mußt Sicardot einladen, dessen Orden mich schon lange ärgert. Auch Granoux und Roudier, auf die ich nicht böse bin, da ihr Sack voll Geld ihnen niemals zu einer solchen Auszeichnung verhelfen wird. Vuillet ist ein Wucherer, aber unser Triumph muß vollständig sein, darum lade ihn gleichfalls ein, überhaupt die ganze Blase. Den Marquis

Digitized by Google

darfst Du auch nicht vergessen, denn den wollen wir zu Deiner Rechten setzen, damit er der Tafel einiges Ansehen verleiht. Du weißt doch, daß Herr Garçonnet heute den Oberst und den Präfekten traktiert? Das thut er nur, um mir zu zeigen, daß ich nichts mehr bin. Aber seine Mairie ist mir höchst gleichgültig, denn sie bringt ihm keinen Sou ein. Er hat mich auch eingeladen, aber ich habe ihm gesagt, daß ich gleichfalls Gesellschaft habe. Sie werden morgen gelb vor Ärger sein . . . Richte Alles aufs Beste ein, und laß Dir alles vom Hotel de Provence bringen, denn wir müssen den Maire mit unserm Diner ausstechen."

Felicitas traf ihre Vorbereitungen, während Peters Entzücken eine leichte Beimischung von Unruhe hatte. Der Staat bezahlte seine Schulden, sein Sohn Aristides bereute sein Vergehn, und Maquart würde er auch loswerden; — aber er fürchtete einen dummen Streich seines Sohnes Pascal und war über Silvesters Schicksal beunruhigt, nicht weil er ihm leid that, sondern weil er befürchtete, der Gendarm könnte die Sache vors Gericht bringen. Hätte doch nur eine vernünftige Kugel ihn von diesem kleinen Schurken befreit! Zwar hatte seine Frau ihm diesen Morgen bemerkt, daß das Blatt sich gewendet habe, und daß diese Familie, die ihn entehrte, jetzt plötzlich zu seiner Erhebung mitwirke. Seine Söhne, Eugen und Aristides, deren im Kolleg verbrachte Zeit er schon der Kosten wegen so bitter bereut hatte, zahlten jetzt endlich die Zinsen des für ihre Bildung verausgabten Kapitals. Warum mußte auch dieser elende Silvester seinen Triumph stören!

Während Felicitas mit den Vorbereitungen für den Abend vollauf zu thun hatte, hörte Peter vom Nahen der Truppen und entschloß sich, Erkundigungen einzuziehen. Si-

Digitized by Google

cardot konnte ihm nichts berichten. Pascal mußte wohl bei den Verwundeten geblieben sein, und Silvester war nicht einmal vom Kommandanten gesehen worden. Rougon ging in die Vorstadt, um Macquart die achthundert Frank auszuzahlen, die er nur mit großer Mühe hatte zusammen bringen können. Als er unter den Soldaten die Gefangenen in langen Reihen auf den Zäunen und Balken des Hofes Saint-Mittre sitzen sah, von Soldaten bewacht, die ein Gewehr in der Hand hielten, hielt er es für das Beste, heimlich zu seiner Mutter zu gehen und diese zum Einsammeln von Neuigkeiten auszuschicken.

Als er in das zerfallene Gemäuer eintrat, war es schon so dunkel, daß er nur eben noch Macquart bemerken konnte, der rauchend und trinkend in einer Ecke saß.

„Ach, Du bist es?“ flüsterte Anton, der seinen Bruder wieder duzte. „Es behagt mir hier verteufelt schlecht! Hast Du das Geld?“

Aber Peter antwortete nicht, denn er sah jetzt seinen Sohn Pascal über das Bett gebeugt stehen und erkundigte sich lebhaft nach seinem Ergehen. Der Arzt, den diese väterliche Besorgnis überraschte, antwortete ruhig, daß er von den Soldaten gefangen genommen worden war und erschossen worden wäre, wenn nicht ein Unbekannter ihm zu Hülfe gekommen wäre. Sein Doktortitel habe ihn gerettet, und so sei er denn mit den Truppen zurückgekommen. Rougon fand in dieser Erzählung große Beruhigung, weil er daraus entnahm, daß Pascal ihn nicht kompromittieren würde. In seiner Freude drückte er Pascal wiederholt die Hand; dieser aber sagte traurig: „Freue Dich nicht, denn ich habe meine arme Großmutter kränker als je gefunden. Ich habe ihr diesen Karabiner mitgebracht, auf den sie große Stücke hält, aber so wie sie jetzt daliegt, fand ich sie, als ich kam!“

Digitized by Google

Peters Augen hatten sich nach und nach an die Dunkelheit gewöhnt, und er sah jetzt Tante Dide steif und wie tot auf dem Bette liegen. Ihr armer Körper, den Nervenkrankheiten von klein auf zerrüttet hatten, unterlag einem fürchterlichen Anfalle. Die Nerven hatten alles Blut verarbeitet und die schwere Arbeit sie dermaßen erschöpft, daß man die Unglückliche für eine Tote hätte halten können, wenn nicht ihr Körper dann und wann heftig gezuckt hätte. Es schien, als habe ein wilder Schmerz die langsame Auflösung ihres Wesens beschleunigt. Die nonnenhafte Blässe ihres Gesichts war von roten Flecken unterbrochen. Das Gesicht zuckte, die Augen waren weit aufgerissen, die Hände ganz verrenkt, so lag sie ausgestreckt in ihren Kleidern da, welche die Magerkeit ihrer Glieder markierten. Ihre Lippen waren festgeschlossen und das Unbehagen eines stillen Todeskampfes herrschte in dem dunkeln Raume.

Rougon machte eine Bewegung des Entsetzens, denn dieser herzzerreißende Anblick war ihm sehr fatal. Er hatte ja am Abend Gesellschaft und durfte deshalb nicht traurig sein. Aber seine Mutter mußte ihm immer Unangenehmes bereiten. Wenn sie nur einen andern Tag gewählt hätte! Plötzlich nahm er eine wichtige Miene an und sagte:

„Bah, das wird nichts auf sich haben! Ich habe sie schon hundertmal so gesehen. Da giebt es nur Ein Hülfsmittel, nämlich sie ruhen zu lassen.“

Allein Pascal schüttelte den Kopf und murmelte: „Nein, diese Krisis gleicht den andern durchaus nicht, denn ich habe sie oft beobachtet, aber nie solche Symptome wahrgenommen. Sieh nur, welch sonderbare Flüssigkeit und unruhige Klarheit in ihren Augen ist und von welch

Digitized by Google

entsetzlicher Spannung alle Muskeln des Gesichtes verzerrt werden!"

Als er sich weiter über sie beugte, um die Züge ganz nahe beobachten zu können, sagte er wie zu sich selbst:

„Ich habe ein solches Gesicht nur bei Ermordeten oder vor Schreck Gestorbenen gesehen . . . Sie muß eine furchtbare Aufregung gehabt haben."

„Wie mag denn der Anfall gekommen sein?" fragte Rougon unruhig, weil er nicht wußte, wie er aus dem Zimmer kommen konnte.

Pascal wußte es nicht. Aber Macquart schenkte sich von neuem ein Gläschen ein und erzählte, daß er gern habe Kognak trinken wollen und sie deshalb hingeschickt habe, um eine Flasche zu holen. Sie sei nur einen Augenblick fortgeblieben, aber sobald sie ins Zimmer gekommen war, sei sie ohne ein Wort zu sagen, hingefallen. Macquart hatte sie dann aufgehoben und aufs Bett gelegt.

„Was mich am meisten wundert," hatte er seine Rede geschlossen, „ist das, daß die Flasche ganz geblieben ist."

Der junge Arzt dachte nach und sagte dann:

„Als ich hierher kam, hörte ich zwei Schüsse und schließe daraus, daß diese Elenden noch einige Gefangene erschossen haben. Wenn sie gerade in dem Augenblicke durch die Reihen der Soldaten gegangen ist, so hat der Anblick des Blutes jedenfalls diesen Anfall hervorgerufen . . . Sie muß entsetzlich gelitten haben."

Glücklicherweise trug er seit dem Abmarsch der Insurgenten stets eine kleine Apotheke bei sich. Er versuchte Tante Dide einige rosafarbene Tropfen durch die festgeschlossenen Zähne einzuflößen. Währenddessen fragte Macquart seinen Bruder abermals:

„Hast Du das Geld?"

Digitized by Google

„Ja, ich habe es mitgebracht, damit wir endlich in Ordnung kommen," antwortete Rougon, erfreut über diese Unterbrechung.

Als Macquart sah, daß er bezahlt werden sollte, jammerte er, zu spät die Folgen seines Verrates erfahren zu haben, sonst würde er zwei oder dreimal so viel gefordert haben. Tausend Franken seien dafür nicht genug, zumal seine Kinder ihn verlassen hätten und er einsam und allein stehe. Bei der Erwähnung, daß er Frankreich verlassen müsse, traten ihm Thränen in die Augen.

„Gut! willst Du die achthundert Frank?" sagte Rougon, dem der Boden unter den Füßen brannte.

„Nein! wirklich, Du mußt die Summe verdoppeln, denn Deine Frau hat mich angeführt. Wenn sie mir rund heraus gesagt hätte, um was es sich handelte, so würde ich mich nie um einer solchen Kleinigkeit willen in Unannehmlichkeiten gesetzt haben."

Rougon zählte die achthundert Frank in Gold auf den Tisch und sagte:

„Ich schwöre Dir, daß ich nicht mehr habe, aber ich werde Dich später nicht vergessen. Jetzt muß ich Dich indes bitten, heute Abend noch abzureisen."

Macquart trug fluchend und lamentierend den Tisch ans Fenster, um die Goldstücke im Schimmer der Dämmerung zu zählen. Langsam ließ er das Gold auf dem Tisch erklingen und fühlte ein freudiges Kitzeln in den Fingerspitzen. Er unterbrach sich im Zählen und sagte:

„Vergiß nicht, daß Du mir eine Anstellung versprochen hast! Ich komme auf jeden Fall nach Frankreich zurück ... und da würde mir eine Stelle als Feldhüter in einer schönen Gegend, die ich mir wählen werde, nicht mißfallen."

„Gewiß, gewiß! das ist selbstverständlich," meinte Rougon. „Stimmt die Summe?"

Digitized by Google

Macquart fing von neuem an zu zählen, aber als die letzten Louisdor auf dem Tisch erklangen, drehte er sich erschrocken über ein kreischendes Lachen um. Tante Dide stand neben dem Bett mit aufgelösten Haaren und Kleidern und roten Flecken im Gesicht. Pascal hatte vergebens versucht, sie zurückzuhalten. Mit ausgestreckten Armen, erschüttert von einem Fieberanfall, und mit wackelndem Kopfe stand sie da, ein Bild des Wahnsinns.

„Das ist der blutige Lohn!“ sagte sie mehrmals. „Ich habe Gold klingen hören . . . Ja, sie sind es, die ihn verkauft haben. Ach, diese Mörder! diese Wölfe!“

Sie strich ihr Haar aus dem Gesichte und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, indem sie fortfuhr: „Ich sehe ihn schon seit langer Zeit, den Kopf von einer Kugel durchlöchert, denn ich sah in Gedanken immer Leute, die ihm mit Flinten auflauerten und mir ein Zeichen gaben, daß sie losdrücken wollten . . . Es ist schrecklich, schrecklich! Sie brechen mir die Knochen und leeren meinen Schädel! Gnade, Gnade! . . . Er wird sie nie wieder sehen, sie nie, nie mehr lieben! Ich werde sie einschließen und verhindern, daß sie ausgeht. — Ach, Gnade! Schießet nicht . . . Es ist ja nicht meine Schuld . . . Wenn Ihr wüßtet . . .“

Sie war weinend und flehend auf die Kniee gefallen und streckte ihre armen Hände zitternd einem Trugbilde entgegen, das sie im Dunkel zu bemerken glaubte. Plötzlich richtete sie sich wieder in die Höhe, riß die Augen auf und stieß einen entsetzlichen Schrei aus, gleichsam als habe sie den Anblick einer Szene, die nur ihr sichtbar war, mit furchtbarer Angst erfüllt.

„O, der Gendarm!“ schrie sie, indem sie in Schwanken geriet und sich wieder auf das Bett warf, wo sie sich mit lautem, wildem Lachen hin und herwarf.

Digitized by Google

Pascal hatte den ganzen Vorgang aufmerksam beobachtet, während die beiden geängstigten Brüder, die nur unzusammenhängende Sätze verstanden, sich in einen Winkel des Zimmers geflüchtet hatten. Als Rougon das Wort Gendarm hörte, glaubte er Alles zu verstehen. Seit dem an ihrem zweiten Mann an der Grenze begangenen Mord hegte Tante Dide einen finstern Haß gegen Gendarmen und Grenzwächter, die sie in ihren Rachegedanken nie von einander trennte.

„Sie erzählt uns ja die Geschichte vom Wilddieb," flüsterte er.

Aber Pascal gab ihm ein Zeichen zu schweigen, denn die Sterbende erhob sich mühsam und blickte angstvoll um sich. Einen Augenblick war sie stumm, als versuche sie, die Gegenstände zu erkennen. Mit plötzlicher Unruhe rief sie dann:

„Wo ist das Gewehr?"

Der Arzt gab ihr den Karabiner in die Hand, worüber sie vor Freuden leicht aufschrie. Sie betrachtete es lange und sagte leise mit Kinderstimme:

„Ja, das ist er, ich erkenne ihn. Er ist befleckt von Blut ... Heute sind die Flecken noch frisch ... Die roten Hände haben auf dem Flintenkolben Blutspuren zurückgelassen ... Oh du arme, arme Tante Dide!"

Abermals drehte sie den Kopf und wurde nachdenklich.

„Der Gendarm war tot," flüsterte sie, „und doch habe ich ihn wiederkommen sehen ... Solche Schurken sterben nie!"

Von heftiger Wut ergriffen, faßte sie von neuem den Karabiner und ging mit ihm auf ihre beiden Söhne los, die in stummem Schrecken zurückwichen. Ihre losgemachten Röcke schleiften den Boden und ihr vor Alter verschrumpfter, halbnackter Körper richtete sich hoch auf.

Digitized by Google

„Ihr habt geschossen!“ rief sie ihnen zu . . . „Ich habe Gold klingen hören . . . Ich Unglückliche, ich habe nur Wölfe zur Welt gebracht . . . eine ganze Familie, eine ganze Tracht Wölfe! . . . Nur ein armes Kind war darunter und das haben sie gefressen! Jeder hat dabei geholfen, denn ihre Lippen sind noch voll von Blut . . . Ach, die Schurken! sie haben gestohlen und gemordet! und leben wie feine Herren! die Schurken, Schurken, Schurken!“

Sie sang, lachte, schrie und wiederholte immer wieder das Wort: Schurken! mit sonderbar klingender Abwechslung, das fast dem entsetzlichen Geräusch eines Gewehrfeuers glich. Pascal nahm sie in seine Arme und legte sie wieder aufs Bett. Seine Augen hatten sich mit Thränen gefüllt; sie war geduldig wie ein Kind und ließ ihn gewähren. Dann sang sie weiter und schlug dazu den Rhythmus mit ihren dürren Händen auf der Bettdecke.

„Meine Furcht bewahrheitet sich,“ sagte der Arzt, „sie ist wahnsinnig. Der Schlag war für ein armes Wesen, das an Nervenanfällen leidet, zu hart. Sie wird, wie ihr Vater, in einer Irrenanstalt enden.“

„Was mag sie nur gesehen haben?“ fragte Rougon, indem er langsam aus seinem Schlupfwinkel hervorkam.

„Ich habe eine trübe Ahnung,“ antwortete Pascal, „und wollte schon gleich, als Ihr hereinkamt, mit Euch über Silvester sprechen, denn er ist gefangen. Man muß sich an den Präfekten wenden, um ihn zu retten, wenn es nicht schon zu spät ist.“

Der ehemalige Ölhändler sah seinen Sohn erblassend an und sagte hastig:

„Höre, wache Du bei ihr, denn ich bin heute Abend zu sehr beschäftigt. Morgen wollen wir sie in die Heilanstalt von les Tulettes bringen. Du, Macquart, mußt

Digitized by Google

noch heute abreisen. Das mußt Du mir schwören. Ich selbst will zu Herrn Blériot gehen."

Er sagte dies hastig, denn er sehnte sich hinaus auf die kalte Straße. Pascal beobachtete die Wahnsinnige, seinen Vater und Onkel scharf, denn das Interesse des Gelehrten trug den Sieg davon. Er betrachtete die Mutter und ihre Söhne mit der Aufmerksamkeit eines Naturforschers, dem es darum zu thun ist, die Metamorphosen eines Insektes zu ergründen. Er dachte an das Fortpflanzen der Familie, an einen Stamm, der verschiedene Äste bildet und dessen scharfer Saft doch bis in die fernsten Zweige dringt trotz Sonnenlicht und nächtlichem Dunkel. Es war ihm, als sähe er plötzlich die Zukunft der Rougon-Macquarts in Gestalt einer ewig hungrigen, unersättlichen Meute, in Gold und Blut wühlend, vor sich.

Beim Nennen von Silvesters Namen hatte Tante Dide mit Singen aufgehört und einen Augenblick gelauscht. Dann fing sie schrecklich an zu heulen. Das Zimmer war jetzt vollständig in Nacht gehüllt und das Schreien der Wahnsinnigen, die man nicht mehr sehen konnte, stieg aus der Finsternis wie aus einem geschlossenen Grabe auf. Rougon eilte entsetzt davon, gefolgt von Hohngelächter, das mit der Dunkelheit an Schrecken zuzunehmen schien.

Als er aus der Sackgasse Saint-Mittre heraustrat und überlegte, ob es nicht gefährlich sei, beim Präfekten für Silvester um Gnade zu bitten, sah er Aristides hier umherstreichen. Als Letzterer seinen Vater erkannte, lief er mit besorgter Miene auf ihn zu und sagte ihm einige Worte ins Ohr. Peter wurde totenblaß und warf einen unstäten Blick auf den Platz, der von einem Zigeunerfeuer rot beleuchtet war. Dann verschwanden beide in der Römerstraße, indem sie ihre Schritte verdoppelten, als ob sie

Digitized by Google

jemand getötet hätten; sie schlugen den Kragen ihres Rockes hoch, damit niemand sie erkenne.

„Das erspart mir einen Weg," flüsterte Rougon. „Laß uns zum Essen gehen, denn man erwartet uns."

Als sie in den gelben Salon traten, war dieser blendend hell erleuchtet. Felicitas hatte wirklich ihr Möglichstes gethan, Alle zusammen zu laden. Sicardot, Granoux, Roudier, Vuillet, Öl- und Mandelhändler, mit einem Wort, die ganze Klique war da. Nur der Marquis hatte Rheumatismus vorgeschützt, zudem mußte er eine kleine Reise machen. Diese blutbefleckten Bürger waren seinem Zartgefühl zuwider, und sein Verwandter, der Graf von Valqueyras, würde ihm gleichfalls geraten haben, sich auf seine Domäne nach Corbières zurückzuziehen, bis man ihn vergessen haben würde. Aber die abschlägige Antwort des Herrn von Carnavant ärgerte die Rougons doch. Felicitas tröstete sich dadurch, daß sie, um den Marquis zu ersetzen, zwei Kandelaber mietete und zwei Entrees und zwei Zwischengerichte mehr bestellte. Um der Sache etwas mehr Ansehen zu geben, hatte man im Salon gedeckt, allein Silberzeug sowohl als Porzellan- und Kristallsachen hatte das Hotel de Provence geliefert. Seit fünf Uhr war gedeckt, damit die Gäste bei ihrer Ankunft die Tafel etwas in Augenschein nehmen konnten, auf deren beiden Enden sich künstliche Rosenbouquetts in gemalten und vergoldeten Porzellanvasen befanden.

Als die Stammgesellschaft des gelben Salon beisammen war, konnte sie ihre Verwunderung nicht verhehlen. Die Herren lächelten sich zu und wechselten Blicke, die deutlich sagten: „Die Rougons sind nicht klug, ihr Geld derartig zum Fenster hinauszuwerfen."

Felicitas hatte natürlich beim Einladen nicht schweigen können und so wußte jeder, daß Rougon einen Orden er-

Digitized by Google

halten hatte. Die Alte hoffte dadurch ihr Ansehen zu erhöhen. Aber Roudier sagte:

„Dieses schwarzbraune Weib ist doch zu eingebildet!“

Nun der Tag der Belohnung da war, zeigte sich diese ganze Gesellschaft von Bürgern unzufrieden darüber, daß ihr Gastgeber allein den Lorbeer davon getragen hatte. Selbst die, welche zum Vergnügen mitgeschrien hatten oder irgend welche Ansprüche an das Kaiserreich zu machen wagten und sich einbildeten, aus eigner innerer Überzeugung gehandelt zu haben, waren sehr ärgerlich, daß gerade der Ärmste und Schäbigste unter ihnen das rote Band im Knopfloch haben sollte. Ja, wenn man noch den ganzen Salon mit Orden versehen hätte!

„Es ist mir gar nicht um den Orden zu thun,“ sagte Roudier zu Granoux, den er in die Fensterbrüstung gezogen hatte, „denn ich habe ihn zu Louis Philipp's Zeit, als ich Lieferant für den Hof war, ausgeschlagen. Ach, Louis Philipp war ein guter König, wie Frankreich ihn nie wieder haben wird.“

Roudier war wieder Orleanist geworden. Jetzt fügte mit schlauer Heuchelei der ehemalige Strumpfwirker der Rue Saint-Honoré hinzu:

„Glauben Sie nicht, mein lieber Granoux, daß ein solches Band sich vorzüglich in ihrem Knopfloche ausnehmen würde? Sie haben die Stadt ebensogut wie Rougon gerettet und selbst gestern noch haben die ersten angesehensten Personen der Stadt nicht glauben wollen, daß Sie so viel Lärm mit einem einzigen Hammer haben machen können.“

Granoux stotterte einen Dank und errötete wie ein junges Mädchen bei ihrem ersten Liebesgeständnis. Dann beugte er sich zu Roudiers Ohr und flüsterte:

„Sagen Sie es nicht weiter, aber ich denke, Rougon

Digitized by Google

wird das rote Band für mich fordern; er ist ein guter Junge."

Der ehemalige Strumpfwirker wurde nachdenklich und zeigte sich fortan sehr höflich. Vuillet sprach mit ihm über die verdiente Auszeichnung ihres Freundes, worauf Roudier recht laut erwiderte, damit Felicitas, die in geringer Entfernung saß, es hören konnte, „daß Männer wie Rougon eine Zierde der Ehrenlegion seien." Der Buchhändler stimmte dieser Meinung bei, denn er hatte diesen Morgen die Gewißheit erhalten, daß die Kundschaft des Kollegs ihm wieder gesichert sei.

Sicardot aber war innerlich ärgerlich, daß er nun nicht mehr der einzige dekorierte Mann in dieser Gesellschaft sei. Seiner Ansicht nach hatten nur Militärpersonen Anspruch auf diesen Orden. Da er aber im Grunde gutmütig war, so beruhigte er sich über diesen Punkt und meinte endlich, daß die Napoleons es wohl verständen, Männer von Herz und Energie auszuzeichnen.

Als Rougon und Aristides ankamen, wurden sie mit Enthusiasmus begrüßt. Alle Hände streckten sich ihnen entgegen, ja manche umarmten ihn. Angela saß glückselig neben ihrer Schwiegermutter auf dem Sopha und betrachtete staunend den Tisch, als habe sie nie in ihrem Leben so viele Gerichte gleichzeitig auf einer Tafel gesehen. Als Aristides näher kam, beglückwünschte Sicardot seinen Schwiegersohn wegen des vortrefflichen Artikels im „Indépendant" und versicherte ihnen seine Freundschaft. Auf die väterlichen Fragen, die Sicardot an den jungen Mann richtete, antwortete dieser, daß es sein größter Wunsch sei, mit seiner Familie nach Paris zu reisen, wo sein Bruder ihm gewiß weiter helfen werde — allein es fehlten ihm fünfhundert Franken. Diese versprach ihm Si-

Digitized by Google

cardot und sah schon im Geiste seine Tochter in den Tuilerien vor Napoleon III.

Peter wurde von allen Seiten umringt und wegen seiner Bläſſe teilnehmend befragt, so daß er sich keine Minute freimachen konnte. Endlich gab Felicitas ihm einen Wink und es gelang ihm, ihr zuzuflüstern, daß er Pascal wiedergefunden habe und daß Macquart noch dieselbe Nacht abreisen werde. Als er noch leise vom Wahnsinn seiner Mutter gesprochen hatte, legte er seinen Finger auf den Mund, als wolle er sagen: „Verlieren wir kein Wort mehr darüber, damit wir uns den Abend nicht verderben.“ Felicitas biß sich auf die Lippen und sie tauschte einen Blick aus, in dem sie lasen: „Jetzt ist uns die Alte nicht mehr im Wege und das alte Gemäuer des Wilddiebes wird gleich den Mauern von Fouque niedergerissen werden; o! die Achtung von Plassans ist uns von jetzt ab gesichert.“

Die Gäste sahen sich schweigend an und Felicitas benutzte diesen Augenblick, um sie zum Platznehmen aufzufordern. Jetzt herrschte große Seligkeit. Allein als sie mit Essen anfangen wollten, erbat sich Sicardot durch ein Zeichen eine kleine Frist, erhob sich und sagte ernst:

„Meine Herren, im Namen der Gesellschaft möchte ich unserm Gastgeber sagen, daß wir aufs Höchste über die Auszeichnung erfreut sind, die ihm sein Mut und seine Vaterlandsliebe eingebracht haben. Ich muß gestehen, daß Rougon durch göttliche Eingebung in Plassans geblieben ist, während jene Schurken uns auf der Landstraße fortschleppten. Desgleichen gratuliere ich zur Entscheidung der Regierung . . . Lassen Sie mich doch ausreden, Sie können unsern Freund nachher beglückwünschen . . . Also unser Freund, Ritter der Ehrenlegion, wird außerdem zum geheimen Steuereinnehmer ernannt werden.“

Digitized by Google

Dies verursachte einen Schrei der Überraschung. Manche zogen eine lächelnde Grimasse, aber der Anblick des Tisches ermahnte sie an eine Gratulation.

Sicardot bat von neuem um Ruhe.

„Einen Augenblick," sagte er, „ich bin noch nicht zu Ende . . . Nur ein Wort . . . Wir können hoffen, unsern Freund in unserer Mitte zu behalten, da Herr Peirotte gestorben ist."

Während die Gäste sich lebhaft äußerten, überlief es Felicitas kalt. Zwar hatte Sicardot ihr schon den Tod des geheimen Steuereinnehmers mitgeteilt, aber beim Anblick dieses Festessens überzog Blässe ihr Gesicht. Sie erinnerte sich ihres Wunsches und warf sich vor, daß sie den Tod dieses Mannes veranlaßt habe.

Indessen klirrte das Silbergerät, als die Gäste sich gütlich thaten. In der Provence ißt man viel und geräuschvoll, und seit die Herren das Ragout verzehrt hatten, sprachen sie alle durcheinander, warfen sich Schmeicheleien an den Kopf und machten ihre Bemerkungen über die Abwesenheit des Marquis, — Roudier ließ verlauten, daß er aus Angst vor den Insurgenten die Gelbsucht bekommen habe. Beim zweiten Gang überboten sich die Öl- und Mandelhändler in ihren Beteuerungen, Frankreich gerettet zu haben, und stießen auf den Ruhm der Rougons an. Granoux war hochrot im Gesichte und fing bereits an zu stammeln, Vuillet war ganz blaß und vollständig betrunken.

Sicardot hatte das Amt des Mundschenken und schenkte immer wieder ein, während Angela, die bereits zu viel gegessen hatte, sich mit Zuckerwasser begnügte. In ihrer Freude, gerettet zu sein und sich sicher im gelben Salon beisammen zu finden um einen wohlbesetzten Tisch, im Glanze zweier Armleuchter und des Kronleuchters, den

Digitized by Google

sie heute zum ersten Male ohne seinen von Fliegenschmutz gemusterten Überzug sahen, überließen sich die Herren einem seligen Gefühle. Je mehr die Atmosphäre heißer wurde und je mehr Gerichte aufgetragen wurden, desto mehr ergingen sie sich in Komplimenten über die Bereitung, ja ein alter ehemaliger Lohgerber verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß das Diner „ein wahrhaft lukullisches Mahl sei."

Peters dickes, blasses Gesicht strahlte und schwitzte vor Vergnügen und Felicitas behauptete in ihrer Aufregung, daß sie jedenfalls die Wohnung des armen Herrn Peirotte mieten würden, bis sich Gelegenheit fände, ein Häuschen in der Neustadt zu kaufen, wobei sie in Gedanken ihr Mobiliar bereits auf die verschiedenen Zimmer des Steuereinnehmers verteilte. Als die Stimmen einen Augenblick noch lauter wurden und ganz betäubend wirkten, überkam sie ein plötzlicher Gedanke; sie stand auf, ging zu Aristides und flüsterte ihm zu:

„Und Silvester?"

Der junge Mann, den die Frage überraschte, zitterte und antwortete leise:

„Er ist tot. Ich habe gesehen, wie der Gendarm ihm den Kopf mit seiner Pistole zerschmettert hat."

Jetzt schauderte auch Felicitas. Dann wollte sie ihren Sohn fragen, warum er diesen Mord nicht verhindert und das Kind nicht zurückgefordert habe, aber sie blieb stumm. Allein Aristides hatte diese Frage auf ihren zitternden Lippen gelesen und flüsterte:

„Du begreifst wohl, warum ich nichts gesagt habe ... Das wäre ja für ihn nur noch schlimmer gewesen. Es ist am besten und wir sind ihn los."

Dieses herzlose Geständnis mißfiel Felicitas.

Allein Aristides hatte jetzt ebenso wie sein Vater und

Digitized by Google

seine Mutter auch sein Opfer. Aber keineswegs würde er mit solcher Offenheit erzählt haben, daß er in den Vorstädten umhergeschlendert sei und seinen Vetter habe töten sehen, wenn nicht die Weine des Hotel de Provence und die Träume von seinem bevorstehenden Einzug in Paris ihn die Grenzen seiner gewöhnlichen Verschlossenheit hätten überschreiten lassen.

Peter hatte von weitem die Unterhaltung zwischen seiner Frau und seinem Sohne beobachtet und verstanden und tauschte einen verständnisinnigen Blick mit ihnen aus, der sie zum Schweigen aufforderte.

Dieses schien ein letztes Angstgefühl zu sein, das die Rougons inmitten der Tafelfreuden überkam. Aber als Felicitas sich wieder auf ihren alten Platz setzte, bemerkte sie an einem gegenüberliegenden Fenster eine brennende Kerze — man wachte jedenfalls an Herrn Peirottes Leiche, die man von Sainte-Roure zurückgebracht hatte. Es war ihr, als erwärme ihr die Kerze den Rücken.

Immer lauter wurde das Lachen, und als der Nachtisch aufgetragen wurde, ertönte der gelbe Salon von Ausrufen des Entzückens.

Zur selben Stunde gewährte die Vorstadt einen schauderhaften Anblick und erinnerte an das Drama, das sich soeben auf dem Platz von Saint-Mittre abgespielt hatte. Als die Truppen vom Blutbad in der Ebene zurückkehrten, fanden heftige Auftritte statt; manche wurden heimlich hinter einer Mauer mit Kolbenschlägen getötet, andere fand man mit zerschmettertem Schädel in einem Hohlwege liegen, die dem Gewehre eines Gendarmen zum Opfer gefallen waren. Um durch Schrecken den Andern die Lippen zu schließen, töteten die Soldaten manchen auf der Landstraße, so daß man ihre Spur an den Leichnamen und roten Flecken, welche sie zurückgelassen hatten, ver-

Digitized by Google

folgen konnte. Es war ein langsames Hinmorden. Auf jeder Etappe wurden einige Insurgenten massakriert, von denen man zwei in Sainte-Roure, drei in Orchères und einen in Béage gemordet hatte. Als sich die Truppe in Plassans auf der Straße nach Nizza gelagert hatte, beschloß man noch den verdächtigsten Gefangenen zu erschießen. Die Sieger meinten durch Zurücklassung dieses neuen Leichnames der Stadt Achtung vor dem neuen Kaiserreiche einzuflößen. Die Soldaten dagegen waren des Tötens überdrüssig und keiner meldete sich zur Ausführung des Befehles. Man hatte die Gefangenen auf die Balken des Zimmerplatzes anstatt auf ein Feldbett geworfen und je zwei mit den Händen aneinander gefesselt; sie hörten ihr Urteil und erwarteten mit stumpfer Resignation die Ausführung desselben.

In diesem Augenblicke durchschritt der Gendarm Rengade ungestüm die Menge der umherstehenden Neugierigen, denn sobald er gehört hatte, daß mehrere hundert Insurgenten mit der Truppe zurückkommen sollten, stand er auf, trotzdem er vom Fieber geschüttelt wurde, und wagte sein Leben in dieser kalten Dezembernacht. Seine Wunde öffnete sich von neuem, so daß die Binde über seiner leeren Augenhöhle sich blutig rot färbte, und rote Streifen über seine Wangen und seinen Schnurrbart liefen. Blaß vor innerer Wut, sah er jedem Gefangenen forschend ins Gesicht. So schritt er an den Balken entlang, bückte sich dann und wann, um genauer sehen zu können und setzte die Gleichgültigsten durch seine rauhe Erscheinuug in Angst. Plötzlich rief er:

„Ach, da ist er, der Bandit."

Dabei legte er seine Hand auf Silvesters Schulter, der niedergekauert auf einem Balken saß und mit totenblassem Gesicht vor sich hin in die blaugraue Dämmerung

Digitized by Google

ſtarrte. Seit ſeinem Abzug aus Sainte-Roure hatte man dieſen ſtarren Blick an ihm bemerkt, und während des ganzen Marſches hatte er ſich ſanftmütig wie ein Kind gezeigt, während die Uebrigen fortwährend von Kolbenſchlägen der Soldaten in Raiſon gehalten werden mußten. Bedeckt mit Staub und halbtot vor Durſt und Müdigkeit ging er lautlos dahin, wie eines jener friedlichen Tiere, welche die Kuhhirten mit ihrer Peitſche herdenweis regieren. Er dachte nur an Miette, die er auf einer Fahne unter den Bäumen liegen ſah, mit ihren Augen gen Himmel ſtarrend. Seit drei Tagen ſah er nur ſie allein und auch jetzt bei zunehmender Dunkelheit, weilten ſeine Gedanken bei ihr.

Rengade wandte ſich an den Offizier, der unter den Soldaten keinen, der die Hinrichtung übernahm, hatte finden können.

„Der Schurke hat mich geblendet," ſagte er zu ihm, auf Silveſter zeigend. „Geben Sie ihn mir . . . Ihnen kann's ja gleich ſein, welcher."

Der Offizier zog ſich, ohne zu antworten, mit ſtummer Pantomime zurück, aber der Gendarm verſtand, daß man ihm ſeinen Mann überließ.

„Komm, erhebe Dich!" ſagte er, ihn heftig ſchüttelnd.

Silveſter hatte, wie alle Gefangenen, einen gefeſſelten Gefährten neben ſich. Dieſes war ein Bauer aus Poujols, genannt Morgue, ungefähr fünfzig Jahre alt, aber von der ſcharfen Sonne und den ſchweren Feldarbeiten halb blödſinnig geworden. Mit ſeiner gebückten Geſtalt, ſeinen rauhen Händen und ſeinem glatten Geſichte mit den ſtets blinzenden Augen gewährte er den Anblick eines eigenſinnigen, geſchlagenen Tieres. Weil ſein ganzes Dorf auswanderte, war auch er gegangen und hatte ſich mit einer Heugabel bewaffnet, warum er es aber gethan hatte,

Digitized by Google

wußte er nicht. Ja, seit man ihn gefangen genommen hatte, begriff er noch weniger davon und glaubte, daß man ihn nach Hause führen wollte. Als er sich gefesselt und von Neugierigen angestaunt sah, verdummte er vollends, und da er nur platt sprach und verstand, so konnte er die Absicht des Gendarmen nicht erraten. Er wandte diesem sein dickes Gesicht zu, und da er sich einbildete, man frage ihn nach dem Namen seines Landes, sagte er mit seiner rauhen Stimme:

„Ich bin aus Poujols."

Lautes Lachen erscholl aus der Menge und Stimmen riefen:

„Macht doch den Bauern los!"

„Pah," antwortete Rengade, „je mehr man von diesem Gewürm beseitigt, desto besser. Da sie nun einmal zusammen sind, so mögen sie auch beisammen bleiben."

Man hörte ein Murmeln, aber sobald sich der Gendarm mit seinem blutbefleckten Gesichte gegen die Menge kehrte, stob diese auseinander. Ein kleiner bürgerlicher Stutzer erklärte, daß er sich den Appetit verderbe, wenn er länger bliebe, und Straßenjungen sprachen von dem roten Mädchen, sobald sie Silvester erkannt hatten. Auch der kleine Stutzer kam noch einmal zurück, um den Liebhaber der Frau mit der Fahne, von der sogar die „Gazette" gesprochen hatte, besser sehen zu können. Silvester sah und hörte nicht, so daß Rengade ihn erst beim Kragen fassen mußte. Darauf erhob er sich und zwang Morgue, ein gleiches zu thun.

„Kommt!" sagte der Gendarm, „es wird nicht lange dauern."

Jetzt erkannte Silvester den Einäugigen; er lächelte und begriff Alles. Er wandte den Kopf zur Seite, denn der Anblick des Einäugigen mit seinem blutgetränkten

Digitized by Google

Schnurrbart verursachte ihm schmerzliches Bedauern; er hätte gern in dem bisherigen sanftmütigen Gefühl der Wehmut sterben mögen. Darum vermied er es, Rengade's einziges Auge anzusehen, das unter der weißen Binde funkelte.

Der Platz lag verlassen unter dem gelben Himmel da, dessen kupferfarbige Wolken einen sonderbaren Widerschein gaben, und niemals mochte wohl dieses kahle Feld ein so melancholisches Ansehen gehabt haben als in dieser Dämmerung. Auf der Landstraße verschwanden Gefangene, Soldaten und die Menschenmenge im Dunkel der Bäume. Das ganze Terrain mit seinen Bohlen und Balkenhaufen glich in dieser eigentümlichen Beleuchtung einem ausgetrockneten Strome. Die Sägeböcke der Brettschneider zeigten in einem Winkel ihr mageres Gerippe, deren Schatten einem Galgen oder einer Guillotine ähnelte. Man sah keinen Menschen außer drei Zigeunern, die ihren Kopf erschreckt zur Wagenthüre hinausstreckten, ein altes Ehepaar und ein großes Mädchen mit krausem Haar und katzenartig funkelnden Augen.

Ehe sie die Allee erreichten, warf Silvester noch einen Blick zurück. Er gedachte eines längst vergangenen Sonntags, an dem er im Mondenscheine über diesen Zimmerplatz gegangen war. Da hatte der Mond gerade so klar und blaß geschienen wie heute, nur jetzt erklang in der Stille ein leise in fremder Sprache gesungenes Lied. Dann entsann er sich, daß dieser fern liegende Sonntag erst vor acht Tagen gewesen sei, als er von Miette Abschied genommen hatte. Es dünkte ihm eine Ewigkeit, als seien seit seinem letzten Hiersein Jahre vergangen. Beim Eintreten in die Allee fühlte er sein Herz erzittern. Hier kam ihm Alles bekannt vor, der Duft der Gräser, der

Digitized by Google

Schatten der Bretter und die Löcher in der Mauer. Eine klagende Stimme schien aus allen diesen Dingen ihm entgegen zu kommen. Die Allee wurde immer länger, finsterer und breiter und schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Auch wehte hier ein kalter Wind. Alles sah älter und trauriger aus als sonst, die Mauer war voller Moos, das Gras vom Frost gebräunt und die Planken von der Feuchtigkeit in Fäulnis übergegangen. Es war ein trostloser Anblick. Die gelben Abendschatten fielen kalt auf Alles, was ihn an sein Liebstes erinnerte. Er schloß unwillkürlich die Augen. Da sah er die Allee im grünen Blätterschmucke und gedachte der glücklichen Zeiten, als er mit Miette sich des warmen Wetters hier erfreute. Und wenn der Dezember mit seinen Regengüssen kam, waren auch sie nicht ausgeblieben und lauschten im Versteck der Planken auf sein eintöniges Niederströmen. Wie ein Blitz durchzuckte ihn die Erinnerung an sein Leben und seine vergangenen Freuden, wie Miette lustig lachend über die Mauer gesprungen war und er ihre weiße Haut und ihr blauschwarzes Haar trotz der Dunkelheit erkannt hatte. Sie erzählte ihm von den Nestern der Elster, die so schwer ausfindig zu machen sind, und zog ihn mit sich fort. Wie waren sie dann gelaufen beim leisen Murmeln der Viorne, beim Gesang einer verspäteten Grille, wenn der Wind durch die Pappeln der Wiesen von Sainte-Claire strich. An Alles dies erinnerte er sich jetzt. Ja, Miette war ein gutes Kind gewesen! Der Gedanke an seine erste Liebe führte ihn in den schmalen Nebenweg, wo sie sich immer Rendezvous gegeben hatten. Beim verhallenden Gesange der Zigeunerin, dem klirrenden Zuschlagen der letzten Fensterläden und dem Schlagen der Thurmuhr fiel ihm die Trennungsstunde ein, als Miette über die Mauer gestiegen war und ihm Kußhändchen zuwarf. Dann verschwand

Digitized by Google

ſie. Der ſchreckliche Gedanke, ſie nie wiederzuſehen, ſchnürte ihm die Kehle zu.

„So," ſchmunzelte der Einäugige, „wähle Dir den Platz!"

Silveſter ging noch etwas weiter, bis er ans Ende der Allee kam, ohne es ſelbſt zu bemerken, da er immer auf den Himmel ſah, deſſen roſtbraune Wolkenſtreifen er betrachtete. Während zwei Jahren hing ſein ganzes Leben an dieſer Gegend und es war ihm eine große Genugthuung, daß er hier dem Tode entgegenging, wo er ſo gern geweilt hatte. Unwillkürlich verzögerte er ſeinen Schritt, um von allem, was er liebte, Abſchied zu nehmen, den alten Mauern, all dieſen Dingen, die für ihn durch Miette Bedeutung erlangt hatten. Sie hatten ja nur gewartet, das heiratsfähige Alter zu erreichen, um ſich heiraten zu können. Tante Dide würde dann zu ihnen gezogen ſein. Ach, wenn ſie doch weit weg in irgend ein unbekanntes Dorf geflohen wären, wo die Taugenichtſe der Vorſtadt ihr nicht das Verbrechen ihres Vaters hätten vorwerfen können! Welch glückliches Daſein! Dann hätte er eine Wagnerwerkſtatt an der Landſtraße eröffnet und er würde ein einträgliches Geſchäft gehabt und billige Sachen gearbeitet haben, und die ſchönen Karoſſen mit den lackierten Flächen nicht beneiden. In ſeiner dumpfen Verzweiflung wollte es ihm durchaus nicht einleuchten, warum ſein erträumtes Glück ſich nicht verwirkliche. Warum war er nicht bei Miette und Tante Dide? — In ſeiner Erinnerung hörte er einen Schuß fallen und ſah eine Fahne wanken, deren Schaft zerbrochen war und deren Stoff ſchlaff hing, wie die Flügel eines getroffenen Vogels. Auf dieſer Fahne ſchliefen die Republik und Miette; ach, ſie waren beide tot und bluteten beide aus einer Wunde in der Bruſt. Dieſe beiden geliebten Leichname gaben auch ihm den Todesſtoß.

Digitized by Google

Weshalb sollte er nun noch leben? Jetzt konnte er ruhig sterben. Dieser Gedanke hatte ihn schon seit Sainte-Roure sanft wie ein Kind gemacht. Er war gar nicht mehr er selbst; sein eigentliches Ich kniete bei seinen geliebten Toten unter den Bäumen im beißenden Pulverdampf.

Der Einäugige wurde ungeduldig und stieß Morgue, der sich dahinschleppen ließ, wobei er schalt:

„Geht doch zu, ich habe nicht Lust, hier draußen zu schlafen."

Silvester strauchelte. Er sah zu seinen Füßen ein Stück Schädel im Grase scheinen. Es war ihm als riefen ihn die Toten, diese Längstverstorbenen, deren Ausdünstung ihn und seine Geliebte in den Juliabenden so seltsam beunruhigt hatte. Die Toten waren vergnügt, riefen ihn, zu kommen und versprachen ihm Miette in der Erde wiederzugeben und zwar in einem noch mehr verborgenen Schlupfwinkel als am Ende jenes Fußweges. Der Kirchhof, der dem kindlichen Gemüte Schauder erregt, schien nach Silvesters Blut zu verlangen. Wartete er doch schon seit zwei Sommern auf die jungen Verlobten!

„Hier!" sagte der Einäugige.

Der junge Mann sah vor sich nieder; sie hatten das Ende des Weges erreicht, und als er den Leichenstein bemerkte, überkam ihn ein leises Zittern. Miette hatte recht, dieser Stein war für sie.

„Hier ruht . . . Marie . . . gestorben . . ."

Der Stein war für sie dort, sie war gestorben. Er fühlte seine Kräfte schwinden und stützte sich auf den kalten Stein. Sonst als sie auf ihm während der langen Sommerabende plaudernd saßen, war er warm gewesen. Hier stieg sie sonst über die Mauer und auf den Stein setzte sie beim Ueberklettern die Füße. Es war ihm, als sei ein Eindruck von ihrem geschmeidigen Körper im Stein geblieben.

Digitized by Google

Ihm erschien es als ein vorherbestimmtes Verhängnis, daß dieser Stein sich an der Stätte befand, wo sie sich liebend gesucht hatten und daß er deshalb auch hier sterben müsse.

Der Einäugige lud seine Pistolen.

Der Gedanke, sterben zu sollen, entzückte jetzt Silvester. Darum hatte man ihn also den weiten Weg von Sainte-Roure nach Plassans geführt! Wenn er gewußt hätte, daß er auf diesem Steine, in dieser Luft, in der er noch Miettes Atem zu spüren glaubte, sterben sollte, so würde er sich mehr beeilt haben. Aber einen solchen Trost in seinem Schmerze hatte er nicht zu hoffen gewagt! Der Himmel war ihm doch gnädig!

Mit seltsamem Lächeln erwartete er sein Ende.

Als Morgue jetzt die Pistolen gewahrte, ergriff ihn große Angst und er rief verzweifelt:

„Ich bin aus Poujols, ich bin aus Poujols!"

Er warf sich auf die Erde und wälzte sich flehend zu den Füßen des Gendarmen, da er fest glaubte, man verwechsele ihn mit einem andern.

„Was geht mich das an, ob Du aus Poujols bist," knurrte Rengade.

Und als der Elende zitternd und vor Angst weinend nicht begriff, warum er sterben solle, streckte er seine von harter Arbeit ungestalteten Hände aus und sagte in seiner platten Sprache, daß er nichts gethan habe, daß man ihm doch vergeben solle, — aber der Einäugige war ärgerlich über sein unruhiges Gebahren, das ihm nicht gestattete, ihm den Lauf der Pistole auf die Schläfe zu setzen, und schrie:

„Wirst Du endlich schweigen?"

Aber Morgue wollte durchaus nicht sterben und fing wie ein Tier an zu heulen und zu grunzen.

„Sei ruhig, Schuft!" wiederholte der Gendarm und

Digitized by Google

zerschlug ihm den Kopf, daß der Bauer in einer unförmigen Masse gegen einen Bretterhaufen rollte, wo er liegen blieb. Die Heftigkeit des Stoßes hatte den Strick zerrissen, der ihn an seinen Gefährten kettete. Silvester warf sich vor dem Leichenstein auf die Kniee.

Rengade hatte seine Rache dadurch, daß er Morgue zuerst tötete, zu verschärfen gesucht. Er spielte mit seiner zweiten Pistole, erhob sie langsam und weidete sich an Silvesters Todesqual. Dieser sah ihn ruhig an, aber der wilde Blick des Einäugigen war ihm peinlich. Er sah weg, weil er fürchtete, daß er nicht ruhig sterben könne, wenn er diesen vor Rache zitternden Menschen mit seiner befleckten Binde und seinem blutigen Schnurrbart länger ansähe. Aber als er seinen Blick abwandte, bemerkte er Justins Kopf gerade da an der Mauer erscheinen, wo Miette sonst immer übergestiegen war.

Justin war gerade am Römerthor gewesen, als der Gendarm die beiden Gefangenen abführte, und war deshalb aus Leibeskräften gelaufen, um den Anblick der Hinrichtung nicht zu verfehlen. Der Gedanke, daß er das Schauspiel bequem wie von einem Balkon ansehen konnte, ließ ihn sich dermaßen beeilen, daß er zweimal hinfiel. Allein trotz seines übermäßigen Eilens kam er doch zu spät, um den ersten Pistolenschuß abfeuern zu sehen. Voller Verzweiflung darüber stieg er auf den Maulbeerbaum und sah zu seiner Freude, daß Silvester noch übrig war. Die Soldaten hatten ihm den Tod seiner Kousine mitgeteilt und die Ermordung des Wagners erhöhte nur seine Freude. Gierig erwartete er den Schuß und fühlte seine Wollust durch das Schreckliche der Szene verdoppelt. Als Silvester den Kopf auf der Mauer erkannte und in das blasse, freudig erregte Gesicht des schmutzigen Burschen sah, dessen Haare über der Stirn in die Höhe gekämmt waren, ergriff

Digitized by Google

ihn eine betäubende Wut, ein Gefühl, sein Leben zu erhalten. Diese letzte Aufregung seines Blutes dauerte indeß nur wenige Sekunden; dann fiel er wieder auf die Knie und starrte vor sich hin, als habe er in dieser melancholischen Dämmerung eine überirdische Erscheinung. Er sah Tante Tide am Eingange der Sackgasse von Saint Mittre weiß und stumm dastehen wie eine marmorne Heilige.

In diesem Augenblicke fühlte er auf seiner Schläfe den kalten Pistolenlauf. Justins blasses Gesicht lachte, aber Silvester schloß die Augen und vernahm das anhaltende Rufen der Toten. Dann gewahrte er in der Dunkelheit Miette unter den Bäumen liegen, von der Fahne zugedeckt und ins Blaue starrend. Jetzt drückte der Einäugige ab und Alles war vorbei; — der Schädel des Jünglings platzte wie eine gefüllte Granate, sein Gesicht fiel auf den Stein und seine Lippen berührten dieselbe Stelle, auf die Miettes Füße so oft getreten hatten . . .

Am selben Abend herrschte an der Tafel bei den Rougons lautes, erregtes Lachen, wobei sie in dem Gedanken schwelgten, es den Reichen gleich zu thun. Ihre Gier war durch dreißig magere Jahre nur gereizt und in ihrer Unersättlichkeit klammerten sie sich jetzt ans Kaiserreich. Der Staatsstreich, welcher das Glück der Bonapartes wieder befestigt hatte, war auch die Grundlage zu dem Glücke des Hauses Rougon.

Peter stand auf, erhob sein Glas und rief:

„Auf das Wohl des Prinzen Louis, des Kaisers!"

Die anwesenden Herren, die ihren Neid im Champagner ertränkt hatten, erhoben sich sämtlich und stießen mit betäubendem Lärm an.

Es war ein herrlicher Anblick, diese Bürger von Plassans, Roudier, Granoux, Vuillet und die übrigen, weinen und sich umarmen zu sehen über dem kaum

Digitized by Google

erkalteten Leichnam der Republik. Sicardot aber hatte einen wunderbaren Gedanken. Er nahm aus Felicitas' Haar eine rosafarbne Atlasschleife, die sie sich zum Schmuck hinter das rechte Ohr gesteckt hatte, schnitt mit seinem Dessertmesser einen Streifen davon ab und steckte ihn feierlichst in Rougons Knopfloch. Dieser spielte den Bescheidenen und wehrte es mit strahlendem Gesichte ab, indem er leise sagte:

„Nein, ich bitte Sie, das ist ja noch zu früh. Ich muß warten, bis das Dekret ankommt."

„Zum Teufel," schrie Sicardot, „wollen Sie es wohl sitzen lassen, wenn ein alter Soldat Napoleons Sie damit schmückt!"

Der ganze Salon brach in freudigen Beifall aus, so daß Felicitas ganz überwältigt war.

Der stumme Granoux stieg sogar in seinem Eifer auf einen Stuhl, schwenkte seine Serviette und hielt eine Rede, die sich in dem Lärm vollständig verlor. Der gelbe Salon war wie wahnsinnig vor Jubel.

Allein das rosafarbne Band in Peters Knopfloch war nicht der einzige rote Flecken im Triumphe der Rougons. Vergessen unter dem Bette im Nebenzimmer lag noch der Stiefel mit dem blutigen Absatze, und die Kerze, welche gerade über Herrn Peirotte's Lager brannte, blutete in der Dunkelheit wie eine offene Wunde und draußen neben dem Leichenstein auf dem Platze von Saint-Mittre war eine tiefe Blutlache.

Ende.

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

17Nov'58JT

REC'D LD

DEC 18 1958

FEB 12 1968 60

REC'D LD FEB 2'68-5 PM

LD 21A-50m-9,'58
(6889s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google